l. h 2
90 III

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-1192015415-1883789672-18/fragment/page=0002

Betrachtungen
über die
Weisen Absichten GOTTES,
bey den Dingen,
die wir in der menschlichen Gesellschaft und der Offenbahrung antreffen,
ausgefertiget
von
Johann Friedrich Jacobi,
Prediger an der Creuzkirche in Hannover.
Dritter Theil.

Zweyte Auflage.

Hannover,
in Verlag sel. Nicolai Försters und Sohns Erben
Hof-Buchhandlung, 1755.

Gymnasium zu Quedlinburg

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

194098452

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-1192015415-1883789672-18/fragment/page=0006

Dem

Hoch-Edelgebohrnen und Hochgelahrten Herrn,

HERRN

Johann Peter Reusch,

Hochberühmten Professor der Philosophie auf der hohen Schule zu Jena,

seinem ehmahligen

Lehrer und grossen Wolthäter

widmet dieses Buch

als eine Frucht des genossenen sehr treuen Unterrichts und als ein Denkmahl vieler empfangenen Wolthaten

der Verfasser.

Theuerster Lehrer!

Grosser Gönner!

Das Andenken des lehrreichen und gründlichen Unterrichts, des leutseeligen und vergnügten Umganges und vieler andern Wolthaten, so bey **Ew. Hoch-Edelgeb.** zu geniessen das Glück gehabt, ist in meinem Gemüthe noch beständig neu, und unterhält in demsel-

ben die zärtlichsten Empfindungen einer ehrerbietigen Hochachtung und der erkänntlichsten Dankbegierde. Ich werde noch immer auf die angenehmste Arth gerühret, so oft sich das reizende Bild Dero höchst verehrungswürdigen Person und Dero erhabenen Eigenschaften in meinem Gedächtniß darstellet. Es geschiehet dieses so oft, daß die meinigen vielfältig Dero Wertheſten Nahmen von mir hören, und mit mir eine wahre Ehrerbietung gegen denselben hegen. Ich fühle noch immer das ehmahlige Vergnügen, so oft ich in die glücklichen Stunden zurück gehe, welche in Dero beliebten Gegenwart habe zubringen dörfen. Ich werde recht entbrannt gegen die gütige Vorsehung

sehung meines Gottes, wenn ich erwege, wie er Dero Herz gegen mich, als einen ganz Fremden, geneiget, und Ew. Hoch-Edelgeb. bewegt, daß Dieselben nicht nur Mühe und Fleiß, sondern auch, ohne daß ich mich iemahls unterstanden, dergleichen zu suchen, Kosten an mich gewendet. Gott hat Ew. Hoch-Edelgeb. gebraucht, meinem Lebens-Lauf und der Reihe meiner Schicksahle eine ganz andere Bestimmung zu geben, als ich sonsten vor mir sahe. Und wie glücklich ist selbige für mich ausgefallen? Durch die Gewogenheit von Ew. Hoch-Edelgeb. die mir Niemand als die göttliche Vorsehung zuwege gebracht, habe ich länger können auf

Universitäten bleiben, als mir sonsten wäre möglich gewesen. Und dieses hat mich auf ganz andere und bessere Wege zu meiner zeitlichen Versorgung geführet, als ich sonst zu betreten willens war. Ew. Hoch-Edelgeb. haben auch keinen geringen Antheil an der Bildung meines Gemüths. Es ist ja leider ein gemeines und recht grosses Unglück für Studierende, daß sie von so vielen angesehenen Lehrern zum Hochmuth und zur Geringschätzung der Religion und einer eifrigen Gottseeligkeit angeführt werden. Das erstere geschiehet, indem von nichts als von dem grossen Licht, so man heutiges Tages in den Wissenschaften habe, gerühmet und behauptet wird, Gott selber

ber könne nicht anders denken, als unser kurzsichtiger Verstand, und die Sätze, so man vortrage, können nicht anders als grosse Wahrheiten in dem Verstande des Allwissenden stehen, und die Weisheit unserer Vernunft, derjenigen Vernunft, welche sich nicht nur in den verschiedenen Gelehrten, sondern so gar in einer einzigen Seele so oft wiederspricht, sey nichts anders als eine Weisheit Gottes, und diejenigen seyn blind und albern, die sich eines andern überreden könnten. Von der Religion und einer wahren Tugend aber leitet man die jungen Gemüther ab, indem man seine Vorlesungen mit Spötterey en und stinkenden Possen zu würzen sucht, über die Laster scherzet, ei-

ne eifrige Gottseeligkeit verlachet und mit abgeschmackten Nahmen belegt, sich wol gar der Sünden der Jugend berühmet und sie als Beweise eines grossen und aufgeweckten Geistes anführet, und auch wol im grauen Alter noch das ärgerlichste Exempel giebet. Durch dergleichen Dinge wird die ohnedem flüchtige Jugend ganz wild gemacht, und wie mancher mit grosser Sorgfalt erzogener junger Mensch wird dadurch in das äusserste Verderben gestürzet? Ich war unter eben dergleichen Anführer gerathen, und ihr Vortrag und Beyspiel war bey mir nicht ohne alle Wirkung geblieben. Wie viel glaubte ich zu wissen? Und wie witzig schienen mir diejenigen, welche

mit

mit Beleidigung einer sittsamen Ehrbarkeit flüchtige Gemüther belustigen konnten? Unter Dero Anleitung aber habe ich mich selber wieder kennen lernen, und bin zu einer lebhaften Ueberzeugung kommen, wie enge die Grenzen unsers Verstandes, und in wie wenig Dingen wir zu einem Wissen in die Höhe steigen können. Und die grosse Sittsamkeit, welche in Dero Vortrage und allen Unterredungen herrschte, trug nicht wenig zur Verbesserung meines Geschmacks bey. Nie werde ich der Demuth vergessen, welche Dero Wissenschaften zieren, die doch nach dem Maaß, wornach man menschliche Wissenschaften schätzet, ungemein weitläuftig und sehr gründlich

sind.

sind. Nie wird mir die sittsame und leutseelige Ernsthaftigkeit aus dem Sinne kommen, womit Dieselben die Wahrheiten vortrugen und gegen Sätze von Wichtigkeit eine bewegende Ehrerbietung erweckten, da ich andere gefunden, welche auch so gar die Offenbahrung mit so faulen Gleichnissen erläuterten, die ihre Zuhörer zu einem lauten Gelächter brachten, und diejenige Hochachtung benahmen, welche man Wahrheiten von der äussersten Wichtigkeit schuldig ist, und folglich ihre Wirkungen hemmten. Indem ich also durch Ew. Hoch-Edelgeb. zu allerhand Vortheilen gelanget, die bey mir einen unschätzbaren Werth haben; so ergreife diese Gelegenheit, so wol

wol dem Gott, der Ew. Hoch-Edelgeb. mir zu einem Lehrer und Gönner geschenket, als auch Dero mir höchst werthen Person ein öffentliches Denkmahl der Dankbarkeit zu stiften. Ich preise demnach die gütigste Vorsehung meines Gottes, die sich gegen mich und die meinigen auf so mannigfaltige und merkliche Arth bezeuget, mit dem bewegtesten Herzen auch dafür, daß sie mich zu Denenselben geführet und Dero Gewogenheit auf mich geneiget. Ich danke Ihnen, Theuerster Gönner, mit einer kindlichen Hochachtung für das viele Gute, so von Denenselben empfangen. Gott erhalte Ew. Hoch-Edelgeb. noch lange Zeit, und lasse Dieselben der

Kirche

Kirche und dem gemeinem Wesen viele Männer ziehen, in welchen Wissenschaften und Gottseeligkeit mit einander vereiniget sind, und setze Dieselben und Dero Nachkommen zu einem beständigen Seegen in Zeit und Ewigkeit. Dieses wünschet mit der treuesten Hochachtung und zärtlichsten Liebe, die auch der Tod nicht ändern wird,

Ew. Hoch-Edelgeb.

Hannover, den 15 Oct.
1748.

Ehrerbietigster und ergebenster
Diener,

Johann Friedrich Jacobi.

Vorrede.

Vorrede.

Geneigter Leser!

Ich überliefere hiermit den dritten Theil meiner Betrachtungen über die weisen Absichten Gottes. Es enthält diese Fortsetzung nur eine einzige Betrachtung, in welcher ich mich aus der blossen Vernunft zu erweisen bemühe, daß viele Einrichtungen dieser Erde, und besonders ein Theil derjenigen Schicksahle dieses Lebens, die aus unsern Handlungen nicht nothwendig erfolgen, sondern allein von dem Willen Gottes und der gemachten

machten Verbindung der Dinge abhangen, auf die Gemüthsverfassung der Menschen ihr Absehen haben. Ich habe darzuthun gesucht, daß auch die blosse Vernunft nicht anders denken könne, als daß der weise und heilige Schöpfer der Welt dadurch den Lastern Grenzen setzen und die Tugend befordern wollen. Die vielen Zweifel, welche ich hierbey zu beantworten gehabt, haben diese Betrachtung so weitläuftig gemacht. Besonders habe ich mich aufhalten müssen bey der Meinung eines Mandeville, welcher in der bekannten Fabel von den Bienen behauptet, daß die Laster zur Blüthe eines Staates nothwendig seyn, die Tugend aber ein Volk höchst armseelig machen würde. Ich hoffe nicht, daß Jemand durch die Vorerinnerung, welche man vor der Französischen Uebersetzung der Fabel von den Bienen findet, sich wird auf die Gedanken bringen lassen, daß ich durch die Wiederlegung der Meinung des Mandeville eine vergebliche Mühe übernommen, indem er selbige nur scherzweise vorgetragen, in einem andern Buche

che (*) aber selber das Gegentheil bewiesen und für die Nothwendigkeit der Tugend gestritten. Es ist dieses ein ganz falsches Vorgeben, womit man unwissende Leser hintergehen und die gar harten Vorwürfe, welche man der Fabel von den Bienen mit Recht gemacht, fälschlich ablehnen will. Mandeville ist in dem letztern Buche eben derselbige, der er in der Fabel ist. Er spottet auch in selbigem über die Tugend des Christenthums. Man lese nur den Auszug davon, so zu Anfang der beiden ersten Bände der Bibliotheque Britannique stehet, so wird man hiervon den Beweis finden. Wie weit ich die scheinbahren Zweifel des Mandeville wieder die Tugend aufgelöset, und seine Gründe für die Nothwendigkeit und grossen Nutzen der Laster entkräftet, überlasse dem Urtheil des geneigten Lesers. Es würde mir sehr angenehm seyn, wenn es andere beliebte anzuzeigen, wo dieses und jenes noch zu

(*) Der Titel dieses Buchs ist: An Enquiry to the origin of Honour, and the usefulness of Christianity in War.

zu verbessern wäre. Denn die in dieser Betrachtung abgehandelten Wahrheiten sind in meinen Augen von solcher Wichtigkeit, daß ich wünschte, die Beweise für selbige und die Auflösung der entgegenstehenden Zweifel in einer solchen Vollkommenheit zu sehen, als bey unserer sehr eingeschränkten Erkänntniß möglich ist. Ich hätte bey dieser Betrachtung auch Gelegenheit gehabt, die Frage eines Bailen zu erörtern, ob ein Staat, der aus lauter tugendhaften Christen zusammen gesetzt, bestehen könnte, wenn er zwischen unchristlichen und kriegerischen Staaten läge. Und vielleicht denken einige, daß ich die Zweifel, die der Baile bey dieser Frage wieder die Christliche Sittenlehre macht, mit den Zweifeln eines Mandeville billig verbinden und zugleich auflösen müssen. Ich würde dieses gethan haben, wenn mich nicht besondere Schwierigkeiten davon abgehalten. Ich hätte dieses nicht mit Nachdruck und nöthiger Ueberzeugung thun können, wenn ich mich nicht auf solche Staaten hätte beziehen wollen, die man in Privatunterredungen als unumstöß-

stößliche Beweise für die Meinung eines Bailen anführet, und von welchen man vorgiebet, daß sie unmöglich bestehen könnten, wenn sie nicht wieder alle Regeln des Christenthums in einer einzigen Stunde zwey einander wiedersprechende Tractaten schlössen und unterzeichneten, wovon doch nur einer gehalten werden könnte. Ich hätte hierbey zeigen müssen, daß dergleichen nicht geschähe, um sich in Ruhe und Sicherheit zu erhalten, sondern seine Grenzen zu erweitern, und daß andere und zwar noch ohnmächtigere Staaten, die mit den vorigen einerley Lage haben und in einerley Umständen sind, nur aber keine Erweiterung ihrer Herrschaft suchen, durch eine genaue und vortheilhafte Neutralität ihrer Sicherheit riethen. Ich hätte aus der Historie darthun müssen, daß die Unterthanen solcher kleinern und friedliebenden Staaten insgemein weit glücklicher, als diejenigen, deren Häupter nach grossen Ländern trachten. Hierbey aber hätte ich nothwendig über Majestäten urtheilen müssen, welches ich wieder diejenige Ehrerbietung zu seyn erachte, welche von einer nie-

drigen Privatperson gegen die Hohen dieser Welt gefordert wird. Aus dieser wichtigen Ursache habe auf die Frage und Zweifel eines Bailen mich gar nicht einlassen mögen. Ich will indessen hier in der Vorrede einen Hauptfehler bemerken, den Baile und diejenigen, so ihm folgen, bey der berührten Frage begehen. Sie nehmen alle Regeln des Christenthums als solche Gesetze an, die gar keine Grenzen und gewisse Bestimmung hätten, oder verlangen, daß iede Einschränkung, so sie leiden, dabey gesetzt wäre. Das erstere aber ist nicht, und das letztere kann nicht geschehen, ohne die Offenbahrung zu einem Buche von einer ungeheuren Grösse zu machen. Ein sehr grosser Theil der Christlichen Gesetze hat seine Einschränkungen, davon verschiedene in der Offenbahrung selbst angeführt, andere aber dem Nachdenken eines verständigen Lesers überlassen werden. Man nehme das sehr billige Gesetz: Du sollt nicht tödten. Wie viele Schranken hat selbiges nicht, welche die Schrift selber zum theil anzeiget? Sie billiget, daß allerhand Verbrechen mit dem Tode

bestraft

bestraft werden. Sie erlaubt die Niederlage vieler tausend Menschen in einem gerechten Kriege. Sie erwehnt einer noch härtern Abweichung, ohne etwas dagegen zu erinnern (*). Es hat dieses einzige Geboth so viele Grenzen, daß wenn sie alle genau sollten bestimmt werden, sie allein ein ziemlich grosses Buch ausmachen würden. Es müssen selbige dem Nachdenken und Gewissen gerechter und gottseeliger Personen nothwendig überlassen werden. Indessen wird Jedermann zugeben, daß zur Regel nichts anders könne angenommen werden, als dieses: **Du sollt nicht tödten.** Eben so verhält es sich mit dem Gesetz der Christen, **daß sie allerdings nicht schwören, sondern ihre Reden Ja, Ja, Nein, Nein seyn sollen.** Dieses ist die Regel, und selbige darf nicht anders abgefasset werden. Denn wollte man das Gegentheil zur Regel machen und sagen: **Redet nicht die Wahrheit, lüget unter einander, oder wenn ihr ja etwas Wahrhaftiges vorbringen wollet,**

(*) Klaglieder Jeremiä Cap. 4. v. 10.

so setzet Schwüre hinzu, und ehe dieses geschehen, traue keiner dem andern; so würde ein Jeder sich über die Unbilligkeit dieser Regel beschwehren, und Niemand würde sie für göttlich halten. Ein Jeder wird leicht begreifen, daß die Regel heissen müsse, man solle auch ohne Schwur redlich seyn und die Wahrheit sagen, und weil häufige Schwüre zum voraus setzten, daß man oft lüge, und folglich den Christen zu keiner Ehre gereichten, so sollten sie nicht schwören. Indessen hat auch diese Regel ihre Schranken, und wir finden davon selbst in dem N. T. Spuren (*). Es entstehen nemlich solche Einschränkungen oder Ausnahmen durch Fälle einer äusserstdringenden Noth, welche macht, daß entweder der Endzweck eines Gesetzes nicht kann erhalten werden, oder andere weit wichtigere Gesetze bey der Beobachtung eines von geringerer Wichtigkeit verletzet würden. Der Endzweck des Gesetzes: Du sollt nicht tödten, ist die gemeine Sicherheit. Diese würde aber nicht bestehen, wenn

(*) 2 Cor. 1, 23. Hebr. 6, 16.

wenn man das Leben der Räuber und Mörder in keine Gefahr setzen wollte. Folglich muß hier eine Ausnahme von der Regel gemacht werden. Solche Einschränkungen aber finden sich auch bey den Christlichen Gesetzen, aus welchen ein Baile schliesset, daß ein vollkommen Christlicher Staat, wenn er unchristliche Nachbarn hätte, nicht bestehen könnte. Ich will dieses bey demjenigen Gesetz des Heilandes beweisen, wobey man die größte Schwierigkeit zu finden vermeinet. Christus spricht: **Ich sage euch, daß ihr nicht wiederstreben sollt dem Uebel, sondern so dir Jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar** (*). Ich hoffe, so viel Verstand dörfe ich denen, die wieder die Lehren des Christenthums Zweifel machen, zutrauen, daß sie einsehen, wie der letztere Theil dieses Gesetzes ein Sprichwort sey, dergleichen man nie in der genauesten Bedeutung und weitesten Ausdehnung nehmen muß. Der Sinn desselben kommt mit dem ersten Hauptgesetz überein, ich soll

(*) Matth. 5, 39.

dem Uebel nicht wiederstehen, sondern lieber zwey, drey Beleidigungen verschmerzen, als mich wehren. Und zwar zeiget so wol das Wort des Grundtextes, als auch andere Lehren des weisesten Heilandes an, daß hier von einer gewaltsamen oder andern nachdrücklichen Gegenwehre, da man zu dem Schwerdt der Obern seine Zuflucht nimmt, oder sich sonsten mit Heftigkeit zu helfen suchet, die Rede sey. Sonst erlaubet der Erlöser nicht nur, sondern befiehlt so gar dem Uebel aus dem Wege zu gehen, wenn solches füglich geschehen kann (*). Und mit was für einer feinen Klugheit machte sich dorten Paulus vor dem hohen Rathe zu Jerusalem los (**)? Man untersuche zuerst, wenn in Absicht auf das Verhalten gegen die Beleidigungen eine kurze Regel soll fest gesetzt werden, welche sie seyn soll. Diese? **Wehre dich**, oder die andere? **Verschmerze das Unrecht, und wiederstehe demselben nicht.** Ein Jeder giebt zu, daß man dasjenige zur Regel machen muß, was man in den meh-

(*) Matth. 10, 14. 17. Cap. 7, 6.
(**) Apost. Gesch. 23, 6 u. f.

mehresten Fällen zu beobachten hat, und die wenigern Fälle, darinne die Regel nicht statt hat, geben ihr eine nähere Bestimmung, und machen die Ausnahmen aus. Ich beweise, daß man erstlich von Bauern und Bürgern verlanget, daß sie in den mehresten Fällen das Unrecht ohne nachdrückliche Gegenwehr verschmerzen sollen. Ich habe mehrmahlen gehöret, daß die Frage ist aufgeworfen worden, ob es nicht besser wäre, wenn man alle Richter mit gewissen guten Besoldungen versähe, alle Sporteln ganz und gar abschaffte, und Jedem, der etwas zu klagen hätte, ohne einige Unkosten Recht und Gerechtigkeit wiederfahren liesse. Man hat allezeit behauptet, daß solches nicht thunlich, weil alsdenn die Processe unendlich seyn würden, indem ein Jeder wegen der geringsten Kleinigkeit klagen würde. Ich zweifle gar nicht, daß wer nachdenket, dieses gegründet finden werde. Gestehet man aber hiermit nicht ein, es sey zur Ruhe der menschlichen Gesellschaft unumgänglich nöthig, daß die mehresten Beleidigungen ohne eine nachdrückliche Gegenwehr von Bauern und

Bürgern verschmerzet werden? Die Vornehmen, und besonders die Hofleute, dörfen noch weniger eine gewaltsame Gegenwehr wieder die Beleidigungen zur Regel machen. Wieder die allermehresten Beleidigungen, die einer dem andern anthut, dörfen sie nicht einmahl eine saure Miene ziehen. So viele beissende Reden, so viele Verleumdungen, so viele Falschheiten müssen sie ertragen, ohne sich einmahl merken zu lassen, als wollten sie sich mit Nachdruck dagegen auflehnen. Kaum dörfen sie sich unterstehen, einem ihrer vertrautesten Freunde ihren innern Schmerz zu entdecken. Auch Könige und Fürsten können sich nicht allen Beleidigungen mit Gewalt entgegen setzen. Wollten sie so oft mit ihren Nachbarn Krieg anfangen, als wieder die verbindlichsten Verträge gehandelt wird, wie oft würde Krieg seyn? Die Mächtigen der Erden müssen sehr oft grössere Beleidigungen übernehmen und in der Stille verschmerzen, als die von niedrigem Stande. Und wehe dem Lande, dessen König hierzu nicht geneigt ist. Ein gewisses

grosses

grosses Reich im Norden hat solches zu Anfange dieses Jahrhunderts erfahren. Ich hoffe also, ein ieder Unparteyischer wird zugeben, daß man in dieser unvollkommenen Welt, darinne die Beleidigungen so gar häufig sind, nicht eine gewaltsame Gegenwehr, sondern eine gedultige Ertragung und eine Gewinnung des Feindes durch Güte zur Regel machen müsse. Man gebe Achtung unter Hohen und Niedrigen auf diejenigen, welche sich allen Beleidigungen mit Gewalt entgegen setzen, wie viele Ruhe können sie geniessen? Wie viele Liebe können sie sich erwerben? Wie hoch können sie ihr Glück treiben? Und wie lange dauert es, so haben sie sich arm geprocesset und gekrieget? Und wie sehr werden die Unruhen und Lasten der Welt dadurch vermehret? Man überlege noch, was für Hausgenossen und Bediente wir uns am liebsten wünschen. Solche? die einander nichts zu gute halten, sondern über eine iede Beleidigung lermen und klagen, oder selber Böses mit Bösem abtreiben und vergelten, oder solche? die etwas von einander

ander hinnehmen und in der Stille verschmerzen. Es ist gewiß die Regel richtig: **Man muß sich dem Uebel oder den Beleidigungen anderer nicht mit Gewalt wiedersetzen, sondern man muß den Feind vielmehr durch Ausweichen und Wolthun zu gewinnen suchen.** Sie ist in den mehresten Fällen zu beobachten, und ein grosser Theil unserer besondern und auch der gemeinen Ruhe hänget davon ab. Indessen ist sie nicht ohne alle Schranken. Es sind Fälle, da eine dringende Noth eine gewaltsame und nachdrückliche Gegenwehr erfordert, wenn nemlich die Gefahr, so daraus entstehen würde, gar zu groß, und die gemeine Sicherheit und Ruhe, und die Wolfahrt einzelner Personen ganz gestöret, und folglich der Zweck der Regel durch ihre Beobachtung aufgehoben würde. Die Lehre Christi und das Betragen seiner Jünger bestimmen auch selber dergleichen Grenzen. Wäre die Meinung des Heilandes gewesen, man sollte gar keinen Beleidigungen weder ausweichen noch sich wiedersetzen, so

hätte

hätte er an einem andern Orte (*) nicht lehren können, wenn ein Bruder an uns sündigte, das ist, uns beleidigte, und er sich weder auf unsere, noch anderer guten Freunde, noch einer ganzen Gemeinde Zureden und Bestrafung ändern wollte, man ihn als einen Heiden und Zöllner halten sollte. Die Jünger des Herrn führten ja zu ihrer Sicherheit Schwerdter bey sich (**). Paulus wehrte sich mit seinem Römischen Bürgerrechte wieder die Geisselung (***). Er schützte sich bey einer andern Gelegenheit mit einer Appellation an den Kayser (†). Er lehret ferner von der Obrigkeit, daß sie ihr Schwerdt nicht umsonst trage, sie sey

(*) Matth. 18, 15. 16. 17. Ein gelehrter Leser schlage auch nach Luc. 22, 36. und lese zugleich des gelehrten Herrn Schöttgens Hor. Hebr. et Talmud. ad h. l. welcher daselbst beweiset, wie es im gelobten Lande ganz gewöhnlich gewesen, daß auch Geistliche zu ihrer Sicherheit wieder Räuber und wilde Thiere Schwerdter bey sich geführt.

(**) Luc. 22, 38.

(***) Apost. Gesch. 22, 25.

(†) Apost. Gesch. 25, 11.

sey Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut (*). Dieses alles leget gnugsam an den Tag, daß der Erlöser nicht gewollt, sein Ausspruch solle als eine Regel angenommen werden, die gar keine Schranken hätte, noch Ausnahmen litte. Es werden selbige vielmehr theils an andern Orten angezeiget, theils dem Nachdenken eines verständigen Christen überlassen, wie sich denn die nähern Bestimmungen von selbst zu lehren pflegen. Wenn ein Feld-Medicus der Armee die Regel vorschreibet, sie sollen kein unreif Obst essen, noch faul Wasser trinken; so ergiebet sich die Ausnahme von selbst, daß sie von dieser Regel abgehen müssen, wenn ihnen die Zufuhr aussen bleibet, nichts als unreiffes Obst vorhanden den Hunger zu stillen, und in der ganzen Gegend kein ander Wasser als stinkende Pfützen zu finden. Hätte ein Baile und seine Nachfolger dieses überhaupt bemerket, daß Jesus die Regeln gegeben, nicht aber die Ausnahmen, um kurz zu seyn, allezeit dabey gesetzet, sondern entweder bey anderer Gelegenheit angezeiget, oder

(*) Röm. 13, 4.

oder der dringenden Noth, als einer scharfen Lehrmeisterin zu lehren überlassen, so würde ihm vielleicht die Frage nicht eingefallen seyn, ob eine vollkommen Christliche Nation, wenn sie unchristliche Nachbarn hätte, bestehen könnte.

Ausser diesem habe noch anzuzeigen, daß die abgehandelte Betrachtung mich auf die weitere Ausführung des vierten Grundrisses, so dem ersten Theile dieser Betrachtungen angehänget worden, geleitet habe. Man findet derowegen in derselben die Frage mit mehrerm erörtert, **warum Gott das Böse nicht allezeit unmittelbahr bestrafe.** Es war diese Frage weitläuftiger zu beantworten, da ich den Beweis und die Vertheidigung der wichtigen Wahrheit übernommen, daß Gott bey der Einrichtung und den Schicksahlen dieser Erde mit auf die sittliche Gemüthsverfassung ihrer Einwohner gesehen. Ferner haben die Wirkungen lebhafter Schriften wieder die Religion und Tugend in verschiedenen Gemüthern, die viel darinnen lesen, ingleichen die Empfindungen,

gen, die sie bey mir selbst machen, wenn ich mich viel und lange bey ihnen aufhalte, auf eine Abhandlung von dem geistlichen Geschmack geführet. Ich habe selbige diesem Theile beyfügen wollen, um zu zeigen, wie leicht man sich auf gefährliche Abwege bringen lassen, und sein Gemüth in eine so jämmerliche und unedle Verfassung setzen könne, daß es weder der Wahrheit noch der Tugend fähig bleibt, und alles nach wilden Fratzen beurtheilet, die zum Lachen reizen. Der majestätische Gott, zu dessen Ehren ich diese Arbeiten gewidmet, lasse sie nicht ohne Seegen und Nutzen seyn. Seine Werke sind groß und viel. Er hat sie alle weislich geordnet. Sein Ruhm erfülle die Welt, und sein Nahme werde immer herrlicher unter den Menschen!

Die

Die

Dreyzehnte Betrachtung

von

Der Absicht Gottes bey den guten und wiedrigen Verhängnissen, welche mit den Handlungen der Menschen keine nothwendige Verbindung haben, nach der blossen Vernunft angestellet.

§. 1.

Wir empfinden bey uns ein Vermögen etwas zu wehlen oder zu verabscheuen, und unsere Kräfte auf dieses und jenes zu richten, oder sie davon abzukehren. Der gütige Schöpfer hat gewisse Handlungen in unsere Freyheit gesetzet. Wir können diese, wir können jene wehlen. Es haben

Der Mensch kann zu seinem Glück wenig beytragen.

aber diese Handlungen gewisse nothwendige Folgen. Einige Handlungen zeugen unangenehme Folgen, andere angenehme. Einige machen uns glücklich, andere unglücklich. Und in so fern kann man sagen, daß unser Glück in unserer Gewalt stehe. Es ist aber dieser Bezirk des Vermögens, unser Glück zu befördern, sehr eng. Unsere Freyheit wird von einer grossen Ohnmacht begleitet, und durch die Kräfte unsers Willens allein kann wenig ausgerichtet werden. Und es ist gewiß, daß wir zu unserer Wohlfahrt weniger beytragen, als die Menschen zu bemerken pflegen. Die Verwahrlosung der Gesundheit, des Verstandes, der Sinne und der Glieder, stehet wol in unserer Gewalt, nicht aber die Erhaltung derselben. Wir haben keine Herrschaft über die Krankheiten und andere Schicksahle, so uns diese Geschenke rauben können. Was Nahrung und Kleider betrifft, so tragen unsere Kräfte abermahls das wenigste dazu bey. Wer kann es hindern, wenn eine anhaltende Hitze Felder und Auen austrocknet und die Lebensmittel so rar macht,

daß

daß der Hunger Menschen und Vieh bey Millionen aufreibet? Wer kann den Mäusen und den Heuschrecken wehren, wenn sie in grossen Heeren zu uns kommen, und dasjenige wegfressen, wovon wir zu leben und unser Vieh zu füttern gedachten? Wer kann von uns die Luft gesund und die Zeiten fruchtbar machen, und dasjenige beschützen und erhalten, was die Erde hervorbringet? Unsere Ohnmacht ist dazu nicht hinreichend. Ein ieder erwege seine besondern innern und äusserlichen Umstände; das wenigste davon wird auf unser Vermögen und freye Wahl ankommen. Gebuhrt, Erziehung, die Gesellschaft so uns umgiebt, Gelegenheit Freunde und Gönner zu erlangen, dieses alles stehet nicht in unserer Gewalt; und wir haben dabey keine andere Freyheit, als ob wir diese und dergleichen Dinge, so uns dargebothen werden, annehmen und uns recht zu Nutze machen wollen oder nicht. Selbst die Weisheit und Tugend ist eine Sache, wovon wir das wenigste uns zuzuschreiben haben (*). Ein natürlich gutes Naturel, eine gute Erziehung, die Meinungen und Empfindungen, so uns in der ersten Kindheit einge-

flösset worden, die Lehrer, welchen wir ohne unsere eigene Wahl in die Hände gerathen, die Gesellschaften, in welche uns Gebuhrt und andere Zufälle gesetzet, und allerhand Verhängnisse, die einen besondern Eindruck in unser Gemüth gehabt, dieses alles hat Antheil an unserer Tugend. Und was bleibet uns dabey eigen? Dieses: wir hätten Verschiedenes, so zu derselben etwas beytragen wollen, verachten, versäumen und von uns stossen können. Wer diese und dergleichen Dinge genau überleget, der wird einsehen, daß von unserm Glück das wenigste in unserer Gewalt und Freyheit stehe, und daß unsere Kräfte und Einrichtungen das wenigste dabey ausrichten. Das mehreste hat sich derjenige vorbehalten, welcher diesen ganzen Weltbau eingerichtet und uns eben in diese und keine andere Verbindung gesetzet hat.

(*) Wer diesem weiter nachdenket, der wird auch schon durch die blosse Vernunft überzeuget werden, daß ein Mensch sich nicht selber bekehren und tugendhaft machen könne. Es stehet in der Gewalt des Menschen hiebey nichts, als dieses: er kann den göttlichen Führungen folgen, oder ihnen widerstreben; er kann die ihm geschenkten Mittel zur Aenderung seines Sinnes gebrauchen, oder

oder von sich stossen. Es geschiehet ohne des Menschen eigene Veranstaltung, daß ihm die nöthigen Wahrheiten des Heils vorgetragen werden. Das Wort des Lebens, so ihn ändert, wird ihm oft wieder seinen Willen ins Ohr gerufen. Die Schicksahle, welche seinen rohen Willen brechen und mildern, kommen, ohne daß er sie suchet und wünschet. Die Exempel, so ihm mannigmahl einen guten Eindruck geben, stellen sich ihm ohne seine Einrichtung dar, und fallen ihm wieder Willen in die Augen. Macht er nun von diesen allen einen guten Gebrauch, so bleibet ihm kein ander Ruhm übrig, als dieser, daß er den guten Anleitungen einer höhern und gnädigen Vorsehung nicht widerstanden, sondern gefolget. Keinesweges aber kann er sagen, daß er sich selber aufgewecket dem Guten nachzudenken, daß er durch sein Nachdenken gantz allein den Weg des Lebens aufgesucht und gefunden, und durch seinen eigenen Trieb, ohne alle fremde Aufmunterung, gegangen sey. Wer seinen Lebenslauf mit Ueberlegung durchgehet, alle seine leiblichen und geistlichen Glückseeligkeiten betrachtet, und die Dinge bemerket, welche er ohne alle sein Zuthun besitzet, oder zu deren Besitz er wenigstens sonst nichts beygetragen, als daß er sie nicht von sich gestossen, sondern angenommen und bewahret; der wird erkennen, wie wenig er sich selber zuzuschreiben habe, und wie viel er demjenigen schuldig ist, der diese Welt eingerichtet und ihn eben in diese und keine andere Verbindung gesetzet. Wie hat meine Fürsorge machen können, daß ich nicht wahnwitzig oder gar toll und rasend bin? Was habe ich dazu thun können, daß ich nicht blind,

taub, stumm oder ganz gebrechlich bin? Wie habe ich können meine Eltern aussuchen, von welchen ich als ein freyer Mensch und in der Christenheit gebohren worden? Warum bin ich nicht auf jenen heissen Küsten als ein Heide und Sklave gebohren? da man mich würde nach America an einen grausamen Geizhals verkauft, und mich zu einer unerträglichen Arbeit gezwungen und wie ein Stück Vieh geachtet haben. Wie habe ich können den Ort meiner Gebuhrt erwehlen und daselbst durch mein eigenes Fügen auf diesen Schauplatz treten, wo das Licht des Evangelii scheinet und mir der liebenswürdige Gott von Jugend auf geprediget worden? Wie habe ich mir selber die Erziehung geben können, die ich genossen? Grosser Schöpfer, deine ganz unverdiente Barmherzigkeit ist es, welcher ich dieses alles zuzueignen habe. Wie groß, wie unschätzbahr ist diese Liebe? HErr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knecht gethan hast.

§. 2

Weit mehr aber zu seinem Unglück.

An unserm Unglücke haben wir mehr Antheil als an unserm Glück. Denn zu dem Mangel dessen, was uns glücklich machet, können wir wol etwas beytragen, indem wir nach demselben nicht gehörig ringen, sondern dasselbe versäumen und von uns stossen. Hingegen können wir nur sehr wenig darzu thun, daß sich uns das Nö-

Nöthige zu unserer Glückseligkeit darbietet. Wir gleichen denen Armen, welche die ihnen zugedachte Almosen wol versäumen und selbigen sich entziehen, aber nicht machen können, daß ein Vorrath von Almosen zusammen kommt, der ihre Dürftigkeit unterstützet, sondern selbige bloß von der Barmherzigkeit anderer erwarten müssen. Wir können die Kräfte des Leibes und der Seelen verderben und liederlich verschwenden, uns aber selbige nicht schenken. Wir können die Gesundheit aufreiben, und uns muthwillig Schmerzen und einen frühzeitigen Tod zuziehen, uns aber nicht Gesundheit und Leben durch unsere Macht geben. Wir können uns durch Faulheit und Verschwendung Mangel und Armuth zuziehen: den Vorrath des Nöthigen aber nicht hervorbringen, in diese Welt legen und uns nach Belieben dazwischen setzen. Wir können die guten und freundschaftlichen Gemüther, womit uns der Schöpfer umgeben, durch ein hochmüthiges, eigennütziges, eigensinniges oder liederliches Betragen von uns abwenden: wir können aber nicht machen, daß, wenn wir auf die Schaubühne treten, sie eben

neben uns stehen. Wir können sie auch nicht selber an den Weg stellen, den wir durch die Welt nehmen müssen. Die Zeit und der Ort unserer Gebuhrt und die davon abhangenden ersten Gesellschaften stehen nicht in unserm Willkühr, und die Richtung unserer Wallfahrt an diesen oder jenen Ort kommt auch größtentheils nicht auf uns an. Wir können Reichthümer durchbringen; nicht aber machen, daß sie uns durch Erbschaften oder andere Begebenheiten nothwendig zufallen. Es ist klar, wir können mehr zu unserm Unglück als zu unserm Glück beytragen; und es stehet in unserer Gewalt einen grossen Theil desselben von uns abzuhalten und ihm vorzubeugen.

§. 3.

Gewisse Unglücksfälle stehen nicht in unserer Gewalt, sondern kommen allein von GOtt.

Doch aber bleibet auch von unserm Unglück vieles übrig, so nicht in unserer Gewalt stehet. Es giebt viele wiedrige Verhängnisse, welchen wir uns wenig oder gar nicht wiedersetzen können. Dahin gehören unfruchtbare Zeiten, schädliche Gewitter, übermäßig Ungeziefer, ungesunde Luft für Menschen und Vieh, und die daher entste-

henden

henden starken Seuchen und andere Plagen, so über ganze Oerter oder Länder kommen. Ausser selbigen sind auch viele wiedrige Verhängnisse, so einzelne Häuser betreffen. Besondere Krankheiten und Sterbefälle, Unglück unter dem Vieh oder in dem Gewerbe, und was dergleichen mehr ist. Unsere Klugheit reicht nicht zu und wir sind zu ohnmächtig solche Verhängnisse von uns abzulehnen. Sie stehen nicht in unserer Gewalt, sondern haben mit dem grossen Zusammenhange der Welt eine solche Verbindung, die wir mit unserer Macht nicht auflösen können. Und da dieser grosse Zusammenhang von Gott eingerichtet und erhalten wird, so müssen wir sagen, daß dergleichen Heimsuchungen von dem weisesten Schöpfer über uns verhänget werden.

§. 4.

Krieg und Frieden hängt von GOtt ab.

Wir beweisen insbesondere, daß auch Krieg und Frieden, Sieg und Verlust in der Hand des HErrn stehe, und von ihm bestimmet werde. Was Krieg und Frieden betrifft, so stehet es zwar in dem freyen Willen einiger Wenigen, ob sie Krieg oder Frieden wehlen wollen. Es stehet dieses

insgemein bey denen in der Welt, welche die grösseste Macht haben. In Ansehung der Mehresten aber ist Krieg und Frieden etwas, so ihrem freyen Willen nicht unterworfen ist. Wir sind zwar zu kurzsichtig alle diejenigen Stücke zu bemerken, wodurch der HErr Krieg und Frieden bestimmet und zu selbigen etwas beyträget; bey ein und andern Dingen aber, so in selbige einen Einfluß haben, zeiget sich der Finger GOttes so deutlich, daß ihn iedermann bemerken kann, der nur darauf achtet. Sehr viele und vielleicht die mehresten Kriege haben ihren Grund in der überwiegenden Macht, die ein Reich bekommt. Diese aber pfleget ihren Wachsthum zu haben von allerhand Sterbefällen und von gewissen Siegen, die ein Volk über das andere erhält. Daß nun der HErr an den Siegen der Völker den größten Antheil habe, soll unten bewiesen werden. Anietzt bleiben wir nur bey den Sterbefällen stehen, wodurch die Macht dieses und jenes Reiches anwächset Diese aber hangen nicht ab von dem freyen Willen derer, so dadurch mächtiger werden, sondern haben ihren Grund in dem grossen Zusammenhan-

menhange der Welt, und folglich in dem Willen desjenigen, der ihn so und nicht anders geordnet. In so fern also ein Krieg aus der überwiegenden Macht eines Volkes entspringet, ist selbiger als ein Verhängniß des Herrn anzusehen.

§. 5.

Viele Kriege haben ferner ihren Grund mit in dem natürlichen Temperament eines grossen Monarchen. Carl der zwölfte König in Schweden würde ganz gewiß so viele Kriege nicht geführet haben, wenn er ein Temperament gehabt, so mehr zur Wollust und einer weichlichen Lebens-Art wäre aufgelegt gewesen. Daß nun aber eben ein solches Gemüth und kein anderes von den Königlichen Eltern gezeuget worden, hat wiederum seinen Grund in dem Zusammenhange der Welt, in so fern er unserer Freyheit nicht unterworfen ist, sondern von GOtt abhänget. Seine Kriege, die er geführet, sind derowegen ebenfals als ein göttlich Verhängniß anzusehen. Andere Kriege sind von der Gesinnung solcher Minister herzuleiten, welche das Ruder in Händen haben. Daß aber das Ruder eben diesem und keinem andern Minister an-

Dieses wird ferner bewiesen.

anvertrauet wird, hat seine Ursache mit in solchen Dingen, welche dem Willkühr der Menschen nicht unterworfen sind. Gebuhrt und viele andere Begebenheiten, die von dem Willen der Menschen nicht abhangen, bestimmen das Ansehen dieses und jenes, und erheben ihn an die Seite eines grossen Regenten. Man lese mit Ueberlegung die Lebensläufe grosser Minister, und bemerke die Umstände, wodurch sie sind erhöhet worden; man wird sehr viele entdecken, welche nicht in dem Willkühr der Menschen, sondern in dem grossen Zusammenhange der Welt ihren Grund haben. Wäre in demselben eine andere Verbindung der Dinge gewesen: so würde mancher Minister den Pflug und mancher Bauer das Regimentsruder führen. Wir müssen derowegen auch in der Bestimmung der Räthe eines Landes, und in den Maaßregeln, so sie ergreifen, die Hand GOttes erkennen.

§. 6.

Siege und Eroberungen hangen von Gott ab.

Krieg und Frieden hanget auch sehr ab von den vorher erfochtenen Siegen und gemachten Eroberungen. Aber auch diese stehen nicht bloß in der Gewalt der Menschen.

schen. Kein Herr kann mit Gewißheit sagen, ich will siegen, ich will Städte und Länder einnehmen. Ein zahlreiches und wol geübtes Kriegesheer, ein grosser Vorrath von allerhand Bedürfnissen, kluge und tapfere Generale befördern zwar den Sieg; sie sind es aber nicht allein, wodurch er zu erzwingen stehet. Jenes siegende Heer wird durch Vortheil eines dicken Nebels überrumpelt, und von einer schwächern Macht ganz und gar zu Grunde gerichtet. Hier bezwingen viele Tausend eine wichtige Stadt und besetzen selbige. Eine Pest aber nöthiget sie selbige wieder zu verlassen und aus der ganzen Gegend zu weichen. Jene Stadt aber, welche wegen der Moräste, von welchen sie umgeben wird, unüberwindlich ist, wird mit leichter Mühe erreicht und erstiegen, weil eine anhaltende starke Sonnenhitze die Moräste ganz austrocknet. Vor einer andern aber muß der Feind abziehen, weil ein anhaltender starker Regen und ein früher nasser Winter die Einnahme unmöglich macht. Jenes zahlreiche Heer wird durch heftige Krankheiten ganz schwach und geringe. Diese verlohrne Seeschlacht

wird

wird noch gewonnen, weil sich auf einmahl der Wind drehet und den schon Ueberwundenen neue Vortheile verschafft. Jene unüberwindliche Flotte stürzt ein Sturm in den Abgrund. Dieses stolze und viele Länder verheerende Reich wird durch einen die Früchte verdorrenden Sommer, und daher entstandene grosse Hungersnoth gedemüthiget und von Menschen bloß gemacht. Alles dieses aber hat seinen Grund in dem grossen Zusammenhange der Welt; und man muß dabey nothwendig auf denjenigen kommen, der die Dinge so und nicht anders mit einander verbunden, und sie in dieser und keiner andern Reihe erfolgen lässet. Der grosse Schöpfer hat daher auch an allen Siegen und Eroberungen den größten Antheil, und er hat auch aus dieser Ursache seinen Einfluß in Krieg und Frieden. Keine Macht kann daher sagen, so lange will ich bestehen. Die größten Reiche sind zerstöhret und die geringsten Mächte zum größten Ansehen erhaben worden.

§. 7.

Unser Glück und Unglück

Aus diesen allen erhellet, es giebet sehr viele Schicksahle, die in unser Glück und Un-

Unglück den größten Einfluß haben; welche aber unserer Freyheit nicht unterworfen sind, und mit unsern freyen Handlungen keine nothwendige Verbindung haben, sondern aus dem grossen Zusammenhange der Welt fliessen, in so fern er nicht von unserm Willkühr, sondern allein von dem Willen des Schöpfers abhanget. Wir wollen uns bemühen die Absicht, so der Herr dabey hat, und die allgemeinen Regeln, wornach der HErr die angenehmen und wiedrigen Verhängnisse mischet, zu erforschen. Wir können hiebey zwar nichts entdecken, so nicht andere schon gesagt hätten. Es wird indessen diese Betrachtung nicht ganz vergeblich seyn, wenn dadurch nur einige bewogen werden, dasjenige, was andere hievon gesagt und geschrieben, von neuem zu überlegen. Wir wollen uns hiebey allein der Vernunft bedienen, weil deren leider nicht wenige sind, welchen man mit andern Gründen nicht so gut beykommen kann, wenn sie auch gleich jene an Stärke übertreffen.

hanget von GOtt ab.

§. 8.

Wer diejenigen Verhängnisse betrachtet, welche aus dem Zusammenhange der Welt

Die Schicksahle der Welt ha-

ben weise Absichten.

Welt folgen, in so fern er unserm Willen nicht unterworfen ist; der muß entweder annehmen, daß sie nach keinen gewissen Regeln der Weisheit also und nicht anders eingrichtet, und aus einer blossen unüberlegten und zufälligen Vermischung entstehen; oder er muß zugeben, daß sie mit Weisheit und nach gewissen Absichten also und nicht anders verbunden worden. Diejenigen, welche wenigstens einen GOtt glauben, von welchem diese Welt abhanget, müssen eins von diesen beiden annehmen. Da nun aber gewiß ist, daß ein unendlicher GOtt ist, unter dessen Herrschaft die Welt stehet, und welcher mit einer unumschränkten Allwissenheit alles ordnet und einrichtet; so ist es ungereimt oben benannte Verhängnisse von einer unüberlegten und blinden Vermischung herzuleiten. Wer alle mögliche Verbindungen weiß und kennet, auch nichts davon iemahls vergessen kann, wie ist es selbigem möglich etwas nach einem blinden und unbekannten Zufall zu mischen? Es werden derowegen die auf einander folgenden Schicksahle der Welt mit eben der Weisheit geordnet seyn, die wir in unzählig vielen andern Einrichtungen dieses grossen

sen Gebäudes wahrnehmen. So wenig ein Keimchen Gras oder ein Wurm durch einen blinden Zufall entstanden seyn kann, so wenig wird auch bey den Verhängnissen, von welchen wir reden, dergleichen statt finden. Derjenige unendliche Verstand, diejenige Weisheit, welche mit einer unbegreiflichen Kunst ihre Kräfte auf die Einrichtung unzählicher Pflanzen und deren Theile und auf unzählige lebendige Geschöpfe, davon ein iedes unzählbahre weislich geordnete Glieder hat, gerichtet: derjenige grosse Verstand, welcher Himmel und Erden so mit einander verbunden, daß eins dem andern nützlich ist, und den grossen Weltkörpern Bahn und Lauf vorgeschrieben, die Zeit auf Minuten und Secunden bestimmt, darinnen sie ihre Bahn vollenden sollen: derjenige unendliche Verstand, der sich in Kleinem und Grossem zeiget, kann unmöglich bey Bestimmung dieser und jener Verhängnisse engere Schranken bekommen oder geschlafen haben. Die unendlich vielen Proben der göttlichen Weisheit, die wir vor Augen haben, zwingen uns derowegen zu glauben, daß auch diejenigen Verhängnisse, so aus der

Verbindung dieser Welt erfolgen, nach eben so weisen Regeln und Absichten von dem Schöpfer geordnet sind.

§ 9.

Einige Beschwehrden dieser Erde gehören zu ihrer natürlichen Vollkommenheit.

Wir untersuchen derowegen, nach was für Absichten der weiseste Schöpfer die Verhängnisse dieser Welt eingerichtet. Der Leser aber meine nicht, daß ich den Kräften meines Verstandes eine solche Schärfe zutrauete, welche hinlänglich alle Absichten GOttes bey seinen besondern Schicksahlen zu ergründen. Ich kenne die engen Schranken des menschlichen Verstandes sehr wol, und weiß, daß unser Gesicht zu blöde alle göttliche Absichten zu erreichen. Unsere Bemühung gehet derowegen nur dahin, ob wir einige erblicken mögen. Was diejenigen Begebenheiten betrifft, deren Einfluß in die gemeine Wolfahrt der Menschen einem ieden in die Augen fällt; so wird es unnöthig seyn, von der Absicht derselben weitläuftig zu reden, da wir in der ersten Betrachtung ausgemacht, daß GOtt bey der ganzen Welt vor andern diese Hauptabsicht habe, seine vernünftigen Geschöpfe glücklich zu machen. Da es aber sehr viele Verhängnisse

nisse giebet, welche dieser Absicht ganz und gar entgegen zu seyn scheinen, und die Welt mit Furcht, Schmerz und Misvergnügen anfüllen: so ist zu untersuchen, wie selbige mit der göttlichen Absicht, Menschen vergnügt und glücklich zu machen, übereinstimmen und verbunden seyn. Einige scheinen nothwendig und von der Verbindung der grossen Körper der Welt untrennbahr zu seyn. Sie sind, so weit unsere Vernunft reichet, da, weil sie der grosse Zusammenhang der körperlichen Welt erfordert, und gewisse Unvollkommenheiten nicht vermieden werden können, wenn nicht zugleich alle Vollkommenheit des Weltgebäudes vernichtet werden soll. Dahin rechne ich z. E. die gar grosse Hitze mitten auf der Erde, und die sehr rauhe Kälte an den beiden Polen derselben, und die Beschwehrden, so nothwendig daraus erfolgen. Unsere Vernunft begreift wenigstens keine Form der Erde, und keine füglichere Verhältniß der Sonne zu derselben, dadurch jene Unbequehmlichkeiten ohne andern grössern Nachtheil, der Welt könnten verhütet werden. Sie sind also in der Welt, weil sie von einer guten Verbindung der

grossen Körper untrennbahr, und mit diesen Unvollkommenheiten die gröſten Vollkommenheiten derselben wegfallen würden. Man kann von dieser Arth Beschwehrden nicht behaupten, daß sie ihr Absehen auf die sittliche Beschaffenheit der Einwohner solcher Gegenden hätten. Und vielleicht gehören zu obiger Arth von Unbeqvehmlichkeiten viele andere, die uns in eine traurige Verwunderung setzen, und die Frage auspressen: warum hat doch der weiseste und gütigste Schöpfer dieses und jenes so und nicht anders, und, unserer irrigen Meinung nach, nicht besser eingerichtet?

§. 10.

Andere aber nicht.

Indessen kann nicht von allen Begegnissen dieser Erde, welche den Einwohnern derselben zu einer merklichen Beschwehrde gereichen, ausgemacht werden, daß sie bloß aus dieser Ursach da sind, und in dieser und keiner andern Reihe erfolgen, weil es nicht möglich gewesen, die Erde und ihre Abwechselung auf eine beqvehmere Arth einzurichten. Man hat nicht den geringsten Grund zu muthmassen, daß z. E. die grossen Schaaren von Mäusen, Heuschrecken, Raupen und dergleichen,

chen, welche bisweilen ganzen Ländern den grösten Nachtheil verursachen, dergestalt nothwendig mit diesem Erdboden verbunden wären, daß ihr Leben zu dem natürlichen *) Wolseyn der Erde ersprießlicher, als das Leben vieler Menschen und anderer Thiere, so dadurch aufgerieben werden. So findet man ebenfals in der natürlichen Beqvehmlichkeit der Erde keinen Grund, warum GOtt den Zusammenhang der Dinge eben so eingerichtet, daß von dieser und jener Königin ein Prinz gebohren wird, von welchem er zum voraus gesehen, daß er eine schwehre Last der Erden und eine Ruthe vieler Völker werden würde; da dieses in gewissen Fällen bloß dadurch hätte verhütet werden können, wenn der grosse Beherrscher der Welt an dessen Stelle eine Seele von einer ganz andern Gemüths-Verfassung auftreten lassen. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit den heftig ansteckenden Seuchen unter den Menschen und Vieh, und mit sehr vielen Verhängnissen, so einzelne Häuser und Personen betreffen. Man hat keine Gründe, womit man nur wahrscheinlich machen könnte, daß sie nothwendige Folgen der besten

Verbindung der körperlichen Welt ohne einige Absicht auf das sittliche Verhalten der freyen Geister wären.

*) Unter dem natürlichen Wolseyn und unter den natürlichen Beqvehmlichkeiten der Erde verstehe ich hier alles dasjenige, was die Erde zu einem beqvehmen und angenehmen Wohnhause für lebendige Geschöpfe, besonders aber für die Menschen, als die vornehmsten Kreaturen dieses Erdballens, machet, ohne daß man dabey auf ihr sittliches Verhalten siehet, und auf dasjenige, was von den sittlichen oder freyen Handlungen derselben abhänget. Z. E. die grosse Hitze mitten auf der Erde, und die starke Kälte an den beyden äussersten Enden derselben, gehöret zu dem natürlichen Wolseyn der Erde als eines Hauses für die lebendigen Geschöpfe, so darauf wohnen sollen. Sollte eines von diesen beiden gehoben werden, so würde dieses grosse Wohnhaus noch weniger beqvehm werden als es ietzo ist. Man nehme aber vorietzt aus der Schrift an, daß die theuren Zeiten und der Hunger, so mannigmahl die Einwohner der Erde drücken, bloß verhänget werden, um die Bosheit der Menschen einzuschränken und zu bestrafen: so gehören diese Dinge nicht zu der natürlichen Beqvehmlichkeit der Erden, sondern sie würde an und vor sich ein beqvehmer Wohnhaus seyn, wenn sie keine von ihren Einwohnern ie Hungers sterben liesse. Es erfolgen solche Verhängnisse nur, um die sittliche Vollkommenheit der menschlichen Gesellschaft, und die Vortheile, so davon abhangen, zu befordern.

§ II.

§ 11.

Man siehet vielmehr, auch durch die blosse Vernunft, viele Gründe, die uns bereden, daß ein grosser Theil der wiedrigen Verhängnisse dieses Lebens ihr Absehen auf die sittliche Vollkommenheit der menschlichen Gesellschaft, und auf die Vortheile, so damit verknüpft sind, haben. Man erinnere sich zuvor eines wichtigen Satzes, dessen unwiedersprechliche Gewißheit in verschiedenen Stellen dieser Betrachtungen auf das deutlichste vor Augen geleget worden. Er ist dieser: es ist unmöglich, daß die menschliche Gesellschaft bey herrschenden Lastern könne glücklich seyn. Die Tugend ist eine nothwendige Bedingung einer wahren und dauerhaften Seeligkeit vernünftiger Geister. Ohne selbige sind sie nothwendig unglücklich. Die blosse Erfahrung bekräftiget diese Wahrheit, und wir halten für unnöthig einen Beweis zu wiederholen, der schon so oft angeführet worden, und welchem mit Grunde nicht kann wiedersprochen werden. Dörfen wir aber diese Wahrheit dreiste zum voraus setzen, so überlege man ferner, wie viel der grosse Schöpfer in dem Reiche der Natur

Gott siehet bey Einrichtung dieser Erde auf die sittliche Beschaffenheit der Einwohner.

gethan, um besonders die Menschen vergnügt und glücklich zu machen? Eine unzählbare Menge von andern Geschöpfen ist uns gewidmet. Die Menge derselben ist weit grösser, als unser Vermögen und Gedult selbige zu zählen. Sollte nun der GOtt, der für das Wol der Menschen so merklich gesorget, ganz und gar keine Mittel vorgekehret haben, die Laster zu hemmen und die Tugend zu befordern, da doch durch die Laster die wichtigsten Anstalten, welche die gemeine Wolfahrt zum Ziel haben, vereitelt werden? Sollte er bey der Vermischung und Bestimmung seiner Verhängnisse über die Menschen gar im geringsten nicht auf ihre Gemüths-Verfassung und auf ihr Verhalten gesehen haben? Wollen wir annehmen, daß der Schöpfer sein Absehen dahin gar nicht gerichtet, so müssen wir ohne alle Noth eine ganze Menge wiedersprechender Dinge in unsern Gedanken zusammen setzen.

§ 12.

Erster Beweis. Niemand wird sich überreden können, daß dieses Wohnhaus lebendiger Geschöpfe, diese Erde, die allervollkommenste und be-

beqvehmste Wohnung sey, welche eine unendliche Weisheit aussinnen und eine Allmacht zusammen setzen können. Und vielleicht muthmassen diejenigen nicht unrecht, welche glauben, daß es selbst in diesem sehr grossen Weltgebäude bessere und angenehmere Behältnisse für andere lebendige und vernünftige Kreaturen gebe, und zwar noch ausser dem Himmel, von welchem uns die Offenbahrung gewisse Nachricht giebt. Doch wir lassen gedachte Muthmassung dahin gestellet seyn, und halten uns bloß an das erste. Ist es ungereimt anzunehmen, daß der unendliche GOtt kein beqvehmer Wohnhaus für die Menschen bauen können, als die ietzige Erde ist; so muß der Weiseste, welcher nichts ohne zulänglichen Grund thut, eine Ursache gehabt haben, warum er eben diese und keine andere Erde für uns bestimmet hat. Nun finden wir in unzählichen andern Dingen, daß GOtt die Dinge so zusammen gesetzt, wie sie sich am besten zusammen schicken. Man betrachte nur die Gliedmassen der Menschen und der Thiere, ingleichen die Theile der Gewächse, so wird man Exempel genug davon finden.

Wollte man nun glauben, der Schöpfer hätte bey der Einrichtung der Wohnung für die Menschen nicht auf die Verhältniß der Einwohner zu dem Wohnhause gesehen; so müste man von ihm behaupten, er hätte in geringen Kleinigkeiten eine geschickte und weise Verhältniß ausgesucht, in einem der wichtigsten Dinge aber hätte er nicht darauf geachtet. In unzähligen andern Dingen offenbahrte sich eine unendliche Weisheit; hier aber hätte sie ihn verlassen, hier baue er nach einem unüberlegten und blinden Zufall. Wer kann so hart von demjenigen denken, der so viele Proben der Weisheit in dem Kleinen und Grossen dieser weitläuftigen Welt abgeleget? Was würden wir urtheilen von einem Bauherrn, der ein weitläuftiges Schloß aufführte, wo man alles nach den schönsten Verhältnissen, nach dem besten Geschmack einrichtete. Bey der Austheilung der Gemächer aber würde das allerbeste und angenehmste und gesundeste zu einem Gefängniß für unartige Knechte und Unterthanen bestimmet. Diejenigen, so diesem an Pracht und Bequehmlichkeit am nechsten, würden den Pferden und Hun-

Hunden eingeräumet. Denen Kindern des Hauses aber würden die schlechtesten, finstersten und ungesundesten Zimmer angewiesen. Was würde man von einem solchen Herrn sagen? Würde man ihn unter die aufgeklärten und vernünftigen Geister zählen? Man erkenne hieraus, was für ungereimte Gedanken man von GOtt fassen müste, wenn man annehmen wollte, daß er diese Erde in keine geschickte Verhältniß mit ihren vornehmsten Einwohnern gesetzt, und jene nicht nach der Beschaffenheit dieser eingerichtet? Folgender Schluß ist ganz klar:

Ein weiser Baumeister richtet die Wohnungen nach den Umständen der Einwohner ein.

GOtt hat sich in viel tausend Proben als einen unendlich weisen Baumeister bewiesen.

Derowegen ist nicht zu zweifeln, er habe alle Wohnungen dieser Welt in eine gute Verhältniß mit ihren Einwohnern gesetzet.

§. 13.

Worinne bestehet aber eine gute Verhältniß der Wohnungen zu den Einwohnern? [Fortsetzung desselben.]

nern? Diese gute Verhältniß bestehet überhaupt in einer genauen Uebereinstimmung der Wohnung mit dem Nutzen, welche sie dem Einwohner geben soll. Die Gebäude für einen Hauswirth auf dem Lande müssen ganz anders eingerichtet werden, als diejenigen, so ein Fabricant in einer Stadt bewohnet; und ein Gemach, wo ein Schmid seine Esse haben und arbeiten soll, darf ich nicht mit Tapeten und Gemählden behangen, wie die Zimmer, darinne ein Vornehmer den Zuspruch anderer annimmt. Was dieses Zimmer angenehm macht, würde jenes beschwehren, weil es gar zu leicht in Brand gerathen würde. So muß ein Strafgefängniß anders beschaffen seyn, als eine Kinder-Stube. Denn jenes soll einen ganz andern Nutzen schaffen, als diese. Die Wohnungen aber, so GOtt für seine lebendigen Geschöpfe bauet, haben die gemeine Wolfahrt derselben zum Ziel, wie in unserer ersten Betrachtung bewiesen worden. Die gemeine Wolfahrt und in derselben die Wolfahrt einzelner Glieder ist dasjenige, wozu die Wohnungen das ihrige beytragen sollen. Hieraus beurtheile man, welches das

beste

beste Verhältniß der Wohnungen zu solchen Einwohnern, welche zu allerhand Thorheiten, unordentlichen Ausschweifungen und Lastern geneigt sind? Sollten diejenigen Wohnungen wol die besten für solche Einwohner seyn, wo Thorheiten und Laster gar keine Hinderniß, sondern beständig reichliche Nahrung finden, die Tugend aber wenigen oder gar keinen Vorschub hat? Gewiß, so lange Thorheiten und Laster der gemeinen Wolfahrt entgegen, und die Tugend zu einer wahren Glückseligkeit nöthig ist, schicken sich solche Wohnungen für obige Einwohner keinesweges. Sondern diejenigen haben nur das rechte Verhältniß zu den Einwohnern, zu deren Glück sie anders etwas beytragen sollen, welche so beschaffen sind, daß sie den Lastern Grenzen setzen und Abbruch thun, die Tugend aber befordern. Hieraus aber erhellet, daß GOtt, als ein weiser Baumeister, die Wohnungen nach der Gemüths-Verfassung und nach dem Verhalten der Einwohner einrichten müsse, wenn zwischen ihnen eine geschickte und gute Verhältniß seyn soll.

§ 14.

§ 14.

Zweyter Beweis.

Wir haben ietzo aus den guten Verhältnissen, welche man in unzählig vielen Stücken der Welt findet, gezeiget, wie man von GOtt ganz ungereimte Gedanken fassen müste, wenn man glauben wollte, er hätte den Erdboden als die Wohnung des Menschen und dessen Abwechselungen nicht in eine geschickte Verhältniß mit den Einwohnern gesetzet. Eben so wiedersprechende Gedanken erfolgen, wenn man die grossen Bemühungen GOttes, die Menschen glücklich zu machen, betrachtet, und damit den Satz zusammen hält: GOtt hat die Einrichtung dieser Erde nicht nach der Gemüthsverfassung ihrer Einwohner eingerichtet, und die Reihe ihrer Veränderungen nicht so geordnet, daß die Laster eingeschränkt und gehemmet, die Tugend aber befordert werde. GOtt bewegt Himmel und Erde, um seine Menschen nicht nur beym Leben zu erhalten, sondern sie auch zu vergnügen und glücklich zu machen. Die Natur giebet uns unzählige Beweise, wie wol es Gott mit uns meine. Will man nun annehmen, er habe bey der Einrichtung dieser Erde gar nicht auf die Gemüths-

verfas-

verfassung der Menschen gesehen, und nicht gesucht ihren ausschweifenden Begierden Einhalt zu thun, und die Tugend zu befordern; so heisset dieses nichts anders, als GOtt zu einem Wesen machen, welches auf der einen Seite niederreisset, was es auf der andern aufbauet. Man macht ihn zu einem Wesen, welches auf der einen Seite die Allmacht braucht, Menschen glücklich zu machen, auf der andern aber schläft und alle weise Anstalten versäumet, ohne welche die erstern Vorkehrungen der Allmacht grösstentheils vereitelt werden, und die Menschen das gröste Elend druckt. Er wäre bey einem solchen Haushalt einem mächtigen und reichen Vater ähnlich, welcher seinen Kindern einen grossen und prächtigen Pallast aufführete, und für ihren Ueberfluß und allerhand Ergötzlichkeiten die gröste Sorge trüge: übrigens aber ohne alle Gegenveranstaltung nachsähe, daß sich diese Kinder unter einander in das gröste Unglück stürzten. In einer so wiedersinnigen und unvollkommenen Gestalt erscheinet der höchste Hausvater, so bald man annimmt, er habe bey dem Bau der Welt gar nicht auf die Gemüthsverfas-

sung

sung und Verhalten der Einwohner geachtet, und nicht gesucht, so viel durch weise Mittel möglich, die Laster zu hemmen und der Tugend Vorschub zu thun. Wie kann man aber so thöricht seyn und sich das höchste Wesen auf eine so wiedersinnige Arth vorstellen? Wie kann man so verwegen seyn und dem vollkommensten Geiste eine so tadelhafte und unvollkommene Gestalt beylegen?

§ 15.

Dritter Beweis.

Eine ähnliche Gestalt bekommt er in unsern Gedanken, wenn wir bemerken, wie sehr der grosse Schöpfer bey Zusammensetzung der Körper auf Ordnung und Schönheit gesehen, und die Natur so eingerichtet, daß sie bey den Körpern, so sie zeuget, die Regeln der Ordnung und Schönheit, so viel nur immer auf eine fügliche Arth geschehen kann, beobachtet, und hiebey als wahr annehmen, er achte nicht auf Weisheit und Tugend der freyen Geister und suche selbige nicht zu befordern. Niemand wird in Abrede seyn, daß Weisheit und Tugend die gröste Zierde eines Geistes und denselben vor andern edel mache. Eben so wenig wird iemand leugnen, daß

Thor-

Thorheiten und Laster einen Geist heslich und schändlich machen. Wer derowegen annimmt, Gott habe bey der Einrichtung der Welt auf die Beforderung der Weisheit und der Tugend nicht gesehen und Thorheiten und Lastern keine Schranken gesetzt, der muß folgendes von GOtt gedenken: Er sey ein Wesen, welches eine solche Neigung zur Ordnung habe, daß die grösten Körper der Welt ihre angewiesene Plätze auf das genaueste behaupten, aus ihrer Bahn keinen Schritt weichen, und ihren Weg auf Minuten und Secunden zurück legen müssen; bey den Geistern, aber als den vornehmsten Geschöpfen, achte er auf keine Ordnung: bey diesen sey ihm die gröste Verwirrung eben so angenehm als eine ordentliche Einrichtung: die Körper ziere er und mache selbige zu Mustern einer unendlichen Weisheit und stelle sie in der schönsten Pracht dar; um die Schönheit der Geister aber bekümmere er sich nicht: die schändlichste Hesligkeit und die erhabenste Zierde, dergleichen Vernunft und Tugend einem Geiste giebet, sey bey ihm von gleichem Werthe: bey den Körpern äussere er, daß ich nach Arth

der Menschen rede, den reinesten und subtilesten Geschmack; bey den Geistern aber sey er ohne Empfindung, ohne Gefühl. Ist es möglich dieses zusammen zu reimen?

§. 16.

Vierter Beweis.

Wer ferner diese Welt betrachtet, und fraget, was den Schöpfer wol bewogen eine Welt zu schaffen, der kommt endlich auf den Satz, GOtt müsse ein Vergnügen daran finden, seine unendliche Vollkommenheiten zu gebrauchen und die Wirkungen derselben ausser sich zu sehen, und Proben derselben abzulegen. Hätte er keinen Wolgefallen an seinen Werken und an Mustern seiner unendlichen Vollkommenheiten, so wäre nichts, das ihn zum Schaffen hätte bewegen können. Nun überlege man mit rechter Aufmerksamkeit folgendes. Der grosse Schöpfer findet an Beweisung seiner Weisheit und Macht ein solches Vergnügen, daß ie genauer wir die Natur und Welt kennen lernen, desto mehr künstliche Gewächse und Heere von lebendigen Geschöpfen sich unsern Augen als Zeugen darstellen, die uns sagen, GOtt habe eine unendliche Neigung, seine Weisheit und Macht in unzählbaren Proben

zu

zu sehen. Wo der gröste Haufe der Menschen dergleichen nicht suchet, da finden sie sich so gar in einer erstaunenden Menge. Ich führe von Gewächsen den Schimmel an, der bey warmen Tagen sich an dem Brodte, auf der Milch, auf veralteten Speisen und vielen andern Dingen an dumpfigten und feuchten Orten zeuget. Auch dieser ist ein Muster der Weisheit und Macht des Schöpfers. Wenn man ihn genau und besonders mit Vergrösserungsgläsern betrachtet, so siehet man, daß er ein Rasen, der zu seiner Zeit eine unbeschreibliche Menge ordentlicher Blumen hervortreibet. Ein Gewächs kommt auf dem andern hervor. Wie mancherley Mos und Schwämme finden an den Bäumen ihren Wachsthum? Und mit lebendigen Geschöpfen ist Luft, Erde und Wasser dergestalt angefüllt, daß so gar ein Thier in und auf dem andern lebet. Nicht nur grosse Thiere, sondern auch ganz kleine Würmchen müssen schon wieder andere Arthen von kleinen Thierchen auf sich ernehren. Und wer kann die Wolken von lebendigen Geschöpfen zählen, die in gewissen Säften von Menschen und Thieren durch die Vergrösserungsgläser

sichtbahr werden? Sollte nun der GOtt, der ein so grosses Belieben an dem Gebrauch seiner Weisheit und Macht bezeiget, gar keine Neigung haben, Proben seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit, Proben seiner Liebe zur Tugend und Abneigung gegen die Laster abzulegen? Besitzt er etwa diese Eigenschaften nicht? Wer kann wol ohne dieselben ein unendliches, ein höchst vollkommenes Wesen gedenken? Wenn ihm aber auch diese Vollkommenheiten nothwendig sind; hat er denn etwa keinen Gefallen an denselben? Liebt er Heiligkeit und Gerechtigkeit nicht so sehr als seine Macht? Sind selbige nur todte Eigenschaften ohne Wirkungen? Es sind dieses lauter wiedersinnige und thörichte Gedanken. Ist das höchste Wesen wahrhaftig heilig und gerecht, so muß es diese Eigenschaften auch lieben. Wer die Heiligkeit und Gerechtigkeit nicht liebet, von dem kann man unmöglich sagen, daß er selbige besitze. So bald iemanden diese Vollkommenheiten zuwieder sind, fallen sie ja von selbsten hinweg. Wer sie nicht recht hochachtet, wird eben durch diese Geringschätzung unheilig und ungerecht. Sie können

nen auch nicht todt seyn. Eine Heiligkeit, eine Gerechtigkeit ohne Leben, ohne Wirkung, ist ein schwerer Centner, der doch auf die Wage gelegt keine Feder aufziehet, ein kostbares Kleinod ohne den geringsten Werth, ein Wort ohne Gedanken. Die Heiligkeit und Gerechtigkeit kann bey gegebener Gelegenheit viel weniger ruhen als die Allmacht. So bald jene bey gegebener Gelegenheit ohne Wirkung bleiben, so äussert sich eben dadurch Unheiligkeit, Ungerechtigkeit. Ein Regent, der sich dem Bösen auf keine Weise wiedersetzet und das Gute nicht befordert, der da zusiehet, daß ein Unterthan den andern bedrucket und es nicht hindert, wenn er es doch gar füglich kann, wird von Vernünftigen den Namen eines Heiligen und Gerechten nicht bekommen (*). Es ist also am Tage, GOtt, als der vollkommenste Geist, liebet die Heiligkeit und Gerechtigkeit eben so wol, als seine übrigen Vollkommenheiten; sie können auch unmöglich todt und ohne Wirkung seyn. Es ist daher nichts gewisser als dieses: da GOtt eine Welt geschaffen, in welcher sich viele Gelegenheit äussert seine Heiligkeit und Ge-

rechtigkeit wirken zu lassen, so werden von selbiger eben so wol Proben vorhanden seyn, als von seiner Weisheit und Macht.

(*) Wem die Erklärungen der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit aus der natürlichen Gottesgelahrtheit bekannt sind, der kann diesen Beweis leicht höher treiben. Ich begnüge mich hier die Sache bloß aus den klaren Begriffen, die ein ieder von der Heiligkeit und Gerechtigkeit hat, hergeleitet zu haben, weil der Beweis daraus überzeugend genug wird, und ich für solche mit schreibe, welche leicht ermüden, wenn man sie zu weit in die subtilen Begriffe der Philosophie hinein führet.

§. 17.

Es müssen Dinge auf der Erden zu finden seyn, welche die Laster einschränken.

So gar viele Ungereimtheiten muß man annehmen, wenn man sich den Schöpfer aller Dinge als einen solchen vorstellen will, der bey der Einrichtung dieser Welt gar nicht auf die Gemüthsverfassung und auf das Verhalten der freyen Geschöpfe gesehen, und gar keine Vorkehrungen gemacht ihre Laster einzuschränken und die Tugend zu befordern. Wer nun dergleichen in seinem Kopfe nicht zusammensetzen kann, der wird sich gezwungen finden, den unendlichen GOtt sich als einen solchen vorzustellen, der die Wohnungen auch nach der sittlichen Gemüthsarth der Einwohner bauet,

die

die Begierden einschränket, welche wieder die gemeine Wolfahrt streiten, die Schönheit der Geister eben so wol befordert, als die Schönheit so vieler Körper, und in dieser Welt eben so wol seine Gerechtigkeit und Heiligkeit offenbahret, als seine Weisheit und Macht. Es ist demnach aus mehr denn einem Grunde gewiß, daß solche Vorkehrungen auf dieser Erde werden anzutreffen seyn, welche den Lastern Schranken setzen, Weisheit und Tugend aber unter den Menschen befordern. Die herrlichen und vollkommenen Eigenschaften des grossen Schöpfers, die wir in andern Dingen der Welt so deutlich erblicken, lassen unmöglich zu etwas anderes zu glauben.

§. 18.

Ich setze noch dieses hinzu. Es kann vermöge der Vollkommenheiten GOttes, die er uns in dieser Welt so deutlich vor Augen gelegt, nicht anders seyn, es muß die Beforderung der Weisheit und der Tugend, und die Einschränkung der Laster, eine von den vornehmsten und ernstlichsten Absichten GOttes seyn. Der Mensch ist unstreitig das vornehmste Geschöpf GOttes auf dieser Erden. Und daß es

Fortsetzung des Vorigen.

auch sein vornehmstes Augenmerk unter den lebendigen Kreaturen dieses Wohnhauses sey, erhellet daraus, daß er ihm zu seinem Aufenthalt und Vergnügen weit mehr geschencket, als irgend einer Arth der Thiere. Ein ieder von den Sinnen des Menschen hat unzählbahre Dinge, davon er auf eine angenehme Arth gerühret wird. Und wie viel Thiere sind ihm unterthan? Es ist am Tage, der Schöpfer muß den Menschen vor andern zärtlich lieben. Eben hieraus aber folget auch, daß er vor andern darauf achte, daß in diesem Geschlechte Ordnung sey, und Unordnungen, so viel durch weise Mittel geschehen kann, vorgebeuget werde. Liebt er Ordnung und Schönheit in weit geringern Geschöpfen, wie vielmehr wird er sie in den vornehmsten dieser Erden zu befordern suchen. Sorget er auf so mannigfaltige Weise für die Thiere, so wird für die Wolfahrt der Menschen noch mehr geſorget seyn. Und da derselben nichts mehr entgegen, als die Laster, so wird es unstreitig eine der vornehmsten und ernstlichsten Absichten des Schöpfers seyn, selbigen durch gehörige Vorkehrungen Einhalt zu thun, der Weisheit und Tugend aber fortzuhelffen.

§. 19.

§. 19.

Verschiedene Verhängnisse GOttes sollen den Lastern wehren und die Tugend befordern.

Nachdem dieses ausgemacht ist, so müssen wir untersuchen, welche denn diejenigen Einrichtungen dieser Erden sind, welche ihr Absehen auf die Gemüthsverfassung und auf das Verhalten der Menschen haben. Die Einrichtung eines allwissenden, höchst weisen und vollkommenen Geistes haben ihr Absehen allezeit auf alle dasjenige Gute, so zugleich daraus entstehen kann, doch so, daß dieses und jenes Gute den Hauptzweck, ein anders aber nur eine Nebenabsicht abgiebet (Betr. I. §. 14.). Hieraus aber folget, daß alle göttliche Einrichtungen dieser Erde, welche dazu etwas beytragen, daß die Laster gehemmet, die Menschen aber gereizet werden, ihren Verstand zu bauen und den Willen zu bessern, eben dieses entweder zu ihrer Hauptabsicht, oder wenigstens zu ihrem Nebenzweck haben. Zu diesem Endzweck aber träget ungemein vieles bey, daß der Erdboden uns Menschen unsere Nahrung nicht ohne einen schwehren Bau giebet und wir genöthiget sind im Schweiß unseres Angesichtes unser Brodt zu essen. Dieses hemmet sehr viele Laster und nöthiget uns zum Bau

unsers Verstandes, und zur Einschränkung und Milderung unsers sehr harten Willens. Den Beweis davon lese man Betr. V. §. 40. Folglich ist dieses eine solche Einrichtung, bey welcher der weise Schöpfer sein Absehen auf die Einschränkung der Laster und die Verbesserung der Menschen gehabt. Eben dergleichen bewirket Krieg, Theurung und andere Schicksahle mehr. Sie brechen den harten Willen der Menschen, und schränken viele Laster ein. Wenn ein Volk in langer Zeit dergleichen Verhängnisse nicht erfähret, so ergiebt es sich der Wollust, dem Hochmuthe, dem Eigensinne und wird ganz unerträglich. Das Gesinde setzet sich wieder die Herrschaften, und die Herrschaften setzen sich wieder einander. Man vergisset GOttes und der Tugend. Selbst verschiedene kluge Heiden unter den Römern haben dieses erkannt, und haben es derowegen für einen Fehler gehalten, daß ihre Landesleute die mächtige Republik Carthago ganz zerstöhret und sich dadurch zu viele Ruhe und Friede verschaffet, und zu solchen Lastern Gelegenheit gegeben, die ihnen

ihnen selbst den Untergang zu wege gebracht. Wir können daher gewiß seyn, daß GOtt auch dergleichen Schicksahle theils verhänget, theils zuläßet in Absicht auf die sittliche Verfassung der Menschen.

§. 20.

Es ist auch nicht zu zweifeln, daß einige solcher Verhängnisse ihr Hauptabsehen auf die Gemüthsbeschaffenheit der Menschen haben, und anders seyn würden, wenn die Menschen anders gesinnet wären. Wir haben oben bewiesen, daß wenn man GOtt betrachtet, wie er sich in seinen Werken zu erkennen gegeben, man unmöglich anders von ihm denken könne, als daß die Vollkommenheit und Glückseligkeit der Menschen das vornehmste sey, so GOtt auf diesem Erdballen zu bewirken gesuchet habe, und daß daher die Einschränkung der Laster und Beforderung der Tugend mit sein vornehmstes Augenmerk sey. Was aber ein weises Wesen bey einer gewissen Einrichtung zu seinem vornehmsten Ziele macht, damit pflegt es auch besondere Mittel zu verbinden, wodurch dasselbe erhalten werde. Wir werden derowegen eben dieses von dem grossen Schöpfer glauben

Fortsetzung des Vorigen.

glauben müssen. Denn da er besondere Kräfte in die Natur gelegt, um diese Erde mit schönen Blumen zu zieren, so werden noch vielmehr besondere Anstalten vorhanden seyn, die Schönheiten vernünftiger Geister zu befordern, Weisheit und Tugend zu erhöhen und die Laster einzuschränken. Es kann dieses aber durch nichts anders erhalten werden, als durch eine weise Vermischung angenehmer und wiedriger Verhängnisse. Es werden also wenigstens einige derselben hauptsächlich da seyn, um diesen wichtigen Endzweck zu unterstützen. Wer dieses nicht einräumen will, der muß entweder annehmen, daß auf diesen Erdballen nicht mehr glückliche Begebenheiten durch die Allmacht hätten können angebracht werden, als wirklich vorhanden, und daß die sämtlichen wiedrigen Abwechselungen derselben nicht zu verhindern gewesen: oder er muß sich einbilden, daß die Begebenheiten dieser Erden ohne Ueberlegung nach einem blinden Zufall gemischt worden. Wer keinen von diesen ungereimten Sätzen zugeben will, muß nothwendig dahin kommen, daß diese und jene harten Verhängnisse da sind, weil sie sich

am besten für die Einwohner dieses Wohnhauses schicken. Und fragt man, warum sie für selbige am gemässesten sind? so wird man nichts anders angeben können, als die unordentlichen Begierden derselben. Wenn wir derowegen wiedrige Schicksahle wahrnehmen, von welchen Niemand zeigen kann, daß sie von diesem Erdballen absolut untrennbahr wären, so haben wir selbige anzusehen als göttliche Verhängnisse, welche den Lastern entgegen gesetzt sind.

§. 21.

Verschiedene Verhängnisse wechseln wie die Tugenden und Laster der Völker ab.

Laster und Tugenden sind aber in einerley Gegend des Erdbodens nicht allemahl gleich stark. Sie nehmen wechselsweise ab und zu. Ist es nun ausgemacht, daß GOtt einige Verhängnisse geordnet, die Tugend zu befordern und die Laster einzuschränken, so werden sich selbige nach dem Wechsel der Tugend und der Laster richten. Wäre dieses nicht, so würden sie kein bequehmes Mittel seyn ihren Endzweck zu erreichen. Würde ein Hausvater seine Hausgenossen bald mit Wolthaten überhäufen, bald aber eine harte Strenge empfinden lassen, sie möchten sich wol verhal-

halten oder nicht, so würden sie aus diesem Wechsel der Güte und der Strenge nie einen Bewegungsgrund nehmen, sich nach dem Willen ihres Herrn genau zu richten. Sie würden ihren Herrn vielmehr unter die wunderlichen Köpfe zählen, der gar keinen Verstand weder bey Austheilung der Wolthaten noch bey Beweisung seines Ernstes gebrauchte. Da es nun unmöglich ist, das vollkommenste und weiseste Wesen sich als einen solchen vorzustellen, so können wir auch nicht anders glauben, als daß GOtt gewisse Schicksahle so eingerichtet habe, daß sie nach dem Wechsel der Tugend und der Laster folgen.

§. 22.

Absicht GOttes bey der Mischung der Verhängnisse.

Darf ich den bisher beygebrachten Beweisen einige Bündigkeit und Stärke zutrauen, so ist durch selbige gleich ausgemacht, aus was für einer Absicht der weiseste Schöpfer diejenigen Verhängnisse, welche nicht zu dem natürlichen Wolseyn dieser Erde (siehe §. 11. Not.) gehören, so und nicht anders gemischet, und warum er uns eben in dieses Wohnhaus gesetzet, wo wir so viele Beschwehrden finden und keinen vollkommenern Planeten für uns erwehlet. Er

hat

hat nemlich dadurch die sittliche Vollkommenheiten der menschlichen Gesellschaft und folglich die wahre Glückseligkeit derselben befordern wollen. Er hat wollen den Lastern vorbeugen und Grenzen setzen und im Gegentheil zur Tugend reizen und führen. Hätte er das menschliche Geschlecht bey seiner ietzigen Gemüthsverfassung nicht durch allerhand harte Verhängnisse einschränken; hätte er diesen Erdballen reicher und glücklicher machen, oder die ietzigen Menschen auf einen Planeten setzen wollen, wo sie keine Noth gedrücket und sie ohne sonderliche Arbeit allen Ueberfluß gehabt hätten; so würden sie weder den Verstand gebauet noch den Willen gebessert haben, und ihre Verfassung würde weit unseliger gewesen seyn, als sie durch die wiedrigen Verhängnisse GOttes wird. Ich habe dieses Betracht. V. §. 40. weitläuftiger ausgeführet. Ein ieder, der auf sich Achtung gegeben und bemerket, wie er zu dieser und jener Tugend gelanget und darinne zugenommen, der wird bekennen müssen, daß der Wechsel guter und wiedriger Schicksahle sehr viel dazu beygetragen. Wer ferner untersuchet, warum dieser und

jener

jener seine Laster nicht höher getrieben, und die Ungerechtigkeiten, deren er sich so viele vorgenommen, nicht mehr ausgeübet, so werden wir immer auf Verhängnisse der obern Vorsehung kommen, welche ihm Ziel und Maasse in seinen bösen Absichten gesetzet.

§. 23.

Wie sich ein Vernünftiger wiedrige Verhängnisse zu Nutze mache.

Es erhellet hieraus ferner, wie ein vernünftiger und nachdenkender Geist diejenigen wiedrige Verhängnisse, welche nicht zu dem natürlichen Wol dieser Erde gehören, anzunehmen habe. Er siehet sie an als Strafen und Züchtigungen des weisesten GOttes. Er gebraucht sie als triftige Bewegungsgründe seinen Verstand zu bauen, den Willen zu bessern, die Laster zu meiden und in der Tugend sich zu üben. Er murret nicht wieder den weisesten und gütigsten Beherrscher Himmels und der Erde, sondern unterwirft sich seinem Verhängniß in Gedult, indem er überzeuget ist, daß theils seine eigene Wolfahrt, besonders aber das gemeine Beste dergleichen Schicksahle erfordere.

§. 24.

§ 24.

Aus dem obigen kann endlich auch bewiesen werden, daß man bey der Tugend, besonders, wenn selbige unter einem Volke viele Verehrer hat, nicht so viele wiedrige Verhängnisse zu befürchten habe, als bey der Herrschaft der Laster. GOtt braucht sie als Mittel die Laster einzuschränken und der Tugend den Weg zu bahnen. Ein weiser Regent richtet die Mittel nach seinen Absichten ein, und die Liebe braucht keine grössere Schärfe als eben nöthig ist. Wo also die Laster weniger Gewalt haben, da ist auch weniger Schärfe von nöthen. Es ist derowegen gewiß, daß in den ewigen Rathschlüssen des weisesten und liebreichsten GOttes denen, von welchen er vorher gesehen, daß sie sich der Tugend befleißigen würden, weniger harte Schicksahle bestimmet worden, als denen, welche er unter der Herrschaft der Laster erblicket. Wollen wir das Gegentheil annehmen, so müssen wir dem grossen Schöpfer weit weniger Weisheit und Güte zuschreiben, als er in seinen Werken geoffenbaret hat. Wir müssen von ihm glauben, daß er in seinen Rathschlüssen auf ein gutes Verhältniß der Kör-

Bey der Tugend hat ein Volk weniger wiedrige Verhängnisse zu befürchten.

per, nicht aber auf ein gutes Verhältniß der sittlichen Handlungen und ihrer Folgen gesehen, welches man von dem vollkommensten Wesen nicht gedenken kann. Je leichter also ein Mensch oder ein Volk sich durch die Verhängnisse von den Lastern zur Tugend ziehen lässet, desto wenigere wiedrige Schicksahle hat es von den ewigen Rathschlüssen GOttes zu befürchten.

§ 25.

Die besondern Regeln, wornach Gott seine Verhängnisse mischet, können nicht bestimmet werden.

Bis hieher habe ich mich bemühet überhaupt zu beweisen, daß GOtt diesen Erdballen unter andern nach der Gemüthsverfassung der Einwohner eingerichtet, und sie in dieses Wohnhaus und eben in diese und keine andere Reihe der Dinge gesetzet, weil sich selbige für sie am besten schicket, und daß besonders die wiedrigen Verhängnisse, welche zu dem natürlichen Wol der Erde nicht nothwendig gehören, die Einschränkung der Laster und die Beforderung einer tugendhaften Gemüths-Verfassung zur Absicht haben. Nun wünschte ich auch sehr die besondern Regeln entdecken zu können, welche die Weisheit des obersten Regenten bey der Verbindung seiner willkührlichen Verhängnisse

mit den freyen Handlungen der Menschen beobachtet: hier aber verlieren sich meine Gedanken und meine Einsicht höret auf. Ich sehe vor mir eine Erde, die viele Millionen Einwohner hat. Das gemeine Beste dieser grossen Gesellschaft müste ich nicht nur überhaupt wissen, sondern es müste mir selbiges auch nach seiner besondern Vertheilung unter den Völkern, in den Familien und einzelnen Personen bekannt seyn. Ich müste die besten Mittel kennen, so selbiges beforderten. Ich müste verschiedene mögliche Vermischungen der Dinge völlig übersehen, und die Folgen derselben, so sie in alle Ewigkeit haben, erreichen. Ich aber weiß nicht, was aus einer Sache, die heute geschiehet, morgen erfolgen werde. Heute wünsche ich etwas, welches ich morgen schon als mein Unglück finde. Und heute betrübe ich mich über etwas, so mir nach kurzem Freude macht. Ich bin also ganz und gar nicht im Stande, ich bin zu kurzsichtig die besondern Regeln zu setzen, wonach diese Welt regieret werden, und wie in einzeln Fällen den Lastern vorgebeuget und der Tugend geholfen werden müsse.

Ich begnüge mich derowegen damit, daß ich durch die triftigsten Gründe überzeuget bin, GOtt habe eben diese Erde für uns gewehlet, und selbige so und nicht anders eingerichtet, weil sie sich für uns am besten schicket, und er suche durch die Mischung seiner Schicksahle die Laster einzuschränken, die Tugend aber zu befordern. Und wenn mir einfällt, solches könnte auf diese und jene Arth wol besser erhalten werden; so erinnere ich mich meiner gar kurzen Einsicht, und wie ich öfters also gedacht, in der Folge aber wahrgenommen, daß mein Urtheil übereilt gewesen. Ich werde stille und halte das für das Beste, so GOtt füget, und nehme alle seine Schicksahle als einen Bewegungs-Grund an, meinen Verstand zu bauen und den Willen immer mehr und mehr zu bessern. Wären diese Gedanken hinlänglich einen jeden zu beruhigen; so könnte ich diese Betrachtung hiemit beschliessen. Da aber viele Menschen theils aus Schwachheit, theils aber aus einer gar zu hohen Einbildung von ihrer Weisheit auf allerhand Zweifel wieder die göttliche Regierung gerathen, so muß ich selbige noch berühren, und

und zeigen, wie man sich gegen dieselben verwahren und beruhigen könne.

§ 26.

Warum gehets oft den Lasterhaften wol und den Guten übel?

Das Hauptwerk aller Zweifel wieder die Wahrheit, daß GOtt seine Schicksahle nach der Gemüths-Verfassung der vernünftigen Kreaturen einrichte, kommt auf folgende Sätze an. Man sagt: hat GOtt die Verhängnisse dieser Erde also gemischet, daß dadurch den Lastern Einhalt geschehen und der Tugend aufgeholfen werden soll; woher kommt es, daß mancher seine Ungerechtigkeiten und schändlichen Thaten so gar lange fortsetzet und dennoch das beste äusserliche Glück geniesset? Und warum erfähret jene tugendhafte Seele fast nichts als Unglück? Warum sind die Laster so hoch erhaben und die Tugend lieget verlacht und gepreßt zu ihren Füssen? Warum wird jener hochmüthige Tyrann, der weder nach GOtt, noch nach Menschen fraget, nicht gestürzet, und einer von den Unschuldigen, die er druckt und deren Blut er, wie Wasser vergiesset, an seine Stelle gehoben? Warum wird seine erste Ungerechtigkeit nicht so gleich unmittelbahr bestrafet? Und warum raffet die

Rache des Herrn nicht gleich alle Lasterhafte auf einmahl von dem Erdboden hinweg, damit die Tugendhaften selbigen allein einnehmen?

§ 27.

Vorbereitung zur Antwort.

Diesem Zweifel zu begegnen, müssen wir zuvor die Allmacht GOttes und den Zusammenhang der Dinge recht kennen lernen. Ich habe in diesen Betrachtungen schon mehr als einmahl erinnert, daß es gewisse Dinge gebe, auf welche sich die Allmacht nicht erstrecke. Sie wird von der Weisheit und Heiligkeit begleitet. Daher kann sie sich weder auf Thorheiten noch auf Laster lenken. Sie kann daher auch nicht mit sich selber streiten, und etwas zugleich zu bewirken und zugleich zu verhindern suchen. Sie kann sich selber nicht entgegen seyn. Sie würde auch sonsten nichts zu stande bringen. Die Allmacht ist ihr selber gleich. Wollte sie nun eine Sache zugleich bewirken, und zugleich verhindern, daß sie nicht entstünde, so würde gewiß nichts heraus kommen. Denn die wiederstehende Kraft wäre der wirkenden vollkommen gleich. Dinge, die sich selber wiedersprechen und sich aufheben, gehören derowegen nicht

unter

unter den Bezirk der göttlichen Allmacht. Dergleichen sind eine weisse Schwärze, eine gütige Tyranney, ein bleyern Gold, eine seelige Gesellschaft, die zugleich lasterhaft. Wer da nicht weiß und bedenket, daß die Allmacht sich auf solche Dinge nicht erstrecket, der wird vieles von derselben fordern, oder wenigstens wünschen, so er von derselben nicht erwarten sollte.

§ 28.

Es giebet aber nicht nur Dinge, welche einander unmittelbahr aufheben, sondern auch solche, welche in ihrer Folge einander entgegen sind, und daher bey einander nicht stehen und von der Allmacht zugleich bewirket werden können. Wenn z. E. GOtt die menschliche Gesellschaft reicher machen wollte, und schenkte ihnen die so lang gesuchte Kunst, Gold in grosser Menge zu machen, so würde dieses einander in der Folge aufheben. So bald nemlich das Gold sehr häufig würde, so würde sein Werth abnehmen, und die menschliche Gesellschaft zuletzt durch den gar grossen Vorrath desselben nicht mehr gewinnen, als sie ietzo durch das Bley bereichert wird. Und dergleichen Din-

Fortsetzung des Vorigen.

ge sind sehr viele, welche sich in ihrem weitern Umfange und in ihrer Folge zernichten, und daher kein Werk des weisesten GOttes sind. Weil aber unser gar kurzes Gesicht keinen weitläuftigen Zusammenhang und weite Reihen der Dinge absehen kann, und folglich den Wiederspruch und Streit derselben nicht erkennet; so geschiehet es sehr oft, daß wir dieses und jenes für ein sehr grosses Gut achten, so aber in der That nichts anders als ein eitler Traum unserer schwermenden Phantasey ist. Und da dieses auch so gar den Weisesten unter den Sterblichen begegnet, und man so viele Exempel davon in den Geschichten findet, und wir selbst dergleichen so oft erfahren; so sollten wir billig so bescheiden seyn, und, wenn GOtt dasjenige nicht wehlet, was wir für höchst vortheilhaft für die menschliche Gesellschaft halten, glauben, daß wir uns in unsern Gedanken betrogen, und wiedersinnige Dinge unvermerkt zusammen setzten. Aber ach wie schwehr ist unser stolzer Geist zu dieser höchst vernünftigen Demuth zu bewegen. Mancher spricht lieber GOtt eine allwissende Weisheit ab, als daß er sollte beken-

kennen, es fehle ihm, wie allen Menschen, an einem hinlänglichen Vermögen, das Wiedersinnige von dem Möglichen, und das Schlechtere von dem Bessern und Diensamern zu unterscheiden. Wir wollen uns derowegen bemühen, ob wir das Wiedersinnige in demjenigen entdecken können, worauf man sich berufet, wenn man diese Wahrheit wankend machen will: GOtt siehet auf das Betragen der Menschen und richtet seine Verhängnisse nach ihrer Gemüths-Verfassung ein.

§ 29.

Das erste, so man dieser Wahrheit entgegen setzet, ist dieses: Hätten die Schicksahle dieses Lebens ihr Absehen auf das Verhalten der Menschen, so müsten sie ganz anders folgen, als die Erfahrung uns lehret. Die wiedrigen Verhängnisse müsten den Sündern auf dem Fusse nachgehen, und diejenigen, welche ihr Gemüth nicht ändern wollen, müsten die Wetter des Herrn zerschmettern oder eine scheusliche Krankheit aufreiben; diejenigen aber, so der Tugend nachjagten, müste das Glück begleiten. Es müste diese niemals Weitere Fortsetzung.

ein Mangel drücken. Keine Krankheit müste die Ihrigen von ihnen, und sie von den Ihrigen wegrücken, ehe sie ein geseegnetes Alter erreicht und eine graue Scheitel sie ehrwürdig gemacht. Die Tugendhaften müsten herrschen, die Lasterhaften aber vor ihnen im Staube liegen und ihnen dienen. Alsdenn würde man sehen, daß GOtt die Tugend achtete und den Lastern entgegen wäre. Die Laster würden selten und die Tugend gemein, und diese Erde ein recht seeliges Wohnhaus vernünftiger Geschöpfe werden. Ein Traum, den meine Phantasey sehr öfters hervorgebracht! Ein Traum, der mich öfters entzücket, wenn er mir die Erde in einer so angenehmen Gestalt dargestellet, und mich hergegen ganz niedergeschlagen und in Verwirrung gesetzt, wenn ich mich besonnen, und mich in einer Welt gefunden, wo es ganz anders aussiehet. Je länger ich aber dieser Sache genau nachdenke und ie mehr ich bey dem Zunehmen der Jahre Erfahrung erlange, destomehr finde ich, daß diese Gedanken ein süsser Traum sind, der aber aus wiedersinnigen Dingen zusammen gesetzt ist und daher niemahls

mahls zu einer Wirklichkeit kommen kann. Wollte der oberste Beherrscher nach diesen Gedanken diese Erde nur einen Monat regieren, wir würden uns mit der grösten Aengstlichkeit wieder nach der ietzigen Einrichtung sehnen.

§ 30.

Die Antwort selbst 1) Die Strafe manches Lasterhaften würde die Frommen zu sehr drücken.

Man bemerke zuerst, daß zwischen den Lasterhaften und denen, welche sich in der Tugend üben, eine solche Verbindung sey, daß jene nicht wol gestraft werden können, ohne daß diese mit leiden. Sie sind so mit einander verknüpft, daß das Glück des einen die Wolfahrt des andern befordert. Es wird dieses deutlich werden, wenn wir untersuchen, wie die Menschen von GOtt können heimgesuchet werden, und was dadurch für Folgen entstehen. Will der HErr die Menschen strafen, so geschiehet solches entweder an ihrer Ehre und Gütern, oder an ihrem Leibe und dem Vermögen der Seele, oder an ihrem Leben, oder auch an andern, deren Wolfahrt sie als die Ihrige ansehen. Wird ein vornehmer Mann gestürzet, so gleichet er allemahl einem grossen Baume, der bey seinem Falle viele kleinere mit niederschläget, und da leidet öfters der Un-

Unschuldige mit dem Schuldigen. Strafet er die Wolhabenden an ihrem Vermögen, macht er ihre Aecker unfruchtbar, tödtet ihr Vieh durch heftige Seuchen, zündet ihre Häuser durch den Blitz an und verzehret, was darinnen ist; so leiden die Tugendhaften nicht nur dadurch zugleich mit, weil ihre Aecker zwischen den Ländereyen der Lasterhaften liegen, ihr Vieh mit jenen einerley Weide hat, und ihre Wohnungen mit Häusern der Gottlosen umgeben sind, und daher wegen der nöthigen Verbindung der Dinge in der Welt den einen mittrift, was über seinen Nachbahr verhänget wird; sondern es kann auch durch dergleichen Bestrafungen der Gottlosen nichts anders als ein allgemeiner Mangel entstehen, welcher den Frommen so wol zur Last fällt, als den Gottlosen. Denn gesetzt, GOtt wollte auch durch lauter Wunderwerke machen, daß die Aecker der Tugendhaften verschonet würden, wenn die Früchte der Lasterhaften durch Hitze oder Kälte und schädliche Thaue verderbet, durch Hagel niedergeschlagen, durch Mäuse und Heuschrecken abgefressen würden; so würde doch das mehreste der Felder und Auen ver-

verheeret werden, weil die Laster weit mehr Freunde und Verehrer finden, als die Tugend. Der Mangel würde alsdenn dennoch dergestalt allgemein werden, daß eine grosse Menge der Frommen darunter litte. Es würde ein solcher Hunger entstehen, daß keine Gesetze und Strafen hinreichen würden, die Hände der Hungrigen zurück zu halten, daß sie den Frommen nicht ihren Vorrath raubten. Es würde der Fromme mit dem Gottlosen umkommen.

§ 31.

Ich will noch in ein Paar besondern Fällen zeigen, wie das Glück der Lasterhaften zugleich das Glück der Gerechten wird. Jener ungerechte Handelsmann hat sehr grosse Vortheile in seinen Verkehrungen. Seine Schiffe kommen wol beladen und behalten an. Er wird jährlich reicher und kann sein Gewerbe erweitern. Weil selbiges aber so weitläuftig wird, daß er es mit dem Seinigen nicht bestreiten kann, so nimmt er von andern Gelder auf, die er verzinset. Hierunter sind fromme Wittwen und Waisen, die nicht im Stande sind Gewerbe zu treiben, und bloß von den Zinsen eines kleinen Capitals leben müssen.

2) Das Glück der Lasterhaften ist oft das Glück der Frommen.

Man

Man fraget: warum gehet es diesem Diener der Ungerechtigkeit so wol? warum werden seine Schiffe nicht in den Grund gestürzet? warum gehet sein Waarenlager nicht im Feuer auf? Man bedenket aber nicht, daß jene unschuldigen Wittwen und Waisen zugleich um das Ihrige kämen. Ich habe Jemand gekannt, der durch grobe Verachtung GOttes und seines Wortes und durch seine ausschweifende, unzüchtige und verschwenderische Lebensarth viele tugendhafte Gemüther zum Seufzen gebracht. Dennoch gewann er in einer Lotterie eines der gröſten Loose. Es waren zarte Gemüther, die mit Assaph gleiche Empfindungen hatten, und denen es verdroß, daß es dem Gottlosen so wol gieng. Sie entdeckten mir ihre Gedanken, und ich wuste auf selbige nichts zu antworten, als dieses: die Wege des HErrn sind unerforschlich. Nach kurzem aber erfuhr ich, daß dieser Mann heimlich sehr grosse Schulden gemacht, und daß viele rechtschaffene Leute und unter selbigen arme Wittwen und Waisen wären verletzet worden, wenn er obiges Loos nicht bekommen. Er hatte also eigentlich nichts gewon-

wonnen, sondern diejenigen, deren Gelder er durchgebracht hatte. Andere und ich begriffen daher, daß GOTT nicht ungerecht gehandelt, indem er diesem Sünder ein so grosses Loos zufallen lassen, und daß daraus kein Schluß zu machen, daß es gleich viel, ob man ein Verehrer der Tugend oder ein Sklav der Laster sey. Denn obgleich besondere Umstände verursachen, daß der gerechte GOtt diesem und jenem Sünder nachsiehet, ja ihn wol vor andern glücklich macht; so finden sich doch auch merkliche Exempel seiner Strafgerichte, dadurch er beweiset, daß ihm das Böse nicht gefalle.

§ 32.

Weitere Bestätigung des Vorigen.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit den Strafen, womit GOtt die Leiber der Gottlosen heimsuchet. Sie gereichen, wenn sie sehr häufig kommen, auch den Unschuldigen mit zur Last. Entstehen heftige Seuchen, so schleichen sich selbige, vermöge der nöthigen Verbindung der Dinge in der Welt, so wol in die Häuser der Frommen, als der Gottlosen. Wiewol diese Antwort beruhiget zarte und zweifelhafte Gemüther noch nicht. Sie sprechen:

sprechen: Warum macht GOtt nicht durch Wunder, daß die Sünder ganz allein und zwar auf frischer That, wenn sie eine Sünde begehen, so gleich von schmerzlichen und scheuslichen Krankheiten überfallen und gedemüthiget werden? Warum rühret der Schlag nicht die Arme, die sich nach fremden Gut ausstrecken? Warum verstummet die Zunge nicht, die da fluchet, schilt, verleumdet und so viel Unheil in der Welt anrichtet? Diese und dergleichen Fragen haben mir ehmals manchen Kummer gemacht. Sie beunruhigen mich aber nicht mehr, nachdem ich wahrgenommen, wie gar elend es alsdenn um die Frommen stehen würde. Alle Arbeit fiele ja auf selbige fast ganz allein, und sie müsten unseelige Knechte der kranken Sünder seyn. Ein ieder Herr und Frau überlege nur, ob sie wol wünschten, daß ihre Knechte und Mägde, oder ihre Gesellen und Taglöhner krank und von heftigen Schmerzen heimgesucht würden, so oft sie die Tugend verliessen, und dem Joch der Laster sich unterzögen? Ich weiß, uns würde angst werden, wenn dieses geschehen sollte. Denn unsere Häuser würden beständig

voll

voll von Kranken seyn. So werden es auch die Hausgenossen gar bald müde, wenn ihre Herrschaften darnieder liegen, und sie denselben allerhand beschwerliche und zum theil ekelhafte Dienste leisten müssen. Die Krankheiten der Hausgenossen gereichen also den Herrschaften, und die Krankheiten der Herrschaften den Dienstbothen zu einer beschwehrlichen Last, und soll eines damit bestrafet werden, so leidet das andere mit. Und sollten alle Sünder sogleich an der Seele heimgesucht werden, sollten sie ihren Verstand verlieren, oder von einer andern Gemüths-Krankheit mitgenommen werden; wie traurig, ja wie fürchterlich würde denen Frommen das Leben werden, wenn sie sich mit solchen Nachbarn in grosser Anzahl umgeben sähen.

§. 33.

Ob eine unmittelbare Bestrafung einer ieden Sünde alle Lasterhafte tugendhaft machen würde?

Man meint zwar, die Sünder würden sich auf einmahl von der Welt verlieren, und man würde lauter tugendhafte Menschen sehen, wenn GOtt einer ieden Bosheit mit einer schreckhaften Strafe entgegen gienge. Indem wir uns aber diese süsse Hoffnung machen, vergessen wir,

was zur Tugend gehöre, und wie viel erfordert werde, einen Menschen tugendhaft zu machen. Die Tugend bestehet in einer standhaften Fertigkeit das Böse zu vermeiden und das Gute mit Vergnügen auszuüben. Sie setzt zum Voraus eine angenehme Empfindung von dem, was gut ist, und einen Ekel und Haß wieder das Böse. Alle Tugend vereiniget sich in einer zärtlichen Liebe gegen GOtt, in einer treuen Geneigtheit gegen unsere Mitbürger, und in einer vernünftigen Liebe gegen uns selber. Wer in der Tugend einige Stärke erreichen will, muß vor allen Dingen stark seyn in der Liebe, Hochachtung und Ehrerbietung gegen die höchste Majestät. Eine liebreiche Ehrfurcht gegen selbige muß uns den Trieb geben, auch in der Einsamkeit und in abgesonderten und finstern Winkeln tugendhaft zu seyn. Man muß ein solches Vergnügen an den höchsten Vollkommenheiten GOttes finden, daß man sich selbigen mit vieler Freudigkeit ergiebet, und ein angenehmer und sanfter Trieb alle unsere Kräfte nach dem heilsamen Willen dieses höchsten Gutes lenke. Nun überlege man, ob diese Gemüths-

Ver-

Verfassung durch eine solche Strenge, als wir oben beschrieben, und viele für so sehr heilsam achten, zu erhalten? Furcht und Schrecken und ein sklavischer Gehorsahm, aber keine wahre Tugend könnte dadurch erzwungen werden. Eine schleunige Rache, so einer ieden Bosheit folgte, würde den obersten Regenten bey den Lasterhaften fürchterlich, aber nicht angenehm und vergnügend machen.

§. 38.

Fortsetzung des Vorigen.

Man betrüget sich gar sehr, wenn man glaubt, durch blosse Strenge könne man Jemanden tugendhaft machen, d. i. in eine edle Gemüths-Verfassung setzen, die sich an GOtt und an dem Guten vergnüget. Gehet hin in die Zuchthäuser, begebt euch auf die Galeren, an deren Ruderbänke man Bösewichter angeschmiedet: wie viele Gemüther findet ihr, die daselbst vernünftig und edel werden? Die allermehresten bleiben niederträchtig, behalten die Laster noch immer lieb und achten die Tugend für eine Beschwehrde. Betrachtet jenen unzüchtigen Menschen. Er ist nicht lange seinen unordentlichen Begierden gefolget, so zeiget sich bey ihm eine schmerzliche

Krankheit, wovon er gewiß weiß, sie ist eine Folge seiner unordentlichen Lebensarth. Er ist der Schmerzen noch nicht ganz los, so besucht er schon wieder die Oerter, wo er sie zuerst geholet. Er ziehet eine noch weit heslichere Seuche in seinen Leib, als er zuerst gehabt. Er wird ein Scheusahl und ein Ekel der Gesunden. Jedermann fliehet vor ihm. Er muß sich der beschwehrlichsten Kur unterwerfen. Und was wirket dieses alles bey ihm? Kaum gehet er aus dem Schwitzkasten, kaum ist der Mund von dem giftigen Geifer gereiniget, den man aus dem unreinen Körper getrieben, kaum kann er die unzüchtigen Lippen wieder schliessen; so legt er sie von neuen auf den Mund eines Schandfleckens des andern Geschlechts. Richtet eure Augen auf jene Säufer. Ein Theil von ihnen ziehet sich gar bald tödtende Krankheiten zu. Sie gehen dahin und verwelken in der ersten Blüte der Jahre. Die übrigen sehen dieses, und setzen dennoch ohne alle Ueberlegung ihre Lebensarth fort, und glauben nicht, daß es in einer Gesellschaft recht vergnügt zugegangen, wenn nicht grosse Becher ausgeleeret worden. Sie füh-

fühlen nach einiger Zeit auch die Unordnungen, so die Unmäßigkeit in ihren Gliedern zeuget. Sie müssen ihre Lust gar oft mit den heftigsten Schmerzen büssen. Dennoch bleiben sie immer eben dieselbigen. Sie verlachen alles, was ihnen die Vernunft hierüber sagt. Noch weniger achten sie ihrer Ueberlegung würdig, was ihnen das Wort GOttes bezeuget. Wie viele Diebe hat man nicht, welche schon etlichemahl die beschwehrliche Last der Eisen getragen, in traurigen Gefängnissen gelegen haben und vom Ungeziefer sind genaget worden, und dennoch wieder gestohlen haben? Es ist also klar, man übereilet sich, wenn man glaubet, iedermann würde gleich tugendhaft werden, wenn GOtt eine iede Bosheit unmittelbar strafte.

§. 35.

Weitere Fortsetzung.

Wäre dem grossen Schöpfer Himmels und der Erden nur daran gelegen, daß ihm von den Menschen ein gewisser äusserlicher Frohndienst geschähe, so möchte selbiger noch wol endlich durch gewaltsame Strafen erzwungen werden. Fände der Unendliche mit jenem Tyrannen daran sein

Vergnügen, daß man ihn fürchtete, wenn man ihn gleich dabey hassete; so wäre es ihm ein Leichtes, einen ieden vor seiner Majestät zitternd zu machen. Allein er sucht durch den Dienst, den wir ihm leisten sollen, und durch die Tugend, so er fordert, nichts als das Vergnügen und die Glückseeligkeit seiner vernünftigen Geschöpfe. Eben deswegen aber soll unser Gehorsahm freywillig seyn und aus der Liebe entstehen, damit er nicht als eine Last, sondern als etwas Angenehmes mit Freuden geleistet werde. Die ewige Liebe sucht eine freundschaftliche Verbindung der Menschen mit ihr. Wollte GOtt den Gehorsahm seiner Geschöpfe dergestalt erzwingen, wie es einige für gut befinden, so würde man Menschen sehen, welche den Leibeigenen gleichen, die unter einer recht strengen Herrschaft stehen. Sie würden mit vielem Verdruß ihrer Schuldigkeit ein Gnügen zu leisten suchen, aber ohne Liebe, ohne Vergnügen. Und wer wollte dieses eine Tugend nennen?

§. 36.

Eigentlicher Nutze

Man meine nicht, daß ich hiermit den Strafen allen Nutzen absspreche. Ich be-

behaupte nur, daß diese Hoffnung betrüglich, wenn man meinet, eine unmittelbahre Bestrafung einer ieden Bosheit würde die ganze Welt, oder den grösten Theil derselben tugendhaft machen; und es wären folglich die traurigen Folgen nicht zu befürchten, welche ich oben aus einer solchen Regierung GOttes hergeleitet habe, da seine Gerichte einen ieden muthwilligen Uebertreter seiner heiligen Gesetze sogleich verfolgten. Die Strafen haben erstlich diesen Nutzen, daß sie die gemeine Sicherheit befordern, und der Bosheit einige Schranken setzen. Würden die Laster und öffentlichen Bubenstücke gar nicht bestrafet; was für ein Elend würde in der Welt seyn? Zweytens werden die Strafen wenigstens bey einigen ein Vorbereitungsmittel zur Tugend. Sie hindern, daß mancher Mensch nicht gar verwildert, und nicht alle Schaam und Empfindung vom Guten und Bösen verlieret. Und daher ist es ehender möglich, daß in ihm ein ander Geschmack entstehe, und er GOtt und die Tugend lieb gewinne, und ernstlich suche. Es wird derowegen den Strafen nicht aller Nutze überhaupt abgespro- der Strafen.

chen, sondern es wird nur geleugnet, erstlich, daß Strafen allein tugendhaft machen; zweytens, daß eine beständige und unmittelbahre Verbindung der Strafen mit einer ieden muthwilligen Uebertretung, entweder alle Menschen, oder wenigstens den grösten Theil derselben zu einer milden und edlen Gemüthsverfassung bringen würde. Mir fallen hierbey die Sklaven ein, welche man aus Africa in America überführet. Selbige werden auf das härteste gehalten: und wo findet man weniger Tugend, als bey diesen Leuten? Die allzugrosse Strenge verhärtet sie, und wirket bey ihnen die wiedrigste Gemüthsarth.

§. 37.

Regeln der Weisheit, so bey den Strafen zu beobachten.

Aus demjenigen, was bisher beygebracht worden, erhellet, daß auch Strafen, wenn sie Nutzen haben sollen, nach gewissen weisen Regeln müssen verhänget werden. Die Absicht aller Strafen, die ein weiser und gerechter Regent auflegt, haben das gemeine Beste zum Endzweck. Das gemeine Beste ist derowegen die erste und vornehmste Regel, wornach die Strafen zu wehlen und einzurichten. Wenn derowegen diese und jene Arth der

Be-

Bestrafung das gemeine Beste mehr störet als befordert, so wird sich kein weiser Regent dazu entschliessen. Und wenn wir diesem Leitfaden werden nachgehen, so werden wir mancherley Fälle finden, da es für die gemeine Wolfahrt besser, wenn man die Güte und Ernst mit einander vermischet, oder die Strafen auf eine Zeitlang aufschiebet. So geschiehet es mannigmahl, daß ein Fürst bey Aufwieglern durch Gnade mehr ausrichtet als durch Strenge, und durch Güte deren Liebe gewinnet, die ihn vorher gehasset haben. Bisweilen aber ist nöthig, daß eine nachsehende Güte und eine Strenge mit einander gemischt werden. Wenn ein grosser Theil eines Landes wieder einen Herrn aufstehet, und man wollte sie insgesammt nach den Gesetzen bestrafen, so würde das ganze Land und das gemeine Beste sehr darunter leiden. Wollte man aber auch eine allgemeine Verzeihung ausrufen lassen, so würde solches in manchen Fällen den Muthwillen der Aufwiegler vergrössern. Man trifft dieses Mittel. Man straft einige, besonders die Häupter der Meuterey nach der Strenge, und begnadigt die Uebri-

brigen. So macht man es auch in Festungen, wo ein ansehnlicher Theil der Besatzung ihre Schuldigkeit nicht beobachtet, und fliehet, wo er sich tapfer wehren sollte. Wollte man den ganzen Trupp aufhängen, so würde die Besatzung zu sehr geschwächet werden. Den Uebrigen würde dieses Verfahren auch zu hart und schreckhaft vorkommen, und würde bey ihnen zwar einige Furcht erwecken, die Liebe und Freywilligkeit aber würde sich verlieren. Wollte man aber alle begnadigen, so würde man in Gefahr sich gar niemahls auf den Soldaten verlassen können. Er würde weichen und nachgeben, wo er am standhaftesten fechten sollte. Es streitet also beides mit dem gemeinen Besten, eine völlige Begnadigung und eine gerade durchgehende Strenge. Man vermittelt die Sache dadurch. Man erkennet sie insgesammt des Todes schuldig. Man begnadiget aber von Zehen neune, den Zehenden aber lässet man sterben. Und damit man eine gerechte Unpartheylichkeit beweise, so lässet man sie durch das Spiel ausmachen, welcher aus Zehen das Opfer für das gemeine Beste werden soll. Zu

Zei-

Zeiten erfordert die gemeine Wolfahrt und Ruhe, daß man eine Strafe, die nothwendig zu verhängen ist, auf eine bequehmere Zeit aufschieben muß. Als David den königlichen Thron durch Hülfe des Joabs bestiegen, und dieser grosse General sich in der Gunst des Volkes fest gesetzet hatte, war es für die gemeine Ruhe zu gefährlich, das verschiedene unschuldige Blut, so er auf eine niederträchtige und meuchelmörderische Arth vergossen, nach den Gesetzen zu rächen. David muste derowegen das billige Blutgericht über diesen Mörder aufschieben und solches seinem Sohne, dem Salomo überlassen.

§. 38.

Nach solchen Regeln straft GOtt.

Nach diesen Gründen überlege man nun, wie der Weiseste die Strafen auf diesem Erdboden einrichten müsse, wenn die gemeine Wolfahrt der menschlichen Gesellschaft dadurch soll befordert werden. Können wir wol bessere Regeln finden, wonach selbige auszutheilen, als die göttliche Gerechtigkeit beobachtet? Wir haben oben bewiesen, daß die Ungerechten in der ietzigen Verbindung nicht in grosser Menge gestraft werden können, ohne daß

es

es die Gerechten mit empfinden. Ist es in diesen Umständen der Weisheit nicht gemäß, daß einem Theil der Sünder nachgesehen, doch aber auch einige hier und da zu merklichen Exempeln der gerechten Rache GOttes gesetzt werden, damit keiner sicher sey, sondern ein jeder sich fürchte, daß er dazu gewehlet werde? Können wir es anders, als eine gerechte Weisheit nennen, wenn allgemeine Bestrafungen nur alsdenn verhänget werden, wenn die Bosheit entweder überhand genommen, oder es sich wenigstens zu einem großen Verfall neiget? Und ist es im Gegentheil wol eine unbillige Güte, wenn GOtt um einiger Tugendhaften willen auch den Sündern eine Zeitlang Gutes thut? Man strenge einmahl alle seine Kräfte dran und denke auf das tiefsinnigste nach, ob GOtt in dieser Welt seine Strafen auf eine weisere und dem gemeinen Besten zuträglichere Arth verhängen könne?

§. 39.

Warum GOTT nicht alle Lasterhafte so gleich tödte.

Man wird fragen, warum GOtt diejenigen, welche sich zu groben Lastern neigen, nicht so gleich von der Welt hinwegraffe und ihr Vermögen in die Hände der From-

Frommen fällen lasse, alsdenn würde doch die Erde ein gereinigtes Paradies und eine angenehme und sichere Wohnung seyn. Es sind sehr viele Dinge, welche diesen Vorschlag vereiteln, und machen, daß ihn die unendliche Weisheit nicht wehlen kann. Erstlich kehrt von denen, welche böse Abwege betreten, noch mancher zurück, wenn ihm einige Zeit zur Busse gelassen wird. Wenn mancher erst die Hefen der Sünden schmeckt, so verflucht er ihre Lust und suchet die Tugend. Da nun GOtt die Liebe ist, so hat er Gedult mit seinen Geschöpfen, und wartet mit grosser Langmuth auf ihre Bekehrung. Und o! wie glücklich sind wir, daß wir einen solchen GOtt haben! Zweytens aber haben auch diejenigen einen sehr grossen Nutzen in der Welt, welche solche Sklaven der Laster sind, daß niemahls eine gründliche Bekehrung von ihnen zu hoffen. Ich will sehr gerne die Last tragen, welche die Ungerechtigkeit der Gottlosen auf mich leget, damit ich der Vortheile nicht beraubt werde, die ich von ihnen habe. Es sind selbige sehr wichtig und mancherley. Hätte ich keine Lasterhafte zur Seite gehabt, deren fürchterliches Exempel

mich

mich von ähnlichen Sünden abgeschreckt, so würde ich ihre Sünden geliebet und ausgeübet haben. Hätte ich keinen Faulen gesehen, der darben und die Verachtung anderer empfinden müssen, so würde ich dem Müßiggange mich ergeben haben. Hätte ich keine Wollüstige wahrgenommen, welche sich in elende Umstände gesetzet, sich scheusliche Krankheiten zugezogen, und ein Ende mit Schrecken genommen, so würde ich ein solches Leben gewehlet haben. Hätte ich nicht die Unbarmherzigkeit anderer erfahren, so würde mein Gemüth nicht seyn mitleidig worden. Hätte die Erfahrung mich nicht gelehret, daß die allermehresten, welche die Bearbeitung ihrer Seele bis ins Alter oder auf das Krankenbette aufgeschoben, ohne eine wahre Bekehrung dahin gefahren; so würde ich vielleicht bey der ehemahligen Meinung geblieben seyn, daß es hauptsächlich darauf ankäme, daß man sich am Ende seiner Tage zum Gebet wendete und um Barmherzigkeit schriee. Hätte jener nicht durch die Ungerechtigkeit anderer einen Theil seines Vermögens verlohren, er hätte die Ungewißheit der Reichthümer nicht so einsehen

hen gelernet, und hätte sich mit seinen Kindern mehr an seine Güter als an GOtt, Tugend und nützliche Wissenschaften gehalten. Dieses macht mir begreiflich, warum der Herr das Unkraut zwischen dem Weizen duldet, und selbiges nicht auf einmahl mit Gewalt hinweg schaffet. Es ist mit dem Weizen anietzo so verbunden, daß derselbe mit ausgerauft wird, wenn man das Unkraut ganz ausräuten will.

§ 40.

Auch im Leiblichen würde es sehr schlecht um uns stehen, wenn wir keiner andern Arbeit uns bedienen sollten und könnten, als derjenigen, so von geheiligten Kräften herkämen. Zu eines ieden auch des geringsten Menschen Bequehmlichkeit arbeiten viel tausend Hände, worunter ein sehr grosser Theil von lasterhaften Seelen regieret werden. Damit ein bequehmer Schuh auf eine leichte Arth könne bereitet werden, muß eine sehr grosse Anzahl Menschen sich in Bewegung setzen. Es gehören dazu diejenigen, welche ein Thier erlegen und abdecken, die Gerber, alle diejenigen, welche den Hanf bearbeiten und Pech verschaffen. Wie viele Menschen sind nö- Fortsetzung.

nöthig zu denen eisernen Instrumenten, welche die Gerber und die Schuster gebrauchen? Wie viele Arbeit muß geschehen, damit man ein eisern Messer, Nadel und dergleichen bekommt? Sollten nun keine andere Menschen leben, als die geringe Anzahl der Tugendhaften, wie viele Beqvehmlichkeiten würden sie entbehren müssen, zu deren Anschaffung ihre geringe Anzahl nicht zureichte? Wir, die wir in bevölkerten Reichen wohnen, pflegen nur auf die Lasten zu achten, die uns durch die Menge der Menschen zuwachsen, und erkennen nicht die weit überwiegende Vortheile, so wir davon haben. Man lasse aber diejenigen reden, welche in Länder ziehen, die noch nicht so bewohnt sind, selbige sagen uns, wie ihnen der Mangel solcher Kleinigkeiten, die wir nicht einmahl bemerken, zu einer sehr grossen Last gereichet. Es nehmen solche Leute die Arbeiten vieler tausend Menschen mit, und dennoch fehlt es ihnen gar bald an allerhand zur Beqvehmlichkeit sehr nöthigen Dingen. Wie beschwehrlich wird ihnen der Abgang von Nadeln, Zwirn, Müllertuch, dadurch in den Mühlen das Mehl von der Kleye gesondert wird,

und

und anderer dergleichen Dinge. Wie sehr hat die Salzburgische Gemeine zu Ebenezer in America ihren Gönnern in Deutschland angelegen, ihnen solche Dinge zuzuschicken? Tausend solcher Sachen kann man nicht anders haben, als durch grosse Gesellschaften von Menschen, die einander die Hand bieten. Sollten nun die Tugendhaften den Erdboden allein inne haben, so würden sie nicht besser stehen als die Gefangenen in Siberien und die Einwohner eines Grönlandes. Ihre Anzahl würde bey weiten nicht hinreichen, sich diejenigen Bequehmlichkeiten zu schaffen, welche man anietzo in bevölkerten Reichen geniesset. Wir wissen folglich selber nicht, was wir wünschen, wenn wir eine grössere Glückseeligkeit dieser Welt in einer völligen Ausrottung der Lasterhaften suchen.

§ 41.

Ob Krieg, Pest u.d.g. nicht zum natürlichen Wol der Erde gehören.

Eine andere Kette von Zweifeln ist diese: es können die wiedrigen Schicksahle, welche nicht nothwendig aus den freyen Handlungen der Menschen entstehen, nicht als göttliche Strafen böser Handlungen angesehen werden, theils, weil sie auf eine ganz andere Arth die Wolfahrt der Welt

befordern und selbige überhaupt betrachtet durch sie nichts verlieret: theils weil dadurch auf der einen Seite die Sünden so sehr gehäufet und genehrt, als auf der andern Seite gehemmet werden. Man behauptet, daß alle wiedrige Begegnisse, wenn man sie gleich nicht als Strafen und als Mittel betrachtete das sittliche Uebel einzuschränken, dennoch grossen Nutzen in der Welt hätten. Folglich nähme man sie ohne Grund für Strafen GOttes, oder für Verhängnisse an, die hauptsächlich ihr Absehen auf die Sitten der Menschen hätten. Man saget, durch Krieg und Pest werde der gar zu sehr überhand nehmenden Menge der Menschen gewehret. Eben dieses leiste eine recht grosse Theurung, bey welcher der Hunger die Menschen bey tausenden aufreibe. Die Menschen würden einander zu einer unerträglichen Last werden, wenn nicht bisweilen ein ausserordentlicher Fall den Ueberfluß derselben wegnähme. Krieg, Theurung, Viehseuchen und dergleichen machten ferner, daß ein besserer Cirkel im Gewerbe entstünde. Die Geizhälse müsten hiebey ihre Kasten aufthun, und das zusammengescharrete Geld durch

viele

viele Hände laufen lassen, in welchen es Nutzen verschaffte. Es würde dadurch ferner verursachet, daß die Reichthümer nicht immer bey einer Familie blieben, sondern auf andere kämen, und also die eine Familie nicht beständig in der Blüthe, und die andere beständig im Staube bliebe, welches sonst wieder die allgemeine Liebe GOttes wäre. Das Grosse der menschlichen Gesellschaft verlöhre hiebey nichts, sondern gewönne allezeit. Es könnten also dergleichen Schicksahle nicht als Strafen böser Handlungen, sondern als Wolthaten angesehen werden. Es hätten diese nothwendigen und heilsamen Uebel ihr Absehen so wenig auf das böse Betragen der Menschen, daß, wenn sie einer Bosheit wehrten, sie andere zeugeten. Der Krieg sey eine Mutter aller Laster, und der äussersten Grausamkeiten. Grosse Theurung mache Diebe und Strassenräuber. Es sey also wenigstens zweifelhaft, ob solche harte Verhängnisse nicht mehr Sünden hervorbrächten, als sie hemmeten. Es liegen hierinne sehr viele Sätze, die insgesammt besonders zu erörtern sint.

§ 42.

Eine Nebenerinnerung.

Ehe ich diese tiefsinnige Verwirrung aus einander setze, muß ich mich erst ein wenig erholen, und mir also von den Freunden und Vertheidigern dieser Gedanken die Erlaubniß ausbitten, zur Veränderung mit ihnen über eine andere Materie zu reden. Was halten sie von der Vielweiberey? Sind sie noch der Meinung, die sie sonst mit so vielem Ernste zu behaupten pflegen, daß selbige einem Staate zum grösten Vortheile gereiche, seine Provinzen bevölkere, und das Gewerbe blühend mache? Halten sie noch dafür, daß sie besonders nüzlich, ja fast unentbehrlich nach einem langen und blutigen Kriege sey? Ich sehe in ihrem Gesichte, daß sie mit dem Gesetze noch nicht zufrieden sind, daß ein ieder Mann seine eigene Frau und eine iede Frau ihren eigenen Mann haben soll. Es bleibt ihnen eine verhaßte Einschränkung, daß ihre weitläuftige Liebe zum schönen Geschlecht sich nur an eine Person, und zwar unauflöslich binden soll. Sie glauben daher, daß es den Staaten sehr vortheilhaft seyn würde, wenn sie die Vielweiberey duldeten. Ich weiß, ich kann mich

sicher

sicher darauf verlassen, daß dieses ihre ernste und beständige Meinung sey. Hierbey fällt mir aber der von ihnen vorhin behauptete Satz ein, daß Krieg, Pest und Theurung in der Welt nothwendig wären, um dem gar zu starken Anwachs der Menschen Einhalt zu thun. Wie wollen sie aber diese traurige Nothwendigkeit mit dem grossen Vortheile der Vielweiberey vereinigen? Diese soll einen Staat blühend machen, wegen der vermeinten grössern und geschwindern Vermehrung des menschlichen Geschlechts, und auf der andern Seite soll doch dasselbe schon bey Ehen mit einer einzigen Frau dergestalt anwachsen, daß die vielen Kriege, die heftigen Pesten, und der Hunger nothwendig sind den zur Last werdenden Ueberfluß der Menschen aus der Welt zu schaffen. Wie können sich diese beiden Meinungen in einer einzigen Seele vertragen?

§ 43.

Ob Krieg mehr eine Wolthat als Strafe?

Doch dieses mag, wie mir bey dem Schreiben, also dem Leser bey dem Lesen nur zur Veränderung der Gedanken dienen. Ich will zugeben, daß zu Zeiten durch Krieg, Pest und Hungersnoth ein

Theil überflüssiger Menschen von dem Erdboden weggeräumet werden mag. Aber, sollte erstlich dieser Ueberfluß so oft vorhanden seyn, als dergleichen fürchterliche Begebenheiten sich äussern? Sollten zweytens keine gelindere Mittel möglich seyn, dem allzustarken Zuwachs des menschlichen Geschlechtes Grenzen zu setzen? Man betrachte die Arth und Weise, wie die Menschen durch obige Verhängnisse von der Welt hinweggeschafft werden. Im Kriege muß ein sehr grosser Theil das Leben mit der größten Marter und auf die elendeste Arth hingeben. Kaum die Hälfte wird so getroffen, daß er gleich todt bleibt. Die mehresten müssen viele Stunden, und manche mehr als einen Tag die heftigsten Schmerzen, und einen unleidlichen Durst ausstehen, ehe sie sterben oder sich Jemand ihrer annimmt. Werden sie endlich aufgehoben, so ergreift man sie bey verwundeten, zerqvetschten und zerschmetterten Gliedern, schlept sie fort, und wirft sie auf einen Wagen, und führt sie öfters etliche Stunden, da ein ieder Stoß des Wagens mehr Schmerzen macht, als etliche Schwerter, die auf einmahl verwunden. Endlich

lich erreichen sie den Ort, wo man sie auf ein wenig Stroh wirft. Hier fängt man an zu schneiden, zu sägen, zu brennen und zu beizen. Hier fühlt nicht nur ein ieder seinen eigenen Schmerz, sondern der Schmerz vieler andern dringt durch ihr Aechzen, Winseln, Schreien und Heulen zugleich in seine Seele und beraubt ihn aller Ruhe. In dieser Folter stirbt einer nach dem andern dahin. Einige werden geheilt; aber sie sind lebenslang die elendesten Krüppel. Der eine ist blind, der andere ohne Nase, das Gesicht ist voll Näthe. Diesem fehlet ein Arm, jenem ein Bein. Da siehet man Körper, wovon ein grosser Theil schon verweset ist. Und will die Länge der Zeit das Andenken ihres Elendes verdunkeln, so wird solches durch eine iede Veränderung des Wetters auf eine schmerzhafte Arth verneuert. An Orten, wo man am besten für sie sorget, werden sie in Hospitäler gethan, und mit dem Nöthigen versehen. Hier wohnen sie in einem prächtigen Pallaste, der aber durch die verstellten Einwohner fürchterlich wird. Sie haben Freyheit, aber der Mangel gesunder Glieder macht sie auf Zeit Lebens

zu armseeligen Gefangenen. Sie tragen keinen Klotz und Ketten, aber Lasten, die weit schwehrer sind. Und damit nun einige tausend Leute auf eine so schreckhafte und schmerzliche Arth aus der Gemeinschaft der Menschen, theils todt, theils halb lebend mögen weggeschafft, und andern mag Raum gemacht werden; so werden zugleich so viele tausend arm und elend gemacht. Da verbrennt man ganze Städte und Dörfer. So viele Felder werden zutreten oder vor der Zeit abgemehet. Dieser erstarret für Kälte, jenen naget der Hunger, diesen zehret der Gram auf. Hier ist nicht bloß die Frage: was der weiseste Beherrscher für Absicht bey dem Tode so vieler Leute habe? sondern, welches der Endzweck so vieler Schmerzen und eines so langwierigen Elendes so vieler Menschen sey? Soll bloß ein der Erden unerträglicher Ueberfluß von Menschen aufgehoben werden; ist denn der Allmacht kein Mittel möglich, solches auf eine gelindere und weniger schreckhafte Arth zu bewerkstelligen?

§ 44.

Pest und Hungersnoth gehö-

Eben dieses muß bey der Pest, bey einer grossen Hungersnoth und andern dergleichen

gleichen fürchterlichen Begebnissen in Erwegung gezogen werden. Auch diese sind sehr schreckhafte Arthen, die Länder von ihren Einwohnern zu entblössen. Es ist bekannt, und Niemand wird mir hierinne verhoffendlich wiedersprechen, daß die Furcht für einem nahe seyenden Tode insgemein eine weit grössere Qvaal verursache, als der Tod selber. Man lasse einen Mörder, der da enthauptet werden soll, ohne diese Furcht sterben. Man bringe ihn, ohne daß er es weiß, Opium oder auch Gift bey, und lasse ihn unvermuthet sein Leben beschlüssen, man wird seinen Tod kaum für eine Strafe halten. Es ist gewiß, die Furcht für einem naheseyenden Tode ist eine der ärgsten Qvaalen, die man iemanden anthun kann. Man findet verhärtete Bösewichter, welchen die ärgste Folter so sehr nicht zusetzet, als die Furcht für dem allergelindesten Tode. In diese qvälende Angst aber wird die ganze Gegend gesetzt, wo eine strenge Pest sich äussert, und ein grosser Theil wird darinne viele Wochen unterhalten. Benimmt die Zeit dem ersten Schrecken die Heftig-

ren nicht zum natürlichen Wol der Erden.

keit, so wird selbige doch vielmahls erneuert. So oft ein Haus höret, daß ihm die Seuche näher kömmt, so oft bebet und winselt man darinne. Kommt es gar so nahe, daß man alle Morgen gehäufte Pestkarren in seiner Nachbarschaft laden siehet, so wird die Angst auf den höchsten Grad vervielfältiget. Bisweilen bleiben so viel Leichen auf den Strassen so lange liegen, daß ihr Gestank die Luft erfüllet. Der brennenden Schmerzen, welche die Pestbeulen verursachen, will ich nicht einmahl gedenken. Ich will nur auf das Elend führen, so anhaltend ist. Solche angesteckte Oerter werden ihren Nachbarn zum Abscheu. Man sperret sie zu, und daher leiden sie oft Mangel an dem Nothdürftigen. Ihr Gewerbe stehet stille und leidet den gröſten Nachtheil. Und wenn die Seuche endlich zu wüten aufgehöret, so fürchtet man sich noch für den Waaren, welche darinne gemacht worden, und mancher kommt in die äusserste Armuth, der vorher wolhabend war. Die Obrigkeit kann ferner in einem solchen Orte ihr Amt nicht recht verwalten. Gottlose Gemüther machen sich einer solchen Zeit zu

nutz.

nutz. Sie brechen in die Häuser, sie rauben und tödten, und treiben sonst die alleräusserſten Schandthaten, und üben die härteſten Grausamkeiten aus. Hier entſtehet abermahls die Frage: warum wehlet der Weiseſte und Allmächtige ein so hartes und fürchterliches Mittel, Menschen von dem Erdboden wegzuschaffen? Sollte ihm gar kein gelinderes möglich seyn? Eine recht merkliche Hungersnoth ist ebenfalls ein höchst fürchterliches Mittel, die Anzahl der Menschen geringer zu machen. Es geschiehet dieses mit folgenden Umständen. Eine Zeitlang nimmt man seine Zuflucht zu der Spahrsamkeit. Man isset sich halb satt, und nicht einmahl, man behilft sich mit einigen wenigen Krumen. Wenn aber auch hierbey der Vorrath, den iemand hat, vor der Zeit verzehret wird, so fängt man an mit unnatürlicher und ungewöhnlicher Kost den leeren Magen zu füllen. Die Kinder machen hierbey das allerkläglichste Geschrey. Ihr heisser Magen fordert mit einem brennenden Schmerz Brodt und gewöhnliche Speise. Die Eltern reichen ihnen mit einem gequälten Herzen den letzten Bissen. Nun müssen sie auch

an

an die Speise, die ihr Magen nicht verdauen kann. Ein Ekel wehret ihnen selbige zu nehmen. Sie weinen, bis sie der Schlaf überfällt. Sie wachen aber hungrig wieder auf. Hunger und Ekel streiten mit einander, der erste aber sieget. Sie essen mit den Eltern allerhand unmenschliche Kost. Sie insgesammt vertreiben damit den Schmerz des Hungers, erregen aber damit andere und grössere Schmerzen in dem Eingeweide. Indem selbige in ihnen wüten, so vergrössert sich ihre Qvaal durch den Jammer, so eines an dem andern siehet. Die Eltern hören das Geheul der Kinder, und diese das Aechzen und Wimmern der Eltern. Eines foltert das andere wieder seinen Willen. In diesem Jammer stirbt einer nach dem andern dahin, und gehet mit sehr vervielfältigten Schmerzen aus der Welt. Einige bringet die Verzweifelung zu Raubereyen und blutigen Tumulten. Hunger und Schwert wütet öfters zugleich. Hier frage ich abermahls: sollten denn der Allmacht keine gelindere Mittel möglich seyn, das Gleichgewicht der Menschen auf dem Erdboden zu erhalten?

§ 45.

§ 45.

Sollte es wol unmöglich seyn, eben diesen Endzweck durch gelindere Krankheiten, die aber allgemein wären, und wodurch hier und da einige mehr, als sonst geschicht, hinweggenommen würden, zu erreichen? Sollte es ferner unmöglich seyn, den Zusammenhang der Dinge so einzurichten, daß zu gewissen Zeiten die Fruchtbarkeit der Menschen in etwas gehemmet würde? Ja ich sollte fast schlüssen, daß sich dergleichen wirklich in diesem Zusammenhange finde, und die Fruchtbarkeit bald stärker bald geringer sey. Ich habe bemerkt, daß in einigen Jahren ungewöhnlich viel Zwillinge gebohren worden. Es ist dieses so wol in hiesigen als andern benachbarten Gegenden geschehen, und ich erinnere mich in den Zeitungen gelesen zu haben, daß dergleichen auch anderwärts wahrgenommen worden. Ich muthmasse also, daß es möglich ist, daß die Fruchtbarkeit der Menschen, durch gewisse Zufälle kann vermehret und vermindert werden. Wenigstens wird das Gegentheil nicht zu erweisen stehen. Dieses Mittel aber dem überhandnehmenden

Sondern sind göttliche Strafen.

Wachs-

Wachsthum der Menschen Einhalt zu thun, wäre weit gelinder, als Krieg, Pest und Hunger. Es kommt dieses hinzu, daß der Anwachs der Menschen sich von selber sehr hemmet, wenn ihre Anzahl zu groß werden will. Man schlage die Kirchenbücher nach. Man wird bemerken, daß nach sehr langwierigen Kriegen, wenn die Länder sich erst wieder erholet haben, ingleichen nach der Pest und Hungersnöthen die Menschen sich stark vermehren. Wird aber das Land erst wieder besetzt, so nimmt diese Vermehrung sehr merklich ab und wird gering, und kommt an einigen Orten gar in Stillstand, also daß die Anzahl der Gebohrnen die Zahl der Sterbenden nicht mehr übertrifft. Eine Hauptursach davon ist diese. Die Leute werden genöthiget in spätern Jahren erst zu heirathen, und zeugen daher weniger Kinder, als wenn sie in jüngern Jahren dazu Gelegenheit hätten. Wenn denn aber das Gleichgewicht der Menschen gegen die übrigen Geschöpfe, und der Wolstand und die Verbindung der körperlichen Welt nicht nothwendig so harte und fürchterliche Mittel erfordert, als Krieg, Pest, Hun-

Hunger und dergleichen Verhängnisse sind; so kann man nicht anders schlüssen, als daß sie ihr Absehen auf die Beschaffenheit und Verhältniß der vernünftigen und freyen Geschöpfe haben. Und was kann man aus der Natur derselben anders folgern, als daß sie dienen sollen, Furcht und Schrecken unter dieselben zu bringen? Und fragen wir ferner, wozu dieses abzielen soll? so werden wir dem weisesten und heiligen Beherrscher Himmels und der Erden keine andere Absichten hierbey zueignen können, als die Beforderung des sittlichen Guten? Es hebet folglich der bisher erörterte Einwurf den oben bewiesenen Satz nicht auf, daß die harten und fürchterlichen Verhängnisse dieser Welt, die Einschränkung und Bestrafung der Laster und die Beforderung der Tugend zum Zweck haben.

§. 46.

Fortsetzung des Vorigen.

Man sagt ferner: Krieg, Pest, Hunger und dergleichen kommen dem gemeinen Besten noch auf eine andere Arth zu statten. Es streitet mit der allgemeinen Liebe GOttes, daß einerley Familien beständig blühen, reich und angesehen sind, die andern aber beständig Schweiß vergiessen, da-

damit jene beqvehme Tage haben können. Es ist billig, daß das Glück abwechsele, diese Familie steige, jene aber falle. Dieser billige Wechsel aber wird durch Krieg, Pest und Hunger befordert: derowegen ist es unnöthig diese Begegnisse zu Strafen zu machen. Ich gebe zu, daß es eine billige und sehr weise Regierung GOttes sey, daß er das zeitliche Glück nicht immer an einerley Häuser binde. Ich gebe zu, daß die Abwechselung und Vertheilung derselben durch die bemerkten Begegnisse befordert werden. Ich will auch zugeben, daß dieses unter andern eine Absicht GOttes mit sey, warum er solche Verhängnisse in den Zusammenhang dieser Welt gelegt. Denn ich halte alles Gute, so aus den Einrichtungen GOttes folget, für einen göttlichen Endzweck seiner Vorkehrungen, und bewundere darinne die grosse Weisheit des Schöpfers, daß er aus einer Sache mancherley Gutes zu erhalten weiß. Dem allen ungeachtet folget der Schluß nicht, den die Gegner daraus ziehen. Es folget nicht, daß diese Verhängnisse nicht zugleich ihre Absicht auf die Einschränkung des sittlichen

chen Uebels, und die Beforderung der Tugend haben. Denn es ist wol unwidersprechlich, daß wenn gewisse Mittel, wodurch gewisse Absichten erreicht werden, härter sind, als der Endzweck, den man sich dabey vorstellt, erfordert, und doch eben die Absichten durch weit gelindere und erträglichere Mittel erhalten werden können, noch eine ganz besondere und wichtige Ursach vorhanden sey, welche den weisesten GOtt, der die Liebe selber ist, bewogen die härtern Mittel den gelindern vorzuziehen. Nun aber kann Niemand behaupten, daß die Abwechselung des Glücks durch mancherley Häuser nicht eben so wol, wie das Gleichgewicht der Menschen, durch weit gelindere Mittel, als durch Krieg, Pest, Hunger und dergleichen erhalten werden können. Es kann eben dieses erreicht werden, wenn GOtt die blühenden Familien lässet aussterben, oder da nicht alle Seelen einerley Fähigkeiten haben, wenn er solche in glücklichen Häusern aufstehen lässet, welche zu Wissenschaften und Künsten, zu hohen Bedienungen, weitläuftigem Handel und Gewerbe nicht aufgeleget sind. Er kann die-

sem und jenem Niedrigen besondern Verstand, Schönheit und Stärke geben, und eine Heirath kann ihn alsdenn erhöhen. Es ist wol gewiß, daß der Wechsel und billige Vertheilung des Glücks ohne Krieg, Pest und Hunger erhalten werden könne. Es ist derowegen auch gewiß, es muß noch ein ander Endzweck seyn, der nothwendig etwas Fürchterliches, Schreckhaftes und Hartes erfordert, und durch keine gelinde Mittel erreicht werden kann. Und was suchet ein Weiser bey vernünftigen und freyen Geistern durch Furcht und harte Einschränkungen zu bewirken? Kann man eine andere Absicht angeben, als die Lenkung ihres Willens zu einem gewissen Ziel und die Abwendung allerhand schädlicher Ausschweifungen?

§. 47.

Ob der Krieg das Gewerbe blühend, und die Länder reich machen.

Es giebt Personen, die sich vor andern weise dünken. Sie glauben im Stande zu seyn eine Welt einzurichten und zu regieren. Sie aber haben das Vermögen oder den Willen nicht, ihren grossen Verstand auf etwas zu richten, das der Welt nützlich wäre. Oder vielleicht sind sie zu erhaben, sich mit Kleinigkeiten in der bürgerlichen Gesellschaft abzugeben. Sie haben

haben das Glück gehabt, daß ihre Eltern nützliche Leute gewesen, und ihnen durch ihren Fleiß so viel vorgearbeitet, daß sie davon leben und müssig gehen können. Ihre grossen Kräfte sind ihnen nicht verliehen, sie in Geschäfften zu verschwenden. Sie sind gebohren etwas Gutes zu essen, ein Glas Wein zu trinken, ein Spiel zu machen, und bey dem andern Geschlecht gewissen Personen von verliebten Putz und wollüstigen Müssiggang aufzuwarten. Dieses sind die rechten Gelegenheiten einen edlen Witz sehen zu lassen. Sie beschäfftigen sich mit einem eitlen Scherz, darinne wenig und öfters gar keine Gedanken. Bald meistern sie die ganze Welt. Sie belachen die Meinungen des Pöbels, sie tadeln die Einrichtungen derer, die regieren, und bespotten die Einfalt derer, die eine Religion bekennen, und darinne einige Andacht und Eifer beweisen. Es füget sich, daß man öffentliche Gebether um Abwendung des Krieges anstellet. Einfalt! Weibischer Aberglaube! Der Krieg ist eine sehr grosse Wolthat für die Länder. Dadurch wird das Geld in Bewegung gesetzt und alles Gewerbe kommt in einen gesegneten Zirkel. Viele Millionen laufen alsdenn durch

die Hände derer, die arbeiten und Handel treiben. Und dieses ist ja das grosse Ziel, wornach alle grosse Staatsverständige ringen, und welches sie für ein rechtes Mittel halten Länder in blühenden Stand zu setzen. Der Krieg trägt sehr viel bey zu diesem Endzweck. Die Einfalt siehet ihn nur als eine Ruthe der Länder an. Niemand als ein blinder und abergläubischer Geistlicher, und die, so sich von ihnen lenken lassen, werden dawieder bethen. Dieses ist eine Probe der grossen Weisheit solcher tief einsehenden Herren. Läsen sie an statt der Romanen und Comödien vernünftige Geschichtsbücher, so würden sie finden, daß manche grosse und blühende Länder, die einander bekrieget, zu beiden Seiten ihren Untergang befordert, ihr Gewerbe und die weitläuftigsten Handlungen aufgehoben, und sich in die äusserste Armuth gesetzet. Es ist wahr, einige wenige Personen machen sich einen Vortheil bey den Kriegen. Ganze Staaten aber, und folglich der gröste Theil der Einwohner leidet insgemein gar sehr dabey. Jene Personen überreden sich, daß der Grund von der Glückseeligkeit eines Staats das Geld sey, da doch selbiges nur eine Stütze derselsel-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HALLE (Saale)

selben ist. Zweytens halten sie dafür, ein ieder Zirkel des Geldes mache ein Land glücklich, da dieses nur in demjenigen Fall statt findet, wenn das Geld einen gewissen Zirkel von Waaren unterhält. Mit blossem Gelde kann sich ein Land nicht hoch schwingen, wenn es keinen Handel damit treibet. Verkehr aber setzet einen ansehnlichen Theil Waaren zum voraus, welche entweder die Nothdurft oder die Beqvehmlichkeit und das Vergnügen der Menschen erfordert. Die Waaren muß entweder das Land hervorbringen, oder man muß sie durch einen vortheilhaften Umsatz aus andern Ländern herbey schaffen. Die ersten werden durch einen guten Bau des Landes und durch die Bearbeitung dessen, was ein Land liefert, und die letztern durch Handlung erhalten. Der Zirkel dieser Waaren ist der Hauptgrund von der Wolfahrt der Länder. Selbiger aber wird durch den Krieg gestöret, und kann durch das Geld, so durch den Krieg in die Bewegung kommt, nicht wieder hergestellet werden. Ich kann dieses nicht anders, als durch besondere Fälle erweisen, dergleichen aber ein ieder aus der Historie leicht mehrere finden wird. Da

ist z. E. ein Land, dessen vornehmste Waaren sind Weine, Nüsse, Castanien, Oliven und allerhand Holz. Wird dergleichen in einem Kriege zunichte gemacht, so kann ja dieses durch kein Geld ersetzt werden. Es gehören viele Jahre dazu, ehe dergleichen wieder in den Stand kommt. Die Einwohner verlieren also das Einkommen von vielen Jahren, welches Millionen beträgt. Können sie auch so viel bey einem Kriege gewinnen? Man hat hier und da grosse Gegenden, deren Glückseeligkeit grossen Theils in Eichbäumen bestehet, wovon sie eine ansehnliche Menge Vieh fett machen, und dadurch ein Gewerbe unterhalten. Anderer Provinzen vornehmste Habseligkeit bestehet in Maulbeerbäumen, von deren Laube sie Seidenwürmer ziehen. Solche Pflanzungen leiden bey anhaltenden Kriegen gar sehr, indem sie bald zu Brennholz, bald zu Besserung der Wege, bald aus Muthwillen und Rachbegierde von den Kriegesheeren ausgehauen werden. Wie viele Jahre gehören dazu, ehe solche Pflanzungen wieder hergestellt werden? Und woher wird ein so lange fortdaurender Schade ersetzet? Der Landbau wird durch den Krieg gleichfals

fals sehr gehemmet. Man nimmt den Leuten Heu und Stroh und reine Früchte, und mehet ihre Felder dazu ab. Alsdenn sind sie gezwungen ihr Vieh von selbsten zuzugeben, weil sie es nicht ernehren können. Und wie viel nehmen sie für alles auf? Bekommen sie aber ein wenig Geld, so müssen sie dafür Brodt kaufen. Wenn denn der Krieg vorbey ist, so ist auch das gehobene Geld schon verzehret. Die Ställe sind ledig. Der Acker kann nicht recht bestellt werden. Es fehlt am Vieh und an Düngung. Der Acker verlieret seine Fruchtbarkeit. Und wie viel Zeit gehet hin, ehe alles wieder in seinen gehörigen Zirkel gebracht wird, darinne eines dem andern zu statten kommt? Der Landmann muß sich daher sehr elend behelfen, und folglich leiden auch die Städte, die von demselben ihre Nahrung haben. Machte der Krieg die Länder ordentlicher Weise glücklich, so müsten die Provinzen am Rhein die allerglücklichsten seyn. Denn die Natur hat selbige Gegenden sehr reichlich versorget. Erhöhet nun der Krieg ihre Glückseligkeit, so müsten sie recht glücklich seyn, indem sehr oft die grö-

sten Armeeen viele Millionen bey ihnen verzehren und in Bewegung setzen. Und dennoch findet man die gesuchte Glückseeligkeit daselbst gar nicht. Ein ieder glaubt vielmehr, daß diese Provinzen weit glücklicher seyn würden, wenn sie nicht so oft von grossen Kriegesheeren überzogen würden.

§ 48.

Fernere Fortsetzung.

Der Handel leidet bey anhaltenden Kriegen ebenfalls gar sehr. Theils wird er durch dieselben gesperret, theils beraubet einer den andern, und ein grosser Theil der Kaufmannschaft kommt dabey so herunter, daß er keinen Credit mehr hat, welcher doch die Seele der Handlung ist. Wichtige Handlungen können nicht aus dem Vermögen einiger einzelnen Personen geführt werden, sondern dazu gehören die Reichthümer sehr vieler Personen, die einer Handlungs-Gesellschaft anvertrauet werden. Verlieret derowegen eine solche Gesellschaft ihren Credit, so höret ihre Handlung gröstentheils auf. Um diesen Credit aber können sich zwo Nationen zu gleicher Zeit helfen, wenn sie in langwierige Kriege mit einander verwickelt sind. Die eine raubt die Schiffe der anderen.

Hier-

Hierdurch kommen die Kaufleute ausser Stand die Zinsen von den aufgenommenen Capitalien gehörig abzutragen. Ein ieder, der sein Capital noch zu bekommen weiß, ziehet selbiges heraus, andere aber tragen Bedenken, das Ihrige herzuschiessen. Verschiedene Handelsleute gehen hierbey ganz zu Grunde, und die Handlung überhaupt muß dadurch sehr geschwächet werden. Es ist zwar wahr, die geraubten Schiffe, und ihre Reichthümer, bleiben gröstentheils in den Händen der Menschen, sie werden aber so vertheilet, daß nichts Grosses damit kann unternommen werden. Indessen wird der Credit verlohren, ohne welchen die Handlung nicht bestehen kann, und es gehöret öfters viele Zeit dazu, ehe selbiger wieder hergestellet wird, und eine solche geschwächte Handlung ihre Stärke wieder bekommt, und ehe solches geschiehet, müssen viele, so bey der Handlung Arbeit und Nahrung gehabt, in Dürftigkeit und Kummer verderben und umkommen.

§. 49.

Wird weiter untersucht.

Es hat einen sehr grossen Anschein, wenn man spricht, die Welt verlieret

durch einen Krieg nichts, als einige überflüssige Leute. Alles Geld bleibet ja vorhanden, und kommt zu dem noch in die stärkste Bewegung. Wenn man aber bedenket, was dagegen beygebracht worden, und daß der Krieg solche Dinge verdirbet, die mit keinem Gelde zu ersetzen, und mit grosser Mühe und nach langen Jahren erst wieder zu erhalten stehen; so wird man begreifen können, wie Länder durch viele und anhaltende Kriege dergestalt können herunter kommen, daß sie in vielen hundert Jahren ihren ehmahligen Wolstand nicht wieder erreichen. Egypten, Canaan, Griechenland und andere Länder können zu recht merklichen Exempeln dienen. Diese Länder waren sonsten sehr bevölkert, reich und mächtig. Und was sind sie anietzt gegen die ehmahligen Zeiten? Und wodurch sind sie so gar herunter kommen? Haben nicht die vielen Kriege sie so sehr herunter gesetzt, und ihnen ein solches Ansehen gegeben, daß, wenn man ihre alte Herrlichkeit betrachtet, man sie nicht mehr kennet? Egypten hatte ehmals eine grosse Menge Canäle, wodurch man das Wasser des Nils, dessen Schlamm das

Erd-

Erdreich sehr fruchtbar macht, leitete, und dadurch viele trockene und sandige Gegenden bey dem gewöhnlichen Aufschwellen des Nils überschwemmete, und zu der Hervorbringung einer grossen Menge Früchte beqvehm machte. Nachdem aber dieses Land nach den Zeiten des Alexanders so gar ofte zu einem Schauplatz der blutigsten Kriege worden, der die Einwohner theils vermindert, theils arm gemacht; so ist ein grosser Theil dieser Canäle nach und nach verschlemmet und zugefallen, und man findet daher anietzt grosse sandige Wüsten, wo ehmahls reiche Felder gewesen. Sehr viele Berge des Jüdischen Landes, so ietzo ganz kahle Felsen, sind ehmahls mit dem schönsten Wein, Obst- und Oelgärten bepflanzt gewesen. Nachdem aber der Krieg dieses Land einigemahl ganz verheeret und von seinen Einwohnern entblösset, und die Terrasse an diesen Bergen verfallen, so hat das Regenwasser alle Erde abgespület, und die angenehmsten Gärten in dürre Felsen verwandelt, die nun nicht können wieder fruchtbar gemacht werden. So kann ein Land dadurch ganz verderben, wenn dasselbe seine

Krie-

Kriege auch ausser seinen Grenzen führt. Frankreich hat dieses unter Ludewig dem vierzehnten, und Schweden, unter Carl dem zwölften erfahren. Es geschiehet dieses auf folgende Arth. Man erpresset von den Unterthanen alles, was nur möglich. Sollen aber die einzelnen Haushaltungen in ihrem Wolseyn erhalten werden, so gehöret ein gewisser Verlag dazu. Werden sie desselben beraubt, so kommt das ganze Hauswesen in Unordnung, und kann so viel nicht aufbringen, als ihm sonsten möglich ist. Z. E. Ein Bauer muß einen solchen Vorrath von Früchten haben, als ihm von einer Ernte zur andern nöthig ist. Er muß auch so viel besitzen, daß wenn ihm ein zum Ackerbau nöthiges Stück Vieh fällt, er selbiges gleich wieder anschaffen kann. Er muß endlich sein Haus, Ställe und Scheuren in Bau und Besserung erhalten, auch Sattler, Schmid und dergleichen nöthige Handwerker bezahlen können. Man lege ihm nur etwas mehr auf, als er ertragen kann; so sind die Folgen diese. Er verkauft von seinen Früchten im Herbste mehr, als er entrathen kann, und zwar für einen wolfeilen Preis,

um

um seine Abgiften abzutragen. Gegen Ostern kauft und borgt er für einen theuren Preis wieder so viel, als er nothwendig bedarf seinen und der Seinigen Hunger zu stillen. Für sein Ackervieh aber, welches, wenn es in die sauerste Arbeit gehet, auch einige Körner haben muß, kann er nichts kaufen. Er kann folglich mit seinem Vieh auch so viel nicht ausrichten, als geschehen müste. Er versäumet mit pflügen und säen die rechte Zeit, und erhält daher die Früchte nicht, die sein Acker sonst hervorbrächte, und kann folglich auch weniger Mist machen, wie sonst. Seine Ausgaben bleiben, ja sie haben sich vermehret. Er muß das theure Korn bezahlen, so er schon gegessen hat. Seine Früchte muß er derowegen wieder wolfeil verkaufen, auch noch ein Stück Vieh dazu. Und dieses zeugt von neuem und vermehret die vorhin erwehnten Folgen. Der Acker wird immer schlechter bearbeitet und trägt weniger. Folglich bekommt er auch immer weniger Düngung. Es bedarf nur ganz wenige Jahre, so bringet der Acker nicht halb so viel, als er thun könnte. Der Bauer wird dazu entkräftet,

nie-

niedergeschlagen und träge, und verfällt in die äusserste Armuth. Ein Land verliert dabey alles dasjenige, was der Acker bey einem recht guten Bau mehr aufbringen könnte, und solches beträgt in einigen wenigen Jahren schon viele Millionen. Mit denen Handwerksleuten hat es eine ähnliche Bewandniß. Z. E. ein Schuster hat so viel Geld, daß er von Zeit zu Zeit das Leder baar bezahlen kann, das er verarbeitet. Seine Auflagen aber werden erhöhet, und er muß dieses Geld hergeben. Die Noth dringet ihn, das Leder auf den Borg und folglich theurer zu nehmen, als vorher. Er gewinnet daher weniger, muß aber doch mehr Ausgaben abtragen. Einige von oberwehnten zu Grunde gerichteten Bauern bleiben ihm dazu schuldig. Er kann das geborgte Leder nicht bezahlen. Sein Credit ist dahin. Nun gehet er ohne Arbeit, verzehret den geringen Rest seines Vermögens, und wird folglich ein müssiger Bettler, und eine Last des gemeinen Wesens. Mangel und Kummer reiben endlich solche Leute auf. Manche alte Hütten fallen um, die Niemand wieder

der bauet. Der Staat verlieret folglich Einwohner und Einkommen.

§. 50.

Es ist also deutlich genug, daß der Krieg eine Ruthe der Völker sey. Vielleicht scheinet es einigen ungereimt, daß ich eine so klare Wahrheit so weitläuftig erwiesen. Allein man wird zu dergleichen Weitläuftigkeiten durch solche Leute genöthiget, welche den hellesten Sätzen wiedersprechen, wenn sie meinen damit etwas wieder die Religion zu gewinnen. Noch ein Zweifel, der aber weit mehr auf sich hat, als der vorige, ist dieser. Es wird durch Krieg, Pest, Hunger und andere dergleichen harte Verhängnisse dasjenige gar nicht erhalten, was wir oben als den Zweck derselben angegeben. Es wird dadurch den Lastern der Menschen so wenig gewehret, daß selbige vielmehr dadurch befördert werden. Die Pest giebt Gelegenheiten zu den schändlichsten Thaten, und liefert manchem Mittel in die Hände ein liederlicher Verschwender zu werden. Der Hunger macht Diebe, und der Krieg zeuget alle Laster, die man nur nennen mag, und treibet sie auf den höchsten Grad. Wenn man seine

Ob Krieg, Pest und Hunger die Laster mehr befordern als hindern.

ne Augen hierbey nur auf gewisse Puncte der menschlichen Gesellschaft heftet, so findet man diesen Einwurf richtig. Betrachtet man aber ganze Provinzen und Länder, so wird man gewahr werden, daß er falsch sey. Es ist nicht zu leugnen, daß die Pest einige liederliche Verschwender, Hungersnoth Diebe und Räuber, und der Krieg die abscheulichsten Bubenstücke hier und da verursache. Es ist aber unrichtig, daß ganze Länder durch dergleichen Verhängnisse verderbter in ihren Sitten würden, als sie vorher gewesen. Die Pest setzt noch manches wildes Gemüth in Furcht, und bringet dasselbe zu einer solchen Verfassung, daß die Tugend darinne Platz findet. Hungersnoth macht viele ganz unbändige und wiederspänstige Leute gesellig, unterthänig, leutseelig, dienstfertig, weil sie sich sonst nicht nehren können. Und diese Wirkung dauert weit länger, als die Hungersnoth selber. Denn sie sind dadurch in eine Armuth gerathen, aus welcher sie sich in langer Zeit nicht retten können. Der Krieg nimmt vielen schändlichen Lastern die Nahrung. Man weiß, zu was für heslichen Sünden der Ueberfluß

fluß Gelegenheit giebet. Hochmuth und schändliche Wollust steigen dabey auf einen sehr hohen Grad, und werden den einzeln Haushaltungen zu einer sehr grossen Last. In diesem Hause will die Frau alle neue Moden mit machen; und weil ihre thörigte Einbildung sie überredet, sie sey vornehm, wenn sie solche Kleider trägt, als die vom höhern Stande, so schafft sie mehr dergleichen an, als ihr Vermögen leidet. Der Mann ist vernünftiger und setzt sich dagegen und so hat er einen beständigen Krieg im Hause. Ein ander Mann hingegen, hat eine vernünftige und tugendhafte Frau. Er aber folget liederlichen und müssigen Saufgesellschaften, und hänget sich an die Huren. Die Frau wird ihm hierbey verhaßt. Es wird eine Gewohnheit bey ihm, daß er nach Mitternacht berauscht zu Hause kommt. Die Thür soll so gleich offen stehen, wenn er davor ist. Er verlangt allerhand unziemliche Dinge. Er kann sie nicht erhalten. Hier kommt er in Wuth. Frau und Hausgenossen müssen erschrocken und gescheucht Winkel suchen, wo sie sich für einem Menschen bergen, der die Vernunft verlohren, und in einer wahren Raserey

sich befindet. Des Morgens ist ihm übel. Er sucht seine Hülfe wieder bey der stärksten Arth des Getränkes. Und dieses macht seine Raserey von neuem wach. Es wird Mittag. Es schmeckt seinem verdorbenen Magen keine gewöhnliche Kost. Die Frau soll etwas schaffen, das ihm den weggesoffenen Appetit rege macht. Es stehet nicht in ihrem Vermögen. Er geräth in eine neue Wuth. Frau, Kinder und Gesinde empfinden selbige auf eine unerträgliche Arth, und ihre Ruhe ist, wenn er wieder weggehet, und sich durch Unmässigkeit und Unzucht zu einer neuen Raserey bereitet, welche zu Mitternacht wieder, wie ein Gewitter, über ihren Kopf kommt, und das ganze Haus erschüttert. Wie bey fortdauernden guten Zeiten manche Herrschaft dem Gesinde und allen denen, so bey ihnen in Arbeit stehen, unerträglich wird, so werden diese im Gegentheil den Herrschaften zu einer beschwehrlichen Last. Der Ueberfluß macht sie wollüstig. Sie werden liederlich, und damit frech, faul, unbedachtsam, untreu, wiederspänstig. Denn so wird ein Gemüth, das erst anfänget sich zur Unzucht zu neigen. Wie ein Thier in seiner Brunst ist, so ist ein

unzüchtiges Gemüth. Man findet daher, daß auch unmässige und unzüchtige Herrschaften dennoch lieber nüchterne, und züchtige, und sittsame Hausgenossen und Arbeiter haben, als solche, die ihnen ähnlich sind. Weil denn aber diese Leute bey lang anhaltender Ruhe, und guten Zeiten sich leicht nehren können, so lassen sie sich von ihren Herrschaften wenig Bedeutung thun, sondern kündigen gleich selber ihren Dienst auf, und suchen ihr Vergnügen und Ruhm darinne, wenn sie denen, deren Brodt sie essen, das Leben verdrießlich und sauer machen können. Erfolget aber Theurung und Krieg, so drückt die Noth so wol die mehresten Herrschaften, als die Dienstbothen und Arbeiter. Die Nahrungssorge setzet dem Hochmuthe und der Wollust Grenzen. Man findet für dieselben die nöthige Unterhaltung nicht. Manches Gemüth wird hierbey wahrhaftig geändert, und verabscheuet sein voriges Betragen, und lenket sich zur Tugend. Die übrigen aber, welche ihre vorige Unordnungen lieb behalten, werden doch durch die Noth eingeschränket und gezwungen, äusserlich sich anders zu beweisen. Der Hunger lehrt sie mässig, keusch, arbeitsam,

nachgebend, leutseelig und gesellig zu werden. Der bösen Exempel und verführenden Gesellschaften werden weniger, und allerhand eingerissenen und gemein gewordenen bösen Gewohnheiten wird auf eine Zeitlang gewehret, und bey vielen ein ganz anderes bürgerliches Leben eingeführet. Selbst die jungen Kriegshelden, die vorher ganz unerträglich waren, Niemanden ein gut Wort gaben, und so oft den Krieg wünschten, bekommen zum Theil ganz andere Gedanken. Die Kriegsstrapatzen, Hunger, Durst, Hitze, Kälte, Nässe nebst der mühseeligen Arbeit, machet wenigstens verschiedene ganz mürbe, bringet ihnen einen ganz andern Geschmack bey, und macht sie leutseelig und unterthänig. Wenn man also die Sünden, welche harte Verhängnisse zeugen, mit denen Unordnungen zusammen hält, welche dadurch in ganzen Gesellschaften gemässiget und vermindert werden; so glaube doch immer, daß der Vortheil, den die guten Sitten dadurch gewinnen, grösser sey, als der Nachtheil, den sie dabey leiden. Man setze mir nicht entgegen, daß viele auch bey den härtesten Verhängnissen ganz unverändert bleiben. Ich gebe dieses zu, und behaupte

nur,

nur, daß ein grosser Theil des Ganzen, theils in seiner innern Gemüthsverfassung, theils aber in seinem äusserlichen Betragen dadurch geändert, und zur menschlichen Gesellschaft beqvehmer werde.

§. 51.

GOTT straft eine Sünde durch die andere.

Ich bemerke noch, mit was für einer grossen Weisheit das Böse in dieser Welt bestraft und eingeschränket wird, und wie GOtt unter andern die Laster, die einmal in der Welt sind, dahin richtet, daß das eine durch das andere vergolten, und dem einen durch das andere Grenzen gesetzt werde. Diesem und jenem ist kein Essen und Trinken nach seinem Geschmack, und kein Kleid für seinen Hochmuth prächtig genug. Und es kommen solche Zeiten, da er gern zufrieden ist, wenn er dasjenige nur haben kann, was er ehemahls verachtet. Dieser ist unbarmherzig gegen Arme, und hält sein Gesinde und Arbeiter sehr hart und verächtlich. GOtt schickt solche Begegnisse über ihn, daß er selbst bey andern um Barmherzigkeit bitten, und seine Kinder bey andern in Dienst geben muß. Nun fühlt er, wie schmerzlich es sey, wenn man von andern hart angefahren und verachtet wird. Jener gieng der Völlerey

nach, und machte leichtsinnige Frauensleute unglücklich, und zeugte unglückliche Kinder mit ihnen, und wieder die Seinigen in seinem Hause tyrannisirte er. Nun kommt ein feindlicher Soldat berauscht über ihn, und lässet ihn dasjenige fühlen, was er vorhin andern that, und setzt seine Töchter in das Unglück, worein er vorher andere gebracht. Dieser junge Mensch, der Niemanden wollte unterthänig seyn, der die Kost und das Bette seiner Herrschaften verachtete, und viele unleidliche Worte darüber führte, wird weggenommen und zu Kriegesdiensten gezwungen. Nun empfindet er den schwehren Stock des Corporals, und muß selbigem ohne einige Wiederrede unterthänig seyn. Nun muß er mit schlechtem Brodt und Wasser vorlieb nehmen, auf der Erden und öfters im Kothe liegen. Bald muß er in der grösten Hitze, bald in Sturm und Wetter fort. Hier muß er in die Schlacht, dort muß er mit Gefahr seiner Glieder und des Lebens sich in die Erde arbeiten, und weite und tiefe Graben wieder Festungen aufwerfen. Und wenn er dieses alles gethan hat, so heisset es doch noch wol: er habe nichts gethan, was er nicht zu thun schul-

schuldig gewesen. Er hat sich zehnmahl wohl gehalten. Jetzt macht er einmahl ein Versehen, so ist alle das vorige vergessen. Wie demüthig, wie geschmeidig wird nicht mancher hierdurch! Wie gern nimmt er nun mit demjenigen vorlieb, was er sonsten verachtet! Wie leutseelig siehet nun der nicht aus, der vorher in den sprödesten Minen und Worten das Ansehen eines unüberwindlichen Heldens suchte! Derjenige, der vorher den Kopf zum Himmel streckte, und andere Menschen als kleine Würmer neben sich erblickte, gehet nunmehr ganz gebückt, und siehet sich unter denen, die er vorher als seines gleichen gar nicht erkannte. Mancher, der da glaubte, sein Stand berechtige ihn einen Held im Saufen abzugeben, und in den schändlichsten Wollüsten auszuschweifen, und dieses lange Zeit ungestraft getrieben, bekommt nun seinen verdienten Lohn, da er meint in der grösten Freyheit von allen Gesetzen der Keuschheit und der Ehrbarkeit zu seyn. Er muß in eine Schlacht. Er bekommt eine leichte Fleischwunde, welche bey jenem Tugendhaften bald und ohne Gefahr geheilet wird. Bey diesem aber macht sie ein durch Unmäßigkeit und Unzucht ver-

dorbenes Geblüt so gefährlich, daß er Arm und Bein oder wol gar das Leben darüber einbüssen muß. Wenn GOtt ein Laster wieder das andere richtet, und dadurch einen ieden fühlen lässet, was für Lasten selbige über die menschliche Gesellschaft bringen, so kommt noch mancher zur Erkenntniß und verabscheuet die Unarth, welcher er sonst ergeben war *).

*) Ich kann hieraus eine gewisse Stelle der heil. Schrift erklären, welche vielen so sehr hart vorzukommen pfleget. Man lieset im 2 B. Sam. Cap. 16. daß, als David vor seinem Sohn Absalon geflohen, einer Namens Simei diesem fliehenden Könige Hohn gesprochen, und mit Steinen und Erde nach ihm geworfen. Einige von den Bedienten Davids, die ihn begleiteten, wollten diese Beleidigung der Majestät rächen, und dem Simei zu Leibe gehen. David verwehrte dieses, und gab zur Ursach an: Der HErr hätte es ihm geheissen, er sollte dem David fluchen, d. i. es wäre der Wille GOttes, er sollte von diesem schlechten Menschen gehönet werden. Es ist wol mehr, als muthmaßlich, daß sich David bey seinem ietzigen Schicksahl seiner Sünden, besonders der, so er an dem Urias begangen, erinnert, und sein Verhängniß als eine göttliche Züchtigung angesehen. Hieraus begreife ich wenigstens, warum David den Hohn des Simei so gelassen angehöret. Wir finden in seinen Psalmen, daß er gewohnt gewesen, seine Sünden öfters mit vielem Ernst und Wehmuth zu betrachten. Es ist folglich sehr wahrscheinlich, daß dieses bey dem gegen-

gegenwärtigen sehr wiedrigen Verhängniß geschehen. Ich lege ihm daher bey dem Gespött des Simei, nicht ohne Grund, diese Reihe der Gedanken bey. Der HErr ist gerecht, und gerecht sind seine Gerichte. Ich habe gesündiget: darum treffen mich diese Plagen. Ich will mich in Gedult unter seine Hand demüthigen. Auch diesen Spott will ich tragen. Es ist des HErrn Wille. Es streiten diese Gedanken nicht mit dem siebenden Psalm, welcher scheint auf diese Begebenheit gemacht zu seyn. Denn in selbigem rettet David seine Unschuld nur wieder die groben und falschen Auflagen des Simei. Es ist aber daraus nicht zu schliessen, daß er sein ietziges Verhängniß nicht als eine Züchtigung wegen anderer Sünden angesehen habe. Doch es nehme iemand eine andere Reihe seiner Gedanken an. Ich will nur zeigen, daß diese Worte nichts Ungereimtes enthalten, wenn er spricht: GOtt habe dem Simei das Fluchen geheissen. Ich erkläre sie also: es ist der Wille GOttes gewesen, Simei sollte den David verhöhnen, und habe die Umstände dieser Welt so mit einander verbunden, daß ein solcher Spötter eben an dem Wege gewesen, welchen David auf seiner Flucht nehmen müssen. GOtt hat indessen an der Sünde Simei keinen Antheil, sondern nur an der Richtung derselben, auf diese oder eine andere Person, auf diesen oder einen andern Ort. Simei ist ein Spötter, und dazu hat ihn der Schöpfer nicht gemacht, sondern Simei hat sich nach seinem freyen Willen zu diesem Laster geneigt. Da er aber einmahl diese Sünde lieb gewonnen, so braucht ihn GOtt da, und setzt ihn durch den Zusammenhang der Dinge an denjenigen Ort, wo das gemeine Beste den mehresten Vortheil von ihm hat. Er braucht ihn andere Sünder

damit zu züchtigen, und die Häßlichkeit und das Beschwehrliche der Laster recht fühlbahr zu machen. Und da war hier sein weiser Wille, daß die Schmähsucht des Simei eben auf David fallen sollte, um selbigen recht zu demüthigen. Es streitet dieses eben so wenig mit den heiligsten Eigenschaften GOttes, als es wieder eine gute Gemüthsverfassung eines weisen Regenten, und wieder seine gerechte Regierung einen Beweis abgiebt, wenn er räuberisch Gesindel in seinem Lande hat, und solches wieder die Feinde des Vaterlandes gebraucht, und durch selbige sie zum Frieden zwinget.

§. 52.

Wirkungen wiedriger Verhängnisse bey einem christlichen Gemüth.

Weil ich in dieser Betrachtung bloß der Vernunft folge, selbige aber wenigstens bey mir ohne die Nachrichten der göttlichen Offenbahrung mit keiner völligen Zuverlässigkeit weiß, was für Umstände auf den Menschen nach dem Tode warten; so habe ich bisher nur gewiesen, was für einen Einfluß die wiedrigen Begegnisse dieses Lebens in die bürgerliche Gesellschaft, und in das Betragen der Menschen in dieser Welt haben. Wer aber die Offenbahrung annimmt, und glaubet eine zukünftige Welt, und siehet diese Erde als eine Schule an, darinne wir zu einer edlen und tugendhaften Gemüthsverfassung gebracht und zu einer vollkommen seeligen Gesellschaft bereitet werden sollen, der wird noch weit meh-

mehrere Vortheile angeben können, welche die wiedrigen Verhängnisse dieser Welt wenigstens in manchem Gemüthe wirken. Was mich betrifft, so danke ich meinem GOtt, wie öfters ins geheim, also auch hier öffentlich, für alles Wiedrige, so seine weise Vorsehung iemals über mich kommen lassen. Ich danke ihm eben so dafür, wie für das unzählige Gute, womit seine Liebe mich überschüttet. Denn durch jenes hat er die natürliche Wildheit meines Willens immer mehr und mehr gebrochen und gezähmet. Durch das Wiedrige, so mich betroffen, und besonders dadurch, daß er mich einige mahl an den Rand der Gruft und der Ewigkeit gesetzet, hat er mein Gewissen recht empfindlich gemacht, und mich zu einer nachdenkenden Ueberlegung und einer genauen Sorgfalt über mich selbst gebracht. Ich habe hierbey mich selbst, und meine grosse Unvollkommenheiten kennen gelernet, und eingesehen, wie viel dazu gehöret, mit einer recht gegründeten Freudigkeit an den Richter der Lebendigen und der Todten gedenken zu können. Der Tod solcher treuen und geliebten Freunde, in deren Gesellschaft

schaft ich meine Reise durch die Welt zu vollenden wünschte, hat mir zwar Thränen ausgepreßt, aber auch einen tiefen Eindruck von der Flüchtigkeit dieses Lebens, und von dem gar kurzen Genuß aller Herrlichkeit dieser Welt gegeben. Ich habe bey ihrem Grabe angefangen die Tage eines Menschen mit Nachdenken zu berechnen. Ich habe zum Maaßstabe diejenigen Jahre genommen, die ich zurück gelegt. Dieser Maaßstab aber kommt mir sehr klein vor. Es scheint mir dasjenige, was ich gelebt habe, nur ein Traum zu seyn. Und ich finde doch, ich darf diesen Maaßstab nur zweymahl nehmen, so habe ich ein graues und gebücktes Alter. Ich muß zu einem Alter gelangen, welches nur sehr wenige erreichen, wenn ich nicht schon mehr, als die Hälfte meiner Tage, soll zurück gelegt haben. Ich sehe mich derowegen als einen solchen an, der über einen Berg zu gehen hat, und auf dessen Spitze gewesen, und schon wieder den Berg herunter gehet. Und wer giebt mir die Versicherung von einem Alter, zu welchem nur die allerwenigsten gelangen? Vielleicht habe ich nur noch wenig Schritte zu thun, so tre-

trete ich in das schattigte Thal des Todes. Die Schläge, die mein Herz thun soll, sind gezählet. Von ihrer Summe ist schon der gröste Theil geschehen, täglich gehen noch einige tausend davon ab. Ehe ich es mich versehe, geschiehet der letzte, und mein Leib gehet in die Verwesung. In kurzem ist meine Scheitel schon entblösset, und meine Knochen abgescheelt. Der Geist aber ist in eine andere Welt übergegangen, wo er, nachdem er befunden wird, der seeligen Schaar der auserwehlten Freunde GOttes zugethan, oder in die verwirrte und verfluchte Gesellschaft unordentlicher Geister gewiesen wird. Diese Berechnung meiner Tage und der gar kurzen Entfernung von der Ewigkeit, ist mir durch obige Begegnisse so gewöhnlich worden, daß sie mein Gemüth oft beschäfftiget, und mich lehret, mit rechtem Ernst nach einer seeligen Ewigkeit zu trachten. Allerhand andere wiedrige Erfahrungen haben mich recht lebhaft überzeugt, wie höchst ungewiß alle zeitliche Güter sind. Die ersten Erfahrungen dieser Arth, erweckten bey mir den Vorsatz, darauf zu denken, wie die Meinigen wieder die Beraubung

bung des Ihrigen, und wieder eine empfindliche Armuth möchten in eine völlige Sicherheit gesetzt werden. Ich überlegte alle Mittel, so selbiges bewirken könnten. Ich fand aber, daß menschliche Vorsicht hierbey zwar etwas thun könnte, iedoch aber mit allen ihren Vorkehrungen viel zu wenig sey, mich und die Meinigen beständig bey einem guten Vorrath der Dinge, die dieses Leben unterstützen und bequehmer machen, zu erhalten. Ich wurde Capitalisten gewahr, die bey aller möglichen Vorsicht dennoch um das Ihrige gekommen. Ich bemerkte Personen, die einen ansehnlichen Theil liegender Gründe gehabt. Der eine verlohr selbige durch eine neue Meinung, die ein junger Lehrer der Rechte, um berühmt zu werden, aus Trümmern des Alterthums, die bisher der Staub und Moder der Welt verdeckt gehabt, zusammengesetzt, und die einer seiner Schüler in die Gerichtsstube gebracht. Ein ander hat das Unglück, daß eine feindliche Parthey ihm Früchte und Vieh vom Hofe nahm, und Feuer an die Gebäude legte. Er kam ausser den Stand neue Gebäude aufzurichten, und an-

ander Vieh anzuschaffen, und sein Gut zu bearbeiten. Er muste es einem andern für einen sehr geringen Preis hingeben. Dieses Geld war bald verzehret, und derjenige, der vorher Wagen und Pferde gehabt, und andern Barmherzigkeit erwiesen, muste ietzo, ohne sein Versehen, anderer Güte anflehen. Am sichersten fand ich nützliche Wissenschaften und Künste nebst einer guten Aufführung und ordentlichem Haushalte. Doch blieben hierbey noch Fälle, in welchen ein Mensch auch dadurch nicht wieder Armuth und Elend gesichert wird. Meine Brust wurde enge, mein Gemüth unruhig, und meine Augen voll Thränen über die grosse Ungewißheit aller zeitlichen Dinge. Ich suchte Ruhe, und ich merkte, daß sie in nichts mit einer völligen Zuverlässigkeit zu finden, als in GOtt, und in der Hoffnung einer künftigen bessern und sicherern Welt. Ich erkannte mit einer grössern Ueberzeugung als sonst, wie gar ohnmächtig wir Menschen auch nur unser zeitlich Glück zu besorgen, und faßte den Entschluß, dasjenige zwar treulich zu thun, was der oberste Beherrscher der Vorsicht und dem Fleiß der Menschen über-

überlassen, übrigens aber mich und die Meinigen in die Arme derjenigen gnädigen Vorsehung zu werfen, die alles weislich regieret. Diese Wirkungen wiedriger Begegnisse in mein Gemüth achte ich mit für mein gröstes Glück, und ich weiß, daß viele mit mir ein Aehnliches von denselben rühmen werden.

§ 53.

Fortsetzung. Andere zwar werden dieses als sehr unglückliche Wirkungen wiedriger Verhängnisse ansehen, und werden denken, daß dadurch nichts anders als ein ganz niedergedrücktes, melancholisches und verdrießliches Gemüth gezeuget worden, das sich und andern lästig sey; und ich würde mich sehr weit von der Wahrheit entfernen, wenn ich glaubte, daß dieses Wirkungen wären, die GOtt bey Fügungen, so uns beschwehrlich fallen, zum Zweck habe. Eine öftere und recht lebhafte Vorstellung der Flüchtigkeit, und geringen Anzahl unserer Tage, und der Ungewißheit aller zeitlichen Dinge sey nichts anders als eine beständige Folter des Geistes, die uns zu allem Vergnügen ungeschickt mache. GOtt und der Welt sey mit solchen Seelen

len gar nicht gedienet. Denjenigen, welche also gedenken, kann ich aus eigener Erfahrung ganz das Gegentheil versichern. Ehe ich auf oben beschriebene Arth auf die Betrachtung der Kürze meines Lebens, und der Ungewißheit aller irdischen Güter geführet war, war ich voll von Misvergnügen, und mein Mund gieng von vielen verdrießlichen Klagen über. Jetzo bin ich ruhig, und Niemand wird durch Beschwehrden über mein Schicksahl von mir belästiget werden. Ich habe auch der angenehmen Dinge dieser Erden, die mir etwa GOtt in die Hände kommen lassen, eher nicht mit rechtem Vergnügen genossen, bis ich lebhaft eingesehen, daß ich hier nur auf der Reise. Ich will aufhören von mir selber zu reden, damit ich der Wahrheit durch den Schein einer gar zu grossen Liebe zu mir nicht nachtheilig werde. Ich will lieber überhaupt zeigen, was für einen gar grossen Einfluß die Betrachtung der Kürze unsers Lebens und der Ungewißheit aller menschlichen Dinge, wenn sie mit der Erwegung anderer Wahrheiten verknüpft wird, in die Ruhe unserer Seele, und in unsere wichtigsten Einrichtun-

gen hat. Wenn ich die Menschen betrachte, so werde ich gewahr, daß ein grosser, ja vielleicht der gröste Theil weit mehr Vergnügen von den angenehmen Dingen dieser Welt geniessen könnte, als er wirklich davon hat. Der eine Theil bringet sich auf diese Arth darum. Er setzet sich ein gar zu hohes Ziel vor, welches er in dieser Welt erreichen will, und nach seiner Vorstellung erreichen muß. Er gedenket, wenn du dich recht glücklich schätzen, und recht vergnügt seyn sollst, so must du auf jene Staffel der Ehre gelangen, und dein Vermögen sich bis auf jene Summe erhöhet haben. So lange dieses nicht geschehen, bist du noch nicht recht glücklich. Und das wunderbahrste ist, daß ein solcher in seinen Forderungen, um glücklich zu heissen, immer höher steige. Folglich beschäfftiget sich sein Gemüth immer mit Vorkehrung derjenigen Mittel, so zu diesem Zweck führen. Und wie viel hat er zu selbigem nöthig, und wie viele Hindernisse hat er aus demjenigen Wege zu räumen, welchen er gehen will? Da ist ihm die Gunst so vieler Menschen von nöthen. Um selbige aber bewerben sich so viele

andere,

andere, die neben ihm sind. Er sinnet mit den ängstlichsten Sorgen darauf, wie er jene gewinnen, diese aber wegstossen und sich ihnen vordringen möge. Er forschet nach, und erfährt, daß ein Theil der Götter, deren Hülfe er suchet, geizig, der andere aber hochmüthig sey. Jenen nähert er sich mit Geschenken, diesen aber opfert er die Vorrechte seiner Menschheit auf, und nimmt die Gestalt eines kriechenden Hundes an. Die Schwachen, die ihm im Wege sind, dringet er hinweg, entweder mit Gewalt oder mit allerhand List. Dort aber trifft er auf einen starken Simson, der für andere streitet, ihm aber wiederstehet. Er kann ihn nicht überwinden. Er findet ihn aber auf dem Schooß einer Delila. Er fällt ihr zu den Füssen, damit sie denselben zu seinen Vortheilen binden möge. Und wie viele Stunden bringet ein solcher Mensch bey diesen sauren Bemühungen in ängstlichen Sorgen und Bekümmerniß hin? Und wie oft wird er erschreckt? Bald höret er, daß einer seiner Götter ihm ungnädig worden: bald, daß sein Gegentheil einige Vortheile gewonnen: bald, daß eine seiner Stützen um-

gefallen. Da ist immer Unruhe und neue Sorgen. Eben so gehet es ihm bey der fest gesetzten Vermehrung seines Vermögens. Er hat seine Rechnung gemacht, in so viel Jahren müsse er so viel vor sich gebracht haben. Allerhand Umstände vernichten seine Rechnung. Und wie unglücklich schätzt er sich alsdenn! Was für herbe Klagen gehen aus seinem Munde! Verkauft er etwas, so beschweret er sich, daß alle Waaren unter den Preis gefallen. Kauft er aber in eben derselben Stunde, so klagt er mit dem grösten Verdruß, daß alles so gar theuer. Ehe diese Arth Menschen anfängt zu denken, nun habe ich so viel, daß ich leben und vergnügt seyn kann: ehe sie glauben, daß sie einen solchen Ehrenstand erreicht, womit sie können zufrieden seyn; werden sie vom Tode dahin gerissen. Ich sehe sie ihr Leben in einem beständigen und mühsamen Bestreben nach dem Genuß gewisser zeitlichen Dinge hinbringen und sie sterben, ehe sie etwas mit rechtem Vergnügen genossen haben, auch so gar von demjenigen, was in ihrer Gewalt gewesen. Ich werde gewahr, daß es manchem weit

leich-

leichter wird etwas zu erwerben, als das Erworbene zu seiner Ergötzung zu gebrauchen. Wer aber die Kürze dieses Lebens recht erweget, kommt eben dadurch in den Stand, dasjenige, was ihm die gütige Vorsehung gegeben, zu geniessen. Ich setze zum voraus, daß Jemand es erst so weit gebracht, daß er bey seinen Beschäfftigungen sein nöthiges Auskommen hat. Denn wenn Jemand kein Brodt hat, so ist er freylich genöthiget, auch so gar den Hunden zu schmeicheln, die vor den Thüren der Reichen liegen, damit sie ihn hinzulassen ein wenig Brodt zu fordern. Wenn aber Jemand dahin gelanget, daß er sein nöthiges Auskommen bey seiner Arbeit hat, und betrachtet die Kürze seines Lebens; so wird er sich deswegen nicht für ganz unglücklich halten, wenn er es in der äusserlichen Ehre, und in den Reichthümern nicht so weit bringet, als ein ander. Wenn er die geringe Anzahl seiner Tage berechnet, so kann es ihm unmöglich als ein so grosser Verlust vorkommen, wenn er den kurzen Besitz von diesem und jenem nicht hat. Welcher Soldat schätzet sich deswegen unglücklich, daß er sein

Qvartier auf einem Durchzuge in einem schlechten Hause nehmen muß? Kann er es zwar besser haben, so nimmt ers an, er trauret aber darum sehr wenig, wenn er auf eine so kurze Zeit in eine enge und schwarze Hütte ziehen muß. Indem also ein nachdenkender Mensch Gütern, die er nicht lange besitzen kann, keinen so gar hohen Werth beylegt, folglich nach selbigen auf die vorhin beschriebene ängstliche Arth nicht strebet, und vom Neide nicht geplagt wird, so entgehet er unzählichen Unruhen, und erhält dadurch die Freyheit, dasjenige Gute, so ihm die Vorsehung schenket, recht zu schmecken. Er kommt leicht dahin, daß er gedenket, ich habe zu diesem Leben genug, ich will nun dasjenige mit Danksagung geniessen, was mir GOtt zugewendet. Setzet man folgende Gedanken hinzu, so wird man sich eine Pflicht daraus machen, nach einer erlaubten Ergötzung seines Gemüths zu streben. Erwegt man, daß wir es für eine unleidliche Unerkänntlichkeit halten, wenn unsere Hausgenossen bey gehöriger Kost und Lohn beständig misvergnügt, verdrüßlich und mürrisch sind, so werden wir es auch

für

für einen schändlichen Undank gegen GOtt halten, wenn wir bey so vielem Guten, das er uns giebet, nicht vergnügt sind, und dasjenige nicht mit freudiger Zufriedenheit geniessen wollen, was wir durch seine Güte haben, weil uns etwa dieses und jenes versagt ist. Ich will ein Exempel hinzu setzen, an welchem ich diese Vorstellungen in einer grossen Kraft sehe. Ich habe einen alten verständigen und gottseeligen Freund. Es hat derselbe nunmehr ein Alter bey nahe von siebenzig Jahren erreicht, und ie älter er wird, desto vergnügter wird er, und desto freyer, iedoch in Unschuld, geniesset er der Dinge dieses Lebens. Und obige Vorstellungen sind es, die ihm hierinne zu statten kommen. Er hat gewisse Beschwehrlichkeiten an seinem Leibe, die andern besorgliche Gedanken erwecken würden, und ihm dergleichen auch ehmahls verursachet haben. Jetzo aber ist er von diesen Sorgen ganz frey, denn er spricht: ich weiß gewiß, ich kann nicht lange mehr leben, folglich kann mir auch kein lang daurendes Uebel mehr begegnen. Warum soll ich aber ein ganz kurzes Uebel so sehr fürchten? Er weiß, daß er nur

noch kurze Zeit auf der Reise ist, darum spricht er: warum soll ich um meinen Zehrpfennig sehr bekümmert seyn, oder mit demselben gar zu kärglich umgehen? Ich brauche ihn nur noch wenige Zeit. Ich will mit Danksagung geniessen, was mir GOtt zu diesem Leben geschenket. O! ein glückliches Alter!

§ 54.

Weitere Fortsetzung.

Ein ander Theil der Menschen verlieret durch einen kurzen Genuß einer ausschweifenden Lust, ein weit grösseres und dauerhafteres Vergnügen, so er noch in diesem Leben haben könnte. Er gehet in der Blüthe seiner Jahre hin, und geniesset im Müssiggange allerhand Wollüste, und bringet sich und die Seinigen dadurch in Dürftigkeit. Es dauert eine gar kurze Zeit, daß er sich mit ungeziemten Ergötzlichkeiten vergnügen kann, und hernach muß er viele Jahre darben, und die kläglichen Stimmen hungriger und nackender Kinder hören, und mit der fürchterlichen Vorstellung aus der Welt gehen, daß er die Seinigen durch seine Schuld in äusserstem Elende zurück lasse. Betrachtete ein solcher mit nachdenkender Ueberlegung die

die Kürze seines Lebens, zählete er öfters seine Tage, und fügte den Gedanken hinzu, daß ihn der Schöpfer nicht vergeblich in die Welt gesetzet, sondern ihm seine Kräfte verliehen etwas Nützliches damit zu schaffen, und insbesondere die Seinigen zu versorgen; überdächte er, wie gar bald die Zeit verflöge, die er dazu hätte, und wie bald er Rechnung von seinem Haushalt ablegen müste, es würde ihm manche rasende Lust nicht schmecken, und seine Glieder würde eine Begierde zur Arbeit beleben, Hierbey würde er und die Seinigen Brodt haben, und die Freundschaft seines Schöpfers und vernünftiger Menschen geniessen. Und wie viele Ruhe und reizendes Vergnügen ist hiermit verknüpft? Die fleissige und recht überlegende Betrachtung der Kürze unsers Lebens, und der Eitelkeit der irdischen Dinge, ist derowegen ein kräftiges Mittel die allzugrossen, weitläuftigen und ängstlichen Sorgen zu mässigen, und dadurch zum Vergnügen und unschuldigen Genuß irdischer Dinge geschickt zu werden, und auf der andern Seite Nachlässigkeit und Liederlichkeit zu dämpfen, die uns der Dinge be-

rauben, welche dieses Leben beqvehm und angenehm machen.

§. 55.

Das Vorige wird noch ferner fortgesetzt.

Da ich einmahl in diese Ausschweifung gerathen bin, will ich noch zeigen, was eine vernünftige Betrachtung der Kürze dieses Lebens, und der Eitelkeit irdischer Dinge für einen Einfluß in die Erziehung der Kinder habe. Es ist gewiß, ein grosser Theil der Eltern bringet sein Leben in beständigen Sorgen und Mühe hin um die Kinder glücklich zu machen. Weil sie sich aber eine gar zu grosse Vorstellung von deren Aufenthalt auf diesem Erdboden machen, und nicht einsehen, daß wir eine so gar kurze Zeit hier sind; so machen sie die zeitliche Glückseeligkeit ihrer Kinder zu ihrem vornehmsten Augenmerk, und auf selbige richten sie ihre mehreste Sorge. Die Vorbereitung zur Ewigkeit ist nur ein Nebenwerk. Man wendet daher nicht Fleiß genug an, ihnen eine wahre Gottesfurcht, und die Tugenden, so daraus entspringen, einzuflössen. Und dadurch führen sie selbige nicht nur einem ewigen, sondern auch öfters ihrem zeitlichen Unglück entgegen. Weil sie ferner die Ungewißheit

heit und Schwäche der Reichthümer nicht einsehen, sondern ihre Augen nur auf solche richten, die sich dadurch in die Höhe geschwungen, so thun sie alles Mögliche, und öfters die gröste Ungerechtigkeit um den Ihrigen einen ansehnlichen Vorrath zu hinterlassen: sorgen aber nicht so sehr, daß sie mögen geschickt, fleißig, demüthig und ordentlich werden. Die Reichthümer werden daher eine Nahrung und Reizung zu allerhand Lastern und Ausschweifungen. Und es kommt mit manchen dahin, daß man von ihm sagen kann: er würde reicher und angesehener seyn, wenn er wäre ärmer gewesen. Vernünftige und nachdenkende Eltern aber, welche die kurze Dauer dieses Lebens recht ausmessen, und sie gegen die Ewigkeit halten, und bemerken, wie bald unser hiesiges Glück ein Ende nimmt, suchen die vornehmste Glückseeligkeit ihrer Kinder nicht in dieser, sondern in einer andern Welt. Dieses ist ihre erste Sorge, daß die Ihrigen tugendhaft und geschickt werden. Sie nehmen ferner wahr, daß zwar hohe Geburth, und die Reichthümer diesen und jenen erhöhen, sie treffen aber auch in allen Stän-

den

den Personen an, welche aus dem niedrigsten Staube, und aus der Armuth zu einem ansehnlichen Glück gelangen, da hohe und reiche Familien herunter kommen sind. Sie finden so viele Exempel, daß sehr Mächtige alles mögliche gethan haben, um auf ihre Nachkommen einen beständigen Glanz zu bringen und sie im Glück zu erhalten, es ist aber vergebens gewesen. Viele Könige haben das Vermögen ganzer Reiche, und das Blut vieler tausend Unterthanen verschwendet, damit ihre Nachkommen beständig herrschen möchten, und sie haben doch ihres Zweckes verfehlet. Vernünftige schliessen hieraus, daß es in den Händen der Sterblichen nicht stehe, das Glück ihrer Kinder fest zu stellen. Das Mehreste hänget von solchen Umständen ab, welche die oberste Vorsehung einrichtet. Vernünftige und nachdenkende Gemüther lassen sich hierdurch bewegen darnach mit äusserstem Ernste zu trachten, daß sie für ihre Kinder die Gnade des Höchsten in Zeit und Ewigkeit hoffen können. Sie erwehlen alle mögliche Vorkehrungen, ihnen eine ungeheuchelte und standhafte Gottesfurcht einzuprägen,

und sie zu tugendhaften und geschickten Bürgern der Welt zu machen. Die Hoffnung, sie die kurze Zeit dieses Lebens glücklich zu sehen, giebt ihnen keine Zufriedenheit, wenn sie nicht denken dörfen, daß es ihnen in jener Welt werde wol gehen. Es ist ihnen die allerschreckhafteste Vorstellung ein Kind einer ewigen Schande und Unseeligkeit zu überlassen. Das vornehmste Ziel bey ihrer Erziehung und ihre sehnlichsten Wünsche gehen dahin, daß die Ihrigen, besonders in der Ewigkeit, mögen geehrt und reich seyn. O! glückliche Kinder, welche solche Eltern haben!

§. 56.

Zweifel, ob es auch Sünden gebe.

Nach dieser Ausschweifung kehre ich wieder zurück zu meinem eigentlichen Vorhaben. Es sind noch Einwürfe zurück, welche dagegen gemacht werden, daß GOtt bey den Verhängnissen dieser Erden auf die Gemüthsverfassung der Einwohner sehe. Man findet Personen, welche so weit gehen, daß sie behaupten, es gebe keine Sünden oder strafbahre Handlungen. Alle Vergehungen, sprechen sie, entstehen aus Irrthümern des Verstandes. Irrthümer aber sind nicht strafbahr, sondern ver-

verdienen vielmehr Mitleiden, weil sie und ihre natürlichen und nothwendigen Folgen schon traurig genug sind. Es kann mit der Liebe des Schöpfers unmöglich gereimt werden, daß er diese Irrthümer und die unglücklichen Handlungen, so daraus entstehen, durch willkührliche Schicksahle noch unseeliger und trauriger machen sollte. Ein Säufer wird durch den angenehmen Geschmack starker Getränke auf den Irrthum gebracht, daß er den übermässigen Genuß desselben für eine grosse Glückseeligkeit achtet. In diesem Irrthume nimmt er mehr, als sein Leib vertragen kann. Er verzehrt das Seinige. Er bringet sich um Gesundheit und Vermögen. Er muß darben. Dieses verführt ihn zum Stehlen. Dieses macht ihn verhaßt bey allen, die ihn kennen. Er bekommt öfters über eine Kleinigkeit, die er genommen, eine grosse Anzahl Prügel. Er setzet sich in die Gefahr gar gehenket zu werden. Sollte GOtt der liebreiche Schöpfer diesen Unglückseeligen durch seine Verhängnisse noch elender machen wollen? Man kann dergleichen unmöglich von einem so gütigen Vater erwarten. So urtheilen einige, deren wenigstens Verschie-

schiedene durch ihre eigene Sünden auf diese Arth mitleidig worden sind. Ich würde sehr weitläuftig seyn müssen, und dazu eine bey diesen Leuten vergebliche Arbeit thun, wenn ich den Zusammenhang ihrer Gedanken zergliedern, und die ersten unrichtigen Qvellen derselben und ihre schlechte Verbindung zeigen wollte. Ich will lieber aus ihrem eigenen Gebäu Gründe nehmen, womit ich die Wahrheit, welche ich bisher vertheidiget, unterstütze. Wenn man diese Leute fraget, ob man sich den so schädlichen Irrthümern nicht wiedersetzen solle? Ob man selbige mit einem Mitleiden tragen, und ihren Wirkungen keinen Wiederstand thun solle? so sagen sie: ja, das gemeine Wesen muß dieses aus Noth thun, weil es sonst unmöglich bestehen könnte. Denn wenn man einen solchen mitleidigen Bruder fraget, ob das gemeine Wesen einen Räuber sollte gehen lassen, der den Irrthum hätte, seine Glückseeligkeit erforderte, daß er ihn todt schlüge und das Geld abnähme; so behauptet er, daß die Sicherheit seines Lebens und Vermögens erfordere, daß Galgen und Rad für solche Irrende gebauet würde. Ja wenn

sich

sich nur Jemand findet, der sich einbildet, das Wild aus der Jagd einer solchen Person sey von besonderm Geschmacke, und nimmt sich die Freyheit ihr einen Hasen abzuholen, so höret gleich alles Mitleiden auf. Man sagt nicht mehr, dieser Mensch irret, man muß Gedult mit ihm haben. Man lässet vielmehr genau auf ihn achten, und trifft man ihn nur hinter einem Hasen oder Hune an, so nimmt man ihm nicht nur sein Gewehr ab, sondern man schläget ihn auch ganz unbarmherzig, bis er zur Erden fällt. Man entschuldiget solches damit, daß die Noth dergleichen erfordere. Alles Eigenthum würde in Unsicherheit gerathen. Die Welt würde in einem beständigen Kriege leben, und die ganze menschliche Gesellschaft würde höchst unglücklich werden, wenn man solchen Personen nicht wollte Einhalt thun. Mehr, als dieses Geständniß, brauche ich nicht, meinen Satz wieder den Einwurf dieser Leute zu retten. Sie geben zu, es hegen einige Menschen solche Irrthümer, welche die Wolfahrt der menschlichen Gesellschaft ganz aufheben und selbige unglücklich machen. Sie gestehen ferner ein, daß das Uebel, welches

durch

durch eine nothwendige Folge aus dem Irrthum entspringet, und über den Irrenden selber kommt, in vielen Fällen nicht hinlänglich sey, ihn von seinem Irrthum zurück zu ziehen und die menschliche Gesellschaft in Sicherheit zu setzen. Sie behaupten, es sey nothwendig, man müsse ihnen auch mit willkührlichen Uebeln begegnen und dadurch den schädlichen Folgen ihrer Irrthümer Einhalt thun. Sie halten für nothwendig, daß man wieder gewisse irrige Meinungen Zuchthäuser, Galgen und Räder bauen, Schwerdter wetzen und Scheiterhaufen errichten müsse. Und die Erfahrung lehret, daß sie hierinne Recht haben. Ist aber dieses, so sagen mir doch die Leute, warum es denn mit den Eigenschaften GOttes streite, daß er solchen schädlichen Irrthümern willkührliche Uebel entgegen stelle? Wie ist dieses wieder seine Liebe, womit er seinen Geschöpfen zugethan ist, daß er durch willkührliche Begegnisse solche Gedanken der Menschen bestreite, die sie elend machen? Es ist zwar wahr, es werden dadurch Menschen unglücklich: aber es würden derselben noch mehr unglücklich und ihr Elend würde noch

unerträglicher, wenn der Bosheit, oder wie diese Leute reden, den Irrthümern durch willkührliche Einschränkungen kein Einhalt geschähe. Ist es denn wieder die Liebe und eine gnädige Vorsehung, daß GOtt ein kleineres Uebel verhänget, da ein grösseres nicht anders kann verhütet werden?

§. 57.

Beantwortung eines Zweifels aus der Fabel von den Bienen.

Der letzte Einwurf, welchen ich beleuchten muß, ist dieser: es ist falsch, daß die Laster die Welt unglücklich machen. Sie sind vielmehr zu dem Wolstande der Welt dergestalt nothwendig, daß, wenn diese Erde lauter tugendhafte Einwohner hätte, sie unmöglich so glücklich seyn könnte, wie sie anietzo ist. Es ist daher ein einfältiger Aberglaube kurzsichtiger Menschen, daß GOtt die Laster mit willkührlichen Strafen belegen sollte. Der erste Satz wird weitläuftig in dem Buche, welches die Fabel von den Bienen *) betitelt

*) Unter dem Titel der Fabel von den Bienen, hat man ein Englisches Buch, dessen Titel im Englischen ist: The Fable of the Bees or Private vices, Publik Benefits. Die Gelegenheit zu diesem Buche gab eine Fabel,

titelt ist, ausgeführet, und der letztere wird daraus von einigen hergeleitet, wenn man

Fabel, die ohngefehr aus vierhundert Englischen Versen bestand, und deren Inhalt folgender war. Ein gewisser Bienenschwarm hegte alle Laster, welche unter den Menschen herrschen, und waren dabey reich, stark, kriegerisch und glücklich. Weil aber die Laster der einen Biene die andere beschwehrte, so glaubten sie glücklicher bey der Tugend zu werden. Sie baten die Götter ihnen die Tugend einzuflössen. Die Götter thaten, was die Bienen verlangten, und machten sie insgesamt tugendhaft. Die aufrichtigste Redlichkeit bemächtigte sich einer ieden Biene, und alle Laster und Bubenstücke wurden von ihnen entfernet. Hierbey aber verliessen sie alle Künste und Gewerbe, und die Manufacturen giengen zu Grunde. Der schöne Bienenstock verlohr den grösten Theil seiner Einwohner, und wurde ganz wüste. Er wurde von weit stärkern Bienenvölkern angegriffen, und konnte sich in seinem prächtigen Stocke nicht halten. Er schlug sich tapfer durch, und zog sich zurück an einen befestigten Ort, wo sie sich auf das tapferste, aber mit Verlust vieler tausend fest setzten. Weil sie aber befürchteten, daß eine bequehmliche Glückseeligkeit ihre grosse Mässigung in Gefahr setzen, und wieder allerhand Ausschweifungen bey ihnen einführen möchte, so hielten sie selbst einen glücklichen Wolstand für ein Laster, und begaben sich daher in ein dunkeles Loch eines alten Baumes, gesegnet

man ihnen sagt, daß ein Theil der wiedrigen Verhängnisse dieses Lebens ihr Absehen

mit der Vergnügsamkeit und Redlichkeit. Diese Fabel, in welcher nicht nur alle Stände der menschlichen Gesellschaft, sondern auch die Tugend auf das häßlichste abgeschildert waren, machte groß Aufsehen, und wurde von vielen angefochten. Dieses bewog den Verfasser nach und nach allerhand Schriften ausgehen zu lassen, in welchen er selbige Fabel entweder ausdrücklich oder beyläufig bey Abhandlung einer andern Materie erkläret und vertheidiget, welche unter obigem Titel zusammengedruckt worden, und diesen Hauptsatz befestigen sollen: eine allgemeine Tugend wäre das Verderben blühender und glückseeliger Staaten. Der Verfasser dieser Schriften heisset Mandeville. Er ist zu Dort in Holland gebohren, hat Medicin studiret, und sich als ein Medicus zu London niedergelassen. Die eigentliche Fabel ist 1706 zum Vorschein gekommen. Im Jahr 1714 erschien diese Fabel mit weitläuftigen Anmerkungen. Im Jahr 1729 wurden sechs Gespräche hinzugesetzet. Es fanden diese Aufsätze einen solchen Abgang, daß von der Fabel und ihren Anmerkungen 1732 die sechste Auflage gemacht wurde. Von dieser sechsten Auflage ist die Französische Uebersetzung verfertiget worden, deren völliger Titel ist: La Fable des Abeilles on les Fripons devenus honnêtes Gens avec le Commentaire où l' on prouve, que les vices des Particuliers tendent à l'avantage du Public. Es ist

diese

sehen auf die Laster der Menschen habe. Und dieser Schluß wird in dem angezogenen

diese Uebersetzung nach Arth der Franzosen frey, und bindet sich nicht so genau an die Worte der Urschrift. Auf dem Titel ist gleich die erste Probe, wo die Worte Private Vices, Publick Benefits übersetzt sind, les Vices des Particuliers tendent à l'avantage du Public. Diese Uebersetzung ist weit milder, und sagt nicht so viel, als die Worte des Englischen Aufsatzes. Ich habe zwar nur die vierte Englische Ausgabe bey der Hand: ich vermuthe aber nicht, daß dieser Hauptsatz in der sechsten Ausgabe werde geändert seyn, da er in dem ganzen Werke mehrmahls mit unveränderten Worten vorkommt, und den vornehmsten Zweck dieses Buches ausmacht. Indessen beziehe ich mich mehrentheils auf die Französische Uebersetzung, weil ich für Deutsche schreibe, bey welchen man das Englische Original sehr selten findet, die Uebersetzung aber ganz gemein ist. Es bestehet selbige aus vier kleinen Bändgen in Duodez. Die Vorerinnerung, so vor dieser Uebersetzung stehet, will behaupten, daß es dem Mandeville mit dem vorgegebenen Hauptsatze kein Ernst sey, sondern er habe selbigen nur angenommen, um eine beissende Satyre wieder die Laster, so in allen Ständen herrschen, zu schreiben. Wer aber das Buch selber lieset und bemerkt, mit was für Nachdruck er seinen Satz vertheidiget, was für ernsthafte Rechnungen er machet, und wie hämisch er denen begegnet, so

nen Buche dadurch gerechtfertiget und bestärket, daß darinne alle wiedrige Verhängnisse zu den nöthigsten und glücklichsten Begebenheiten eines Staats gemacht werden. Die Laster und die wiedrigen Verhängnisse sind nach demselben unumgänglich nothwendig, wenn blühende Staaten entstehen sollen. Weil die Fabel von den Bienen bey verschiedenen nicht geringen Beyfall findet, so habe ich sie nebst ihren Erläuterungen bedachtsam gelesen, und mir alle mögliche Mühe gegeben, vorgefaßte Meinungen bey Seite zu setzen, und sie mit

ihm wiedersprechen, wird sich hiervon unmöglich überreden können. Die Freunde dieses Buches glauben es auch selber nicht, sondern meinen, daß die christliche Tugendlehre auf eine unwiederlegliche Arth darinne bestritten sey. Indessen wäre hier und da etwas, um recht beissend zu seyn, eingemischet, so die wahre Meinung des Verfassers nicht zu seyn schiene. Wenn Herr Mandeville sich auch selber wieder seine Ankläger vertheidiget, bedienet er sich nie dieser Ausrede, sondern ganz anderer Ausflüchte.

Die Nachricht, so ich von dem Namen dieses Mannes und diesem seinem Buche gegeben, stehet nebst andern Anzeigen in dem Avertissement vor der Französischen Uebersetzung.

mit einer rechten Unpartheylichkeit zu betrachten. Und ich gestehe es, daß ich manche schöne Anmerkung und verschiedene feine und witzige Satyren darinne gefunden. Was aber die Hauptsache anlanget, so bin ich von selbiger nicht überzeuget worden, sondern beruhet meiner Einsicht nach auf falschen Begriffen von der Tugend und von den Lastern, nebst einigen unrichtigen Rechnungen. Ich will eines und das andere davon anzeigen. Vorher aber will ich beweisen, daß wenn die Hauptsache, so in diesem Buche abgehandelt wird, ihre völlige Richtigkeit hätte, sie dennoch den von mir in dieser Betrachtung bewiesenen Satz, daß GOtt bey einigen Verhängnissen dieser Erde auf das Verhalten der Einwohner sehe, nicht aufhebe. Der Verfasser der Fabel von den Bienen behauptet nur, daß das Laster vortheilhaft sey, wenn die Gerechtigkeit selbiges reiniget, eine ausschweifende Uebermasse davon entfernet, und selbiges zäumet oder einschränket *). Denn ob er gleich vor-

*) In der Französischen Uebersetzung heisset es: Tom. I. p. 26. C' est ainsi que l' on trouve le vice avantageux, lorsque la justice l' emonde en ôte l' excès, et le lie.

giebt, daß, wenn ein Dieb einen alten reichen Geizhals beraube, der Staat von diesem Raube eben den Nutzen ziehe, welchen er gewönne, wenn ein frommer Erzbischof eine gleiche Summe zum gemeinen Besten vermacht hätte; so will er doch sein eigen Geld gern in Sicherheit haben, und sagt, daß die Gerechtigkeit und gemeine Ruhe erforderten, daß der oder diejenigen, welche einen solchen niederträchtigen Geizigen beraubt hätten, mit allen ihren Gesellen aufgehenket würden *). Er giebet zu, daß sie der menschlichen Gesellschaft so schädlich, daß man sie mit aller Sorgfalt aus-

*) Tom. I. p. 77. 78. heisset es also: Si l' on vole cinq-cens ou mille Guinées à un vieux Avare, qui riche de près de cent-mille livres sterlings n' en depense que cinquante par an, quoiqu' il n' ait aucun Parent, qu' il puisse faire héritier de ses biens, il est certain, qu' aussitôt que cet argent volé vient à circuler dans le commerce, la Nation gagne à ce vol. Elle retire le même avantage, que si la même somme venoit d' un pieux Archevêque, qui l' eut léguée au Public. La justice cependant et la tranquilité de la Société demandent, que celui ou ceux, qui auront volé ce sordide Avare, soient pendus avec tous leurs complices.

ausrotten müste *). Dieses ist mir genug, meinen Satz von obigem Einwurfe zu befreyen. Diejenigen, welche die Laster zu Wolthaten der Staaten machen, müssen doch zugeben, daß wenn die Laster das gemeine Beste befordern sollen, selbige nicht freyen Lauf haben dürfen, sondern gereiniget und genau umzäunt, und grobe Verbrechen hart bestraft werden müssen. Sie werden durch die Erfahrung gezwungen einzugestehen, daß wenn Völker solches nicht thun, sie sich dadurch ihren Untergang zuziehen **). Müssen sie aber zugeben, daß wenn den Lastern keine Grenzen gesetzt werden, die Staaten nicht bestehen können, so ist abermahls unerweislich, daß es mit den Eigenschaften des höchsten

*) Tom. I. p. 76. stehet: Cette espèce de Gens, je l' avoue, pernicieuse à la Société doit être extirpée avec soin.

**) Tom. I. p. 119. sagt der Verfasser: Pour prévenir les maux, qu' on attribue au luxe, il faut, qu' on établisse seulement une Police exacte. Ce qui doit appartenir à chaque Particulier, doit être mis en sureté par des loix sévères, les crimes doivent être punis. Il faut, que les Loix, qui concernent l' administration de la justice, soient établies avec sagesse, et qu' elles soient suivies avec exactitude.

Regenten streiten sollte, zu dieser Einschränkung durch besondere Verhängnisse und deren weise Mischung etwas beyzutragen. Noch mehr: werden die Laster alsdenn erst nützlich für die menschliche Gesellschaft, wenn sie in gewisse Schranken verzäunet und so gefesselt werden, daß sie nur eine gewisse Weite erreichen können, was kann man alsdenn von dem weisesten und gütigsten Beherrscher der Welt anders hoffen, als daß er zu der so nöthigen Mässigung der Laster bey der Einrichtung der Welt das Seinige auch beygetragen und die Begegnisse der Erden so gemischet, daß auch dieser Endzweck befordert werde.

§ 58.

Weitere Wiederlegung der Fabel von den Bienen. Der eigentliche Sinn des Satzes: die Laster sind eine Wolthat des gemeinen Wesens.

Dieses könnte zur Rettung der von mir bewiesenen Wahrheit wieder diesen letztern Einwurf genug sey. Weil aber die Meinung, daß die Laster zum Wolstande und zur Blüte und Macht eines Reiches unumgänglich nothwendig seyn, sehr vielen Beyfall findet, und die reizende Schreibarth in der Fabel von den Bienen und die sehr grossen Anschein habende Rechnungen derselben manchen dergestalt einnehmen, daß man dieses Werk für ganz unwiederleglich

leglich hält; so will noch einige Anmerkungen dabey machen, und darinne zeigen, was mich abhält, dem Hauptsatze dieses Buches Beyfall zu geben. Damit mir aber nicht, wie andern, könne vorgeworfen werden, daß ich den wahren Endzweck und rechte Meinung dieses Buches nicht eingenommen, sondern mich von Vorurtheilen blenden lassen; so will ich die verschiedenen Erklärungen, welche der Verfasser der Fabel von den Bienen selber giebt, aufrichtig anführen, und daraus den Schluß auf seine wahre Meinung machen. Auf dem Titel dieses Buches heisset es: man wollte beweisen, daß die Privatlaster zum Besten des Staats gereichten *). An einem

*) On prouve, que les vices des Particuliers tendent à l' avantage du Public. Im Englischen heisset es: Private Vices Publick Benefits. Ich kann den Sinn und die vielen Gedanken, so in diesen Worten liegen, unmöglich in eben so wenig Deutschen Worten auf eine deutliche Arth ausdrucken. Den Worten nach müste ich sie übersetzen: Privat Laster sind gemeine Wolthaten. Diese Uebersetzung ist aber dunkel und sehr matt. Der Französische Uebersetzer druckt auch nicht alles aus, was darinne lieget. Er giebt es, wenn ich seinen Worten folgen

nem andern Orte sagt er, daß der wesentliche Inhalt dieses Satzes sey, daß die Laster

gen will, also: Die Laster der Privatpersonen gereichen zum Vortheil des Staats. Unser Schriftsteller aber will nicht, daß bloß die Privatpersonen sollen lasterhaft seyn, sondern auch die öffentlichen Bedienten des Staats, die obersten Minister und die Fürsten selbst, und zwar nicht etwa bloß in ihren Privat Angelegenheiten, sondern auch in den Angelegenheiten des Staats. Seine blühende Nation muß einen Fürsten haben, dessen weitläuftigen Ruhmsucht ein anhaltender Friede unerträglich ist. Seine obersten Bedienten müssen das Gewissen der Pracht und den Wollüsten allezeit nachsetzen, und allerhand Umschläge machen, um Geld zu bekommen, ihre heftigen Leidenschaften zu nehren. Und zwar behauptet er dieses auf eine solche Arth, daß man es unmöglich als eine Ironie annehmen kann. Man vergleiche nur mit einander Tom. I. p. 8. 9. 10. 11. und pag. 14. 15. 20. Ich habe lange gesucht, um eine bestimmte Erklärung desjenigen, was Herr Mandeville Privat Vices nennet, in seinem eigenen Buche zu finden. Meine Mühe ist aber vergeblich gewesen. Denn es ist die Arth der starken Geister nicht, daß sie ihre Begriffe genau bestimmen und in eine rechte Ordnung und Verbindung setzen. Ordentlich und nach einer regelmässigen Methode zu denken, ist in ihren Augen eine Schulfüchserey. Ihr Zweck ist nur, sich und andere auf Rechnung der Religion und der Tugend

zu

Laster einzelner Personen, wenn man damit wol und nach geschickten Regeln

zu belustigen. Wenn man wieder den Glauben streitet, so geschiehet dieses am besten durch lächerliche Luftstreiche. Wie sollte ein starker Geist, der durch alle Gesetze des Gewissens und der Religion hindurch bricht, ein Sklav der Logik bleiben, und sich an die Gesetze des Verstandes, an die Regeln der Vernunftlehre, nach welchen man bestimmt, ordentlich und gründlich denken muß, binden lassen? Auch unser Mandeville ist weit über diese Sklaverey der Vernunft hinweg. Er schreibet Tome II. pag. 254, Cet ouvrage, il est vrai, n' est, qu' une Rapsodie, qui n' a ni ordre ni méthode; mais il n' y a absolument rien, qui ressente le moins du monde l' aigreur ou la pedanterie. Le stile est fort inégal; quelque fois fort haut et fort éloquent; il tombe d' autre fois dans le bas, le rampant et même dans le trivial. Cependant je suis satisfait de mon livre, puisque tel qu' il est, il a diverti des Personnes également vertueuses et spirituelles, et qu' il ne peut manquer de produire cet effet sur toutes celles, qui leur ressembleront par de si beaux côtés. Indem er also nach einer so großmüthigen Freyheit denkt und schreibt, so muß man auch nicht fordern, daß er nur den Hauptsatz seines Buches erklären und bestimmen soll. Er wird auch von dem Verfasser so weitläuftig genommen, daß ich dessen Grenzen nicht genau anzeigen kann. So viel meine ich durch vieles Lesen und

Wie-

geln der Klugheit zuwerk gienge, könnten zum Besten des Staats gelenket wer-

Wiederlesen seines Buches bemerket zu haben, daß er die Privatlaster gewissen Staatsfehlern entgegen setze. Ich schliesse dieses hauptsächlich aus der Antwort, welche er auf den Einwurf giebt, daß so viele Nationen in den Lastern ihren Untergang gefunden. Er antwortet darauf Tom. I. p. 120. daß nicht die Laster ihren Untergang befordert, sondern die Versäumung gewisser Staatsregeln, nach welchen die Laster müsten gebraucht und regieret werden. Nicht die Laster, sondern eine schlechte Staatsklugheit, die Nachlässigkeit und das schlechte Regiment derer, die das Ruder gehabt, sey die vornehmste Ursache von der Zerstörung mächtiger und grosser Reiche gewesen. Nähme man nur gewisse Regeln der Klugheit in acht, so würden die Laster eine Nation nicht unglücklich, sondern reich, mächtig und blühend machen. Er setzt folglich den Privatlastern nicht eine andere Arth der Laster entgegen, wie man sonst aus den Worten schliessen sollte, sondern Fehler in der Kunst eine Nation zu regieren. Irre ich mich, daß er die Laster durch das Beywort Privat von Staatsfehlern unterscheiden wollen, so weiß ich auf nichts anders zu kommen, das den Privatlastern möchte entgegen gesetzt werden, als auf eine grobe Rebellion. Denn andere häßliche und grausame Staatsverbrechen zählet unser Schriftsteller zu den Lastern, welche zu dem Wolstande eines Staats gehören.

Man

werden *). Auf diese Erklärung beruf-
fet sich der Verfasser auch in der Ver-
theidi-

Man lieset davon Tom. I. p. 7. 8. 9. solche Dinge, die ich nicht einmahl anführen mag. Wiewol mit den Gründen, wodurch er andere grosse Verbrechen zu Wolthaten des Staats macht, getraue ich mir auch die grösten Rebellionen zu vortheilhaften Sachen der Staaten zu machen. Und weil ich Stellen finde, darinnen er gewisse Dinge sehr hochachtet, welche ihren Ursprung aus einer ehmahligen Rebellion haben, und durch die Furcht eines neuen Aufstandes unterhalten werden, so glaube ich, daß unser Schriftsteller auch selbige unter die glückseeligen Uebel dieser Welt zähle. Es bleibt mir daher am wahrscheinlichsten, daß er die Privatlaster grossen Staatsfehlern entgegen setze. Weil ich aber dieses nicht völlig beweisen kann, so habe ich mir in der Uebersetzung nicht anders zu helfen gewust, als daß ich das dunkele Wort Privatlaster behalten. Wer Tom. II. p. 215. 216. lieset, wird mir Beyfall geben, wenn ich den kurzen Satz: Private Vices, Publick Benefits, gebe: Privatlaster sind das Glück der Staaten. Daß unser Verfasser die eigentlichen Laster und die Verbrechen, so daher entstehen, unter dem Worte Vices zusammen fasse, wird einem ieden in die Augen fallen, der sein Buch lieset.

*) La Fable des Abeilles Tom II. pag. 216. Les vices des Particuliers ménagés avec dextérité par d' habiles Politiques, peuvent

theidigung wieder seine Ankläger *). Wäre dieses die wahre Bestimmung des ersten Satzes, und wollte der Verfasser und seine Anhänger sonst nichts sagen, als dieses; so hätten sie eine gegründete Ursache sich zu beschwehren, daß man ihre Meinungen als höchst schädlich anklagte. Allein, sie erklären sich ganz anders, wenn sie ihre Meinungen vertheidigen sollen, als wenn sie sich in einer völligen Freyheit befinden und so reden, wie sie denken. Der ganze Inhalt der Fabel ist ja dieser: so lange der gedichtete Bienenschwarm voll von lasterhaften Bienen, war er reich, mächtig und glücklich, so bald aber die Tugend darinne die Oberhand bekam, wurde er arm und ohnmächtig, die mehresten Bienen kamen um, und der Rest muste in einen schlechten holen Baum kriechen, und sich darinne elendiglich behelfen. Die Anwendung dieser Fabel ist folgende **): Lasset denn eure

vent être tourné à l' avantage du Public.

*) Tome II. pag. 260.

**) Tom. I. pag. 25. Quittez donc, vos plaintes, Mortels insensés! En vain vous cherchez à associer la Grandeur d' une Nation avec

re Klagen (über die Laster und Lasterhaften), ihr unkluge Sterbliche. Vergeblich sucht ihr die Grösse eures Volkes und die Frömmigkeit mit einander zu vereinigen. Niemand als Thoren können sich schmeicheln, daß sie die Ergötzlichkeiten und standesmässigen Nothwendigkeiten dieser Erden geniessen, sich im Kriege berühmt machen und nach ihrer Bequehmlichkeit leben und zu gleicher Zeit tugendhaft seyn wollen. Verbannet diese eitlen Grillen. Der Betrug, die Ueppigkeit und der eitle Stolz müssen bestehen, wenn wir die süssen Früchte davon ziehen wollen. An einem andern Orte erkläret sich unser Verfasser also *): Ich

avec la Probité. Il n' y a, que des Foux qui puissent se flatter de jouïr des agrémens et des convenances de la Terre, d' être renommés dans la guerre, de vivre bien à son aise et d' être en même tems vertueux. Abandonnez ces vaines chimères. Il faut, que la fraude, le luxe et la vanité subsistent, si nous voulons en retirer les doux fruits.

*) Tome I. pag. 323. I' avoue, que peutêtre on pourroit voir une Nation vertueuse; mais il faudroit nécessairement, que les individus se contentassent d' être pauvres et endourcis au travail. Car s' ils vouloient vivre à leur aise, jouïr des plaisirs de la vie, et former une Nation opulente, puis-

Ich gebe zu, daß man vielleicht ein tugendhaftes Volk haben könnte; allein, es wäre nothwendig, daß die einzeln Personen sich gefallen liessen, arm und zur Arbeit recht verhärtet zu seyn: denn, wenn sie wollten nach ihrer Bequehmlichkeit leben, der Ergötzlichkeiten dieses Lebens geniessen, und eine reiche, mächtige, blühende und kriegerische Nation ausmachen, so ist die Sache ganz und gar unmöglich. Eben dieses wird vielmahls auf andern Blättern gesagt. Er meint so gar, daß es die Aermsten daselbst besser hätten, wo die Laster herrschten, als da, wo die Tugend die Bürger eines Reichs belebte *). Ich setze noch eine sehr merkliche Stelle hinzu, deren Inhalt dieser ist: Anietzt schmeichele ich mir bewiesen zu haben, daß weder die Vollkommenheiten, welche zur Freundschaft dienen, noch die liebreiche Gemüthsneigungen, welche der Mensch von Natur hat, noch die wahrhaftigen Tugenden, die er durch die Vernunft nur immer zu erreichen im Stande ist, und die Selbstver-

sante, florisante et guerrière, la chose est absolument impossible

*) Man schlage nach Tome I. pag. 12. et la Remarque P. pag. 203.

verleugnung der Grund der Gesellschaft sey; sondern was wir das Uebel in dieser Welt nennen, so wol das sittliche, als das natürliche, ist die triftige Ursache, welche uns zu geselligen Geschöpfen macht, der feste Grund, das Leben und Stütze aller Professionen und Gewerbe ohne Ausnahme. Dieß ist es, was wir müssen als die wahrhaftigen Quellen aller Künste und Wissenschaften ansehen, und daß in dem Augenblicke, da das Uebel aufhöret, die Gesellschaft nothwendig zerrüttet, wo nicht ganz und gar aufgehoben werde *). Diese letztern Erklärungen enthalten weit

*) Ich habe diese wichtige Stelle genau nach dem Englischen übersetzt. Die Französische Uebersetzung ist diese: A present je me flatte d' avoir démontré, que ni les qualités qui forment les liaisons d' amitié, ni les affections naturelles à l' homme, ni les vertus réelles, qu' il est capable d' acquerir par la Raison, ni le rénoncement à soi-même ne sont point le fondement de la Société. C' est ce que nous appellons MAL dans le monde, soit Moral, soit Physique, qui est le grand principe pour nous rendre des Créatures sociables. C' est cela seul, qui est la solide basse, la vie et le soutien de tous les Métiers, de tous les Commerces et de toutes les occupations des Hommes, sans exception. C' est la que nous devons chercher la veritable origine

weit mehr, als die erste. Selbige sagt nur, daß die Laster durch eine weise Regierung zum Besten des Staats können gelenket werden. Die andern Erklärungen aber enthalten folgende Sätze: Die Laster sind unumgänglich nothwendig, wenn ein Staat soll blühend werden. Die Tugend hingegen ist einem Staate so schädlich, daß der gröste Theil der Bürger dabey umkommt, und der kleine Rest sich sehr elendiglich behelfen muß. Daß durch die Laster und durch die Sklaven derselben, wenn sie weislich gebraucht werden, gewisse Vortheile zu erhalten sind, habe ich selber in dieser Betrachtung mit mehreren gezeiget. Ja ich habe in dieser und in der siebenten Betrachtung mich bemühet darzuthun, daß wenn keine freywillige Tugend durch weise Mittel zu erhalten, eine eingeschränkte Zulassung des Bösen vortheilhafter sey, als eine durch die Allmacht bewirkte bloß gewaltsame Verhinderung oder Aufhebung desselben. Hiermit aber kann sehr wol bestehen, daß eine

gine de tous les Arts et de toutes les sciences, en sorte que si le Mal cessoit, la Société seroit par la même troublée, si même elle n' étoit pas renversé de fond en comble.

ne freywillige und liebreiche Tugend noch weit mehr Vortheile wirke, und die menschliche Gesellschaft noch glücklicher mache, und das Wol der Staaten desto höher steige, ie weiter man in einer solchen ungezwungenen Tugend komme, und daß folglich vernünftige Staaten darauf zu sehen haben, wie sie selbige befordern mögen. Bey den andern Erklärungen unsers Verfassers fällt dieses aber ganz hinweg. So bald die Götter seine Bienen tugendhaft machen, gehet der ganze Bienenstock zu Grunde. Die Laster sind bey ihm ein unumgänglich nothwendiger Grund der höchsten Glückseeligkeit des Staates.

§. 59.

Erläuterung des Vorigen durch ein Gleichniß.

Damit deutlicher erhelle wie weit diese beiden Erklärungen von einander abgehen, so will ich solches in einem Gleichnisse zeigen. Ein Arzt bauete einen Garten, worinnen er nicht nur allerhand Gemüse und Obst, sondern auch schöne Blumen und viele andere Gewächse hatte. Er zog darinne unter andern eine Frucht, deren Ansehen sehr reizend, und deren Geschmack besonders angenehm war. Sie durfte aber nur in gewisser Maasse als ei-

ne Medicin genossen werden, und da hatte sie in vielen Fällen eine sehr heilsame Kraft. Wenn man aber viel davon nahm, so verdarb sie das Geblüt und verursachte eine heftige Krätze. Sie hatte indessen vollkommen freye Luft und einiger Wartung von nöthen, und dem Gärtner und seinen Leuten muste folglich der Zutritt zu derselben offen seyn. Der Herr vertraute diesen Garten einem recht guten und geschickten Gärtner, und weil er ihn sehr liebte, so durfte er und seine Familie von dem Gemüse und Obste dieses Gartens so viel nehmen, als sie nöthig hatten. Obige Frucht aber untersagte er ihnen ganz und gar, und entdeckte ihnen die Wirkung derselben. Als aber der Gärtner von einem andern Gärtner besucht wurde, und er diesen seinen Gast im Garten herum führte, kamen sie auch bey diese Frucht. Dieser Fremde, welcher nicht gewohnt war auf die Befehle seines Herrn gar zu genau zu achten, nahm sich auch hier mehr Freyheit heraus, als ihm geziemte. Er streckte gleich seinen Arm aus und brach von obiger Frucht ab um sie zu kosten. Sein Wirth wollte ihm wehren, und entdeckte ihm,

ihm, wie es ihnen untersagt von dieser Frucht zu nehmen, weil man leicht zu viel davon essen und seiner Gesundheit schaden könnte. Der Gast aber versetzte lächelnd, wer wollte so furchtsam seyn? Und steckte die Frucht zum Munde. Der ausserordentliche liebliche Geschmack verführte ihn, noch mehr zu nehmen, und er machte davon so viele Worte, daß der Wirth nebst den Seinigen sich auch gelüsten liessen, davon zu kosten. Als sie aber den lieblichen Saft dieser Frucht erst gefühlet, konnten sie sich nicht enthalten, so lange davon zu essen, bis sich ihre Lust gestillet. Anfänglich stritt bey ihnen die erregte Begierde zu essen, und die Liebe zu ihrem Herrn nebst der Sorgfalt für ihre Gesundheit. Zuerst griffen sie daher mit bebenden Händen zu, brachen die Frucht von einander, und leckten nur mit der Zunge daran. Als sie aber erst das Liebliche derselben empfunden, wurde das Vergnügen der Zunge Meister über sie, und sie holeten immer dreister zu. Ihr Gast verließ sie, und es dauerte wenige Tage, so fühlten sie schon ein heftiges Jucken in der Haut. Ihr Herr kam auf den Garten. Er war sonst

gewohnt, daß ihm sein Gärtner mit einem vergnügten Gesichte entgegen kam. Anietzo aber ließ sich Niemand sehen. Er rufte ihn, und er erschien mit einer erschrockenen und niedergeschlagenen Miene, und alle Augenblicke machte er mit den Händen solche Bewegungen, welche die Krankheit verriethen, die schon in seinem Geblüte war. Der Herr merkte so gleich, was geschehen, und befragte ihn darum. Er muste sein Vergehen bekennen, und zugleich eröffnen, wie alle die Seinigen mit ihm in ähnlichen Umständen wären. Der Herr wollte ihn in seinem Garten nicht behalten, damit seine übrigen Hausgenossen, und besonders seine Kinder, wenn sie in den Garten und des Gärtners Haus kämen, nicht von dieser häßlichen Krankheit angesteckt würden. Doch wollte er ihn auch nicht ganz und gar verstossen, sondern setzte ihn mit den Seinigen auf einen schlechten Bauerhof, den er auf dem Lande hatte. Ihre Krankheit äusserte sich indessen über den ganzen Leib, und war von einer solchen Arth, daß wenn man nicht alles Mögliche dagegen that, sie sich in einen ganz unheilbahren Aussatz verwandelte,

te, der die damit behafteten Personen unfähig machte unter gesunden Menschen sich aufzuhalten, und sie an ein trauriges Siechenhaus band. Der Herr trug derowegen alle Sorge für ihre Genesung. Er schenkte ihnen den nöthigen Unterhalt, und alle Medicamente zu einer langwierigen Kur. Man hatte zwar ein Mittel, diese Krankheit auf einmahl von der Haut zurück zu treiben, dergleichen sich auch diese Leute wünschten. Der weise Arzt aber wuste, daß selbiges besonders in diesem Fall nicht ohne Gefahr eines gewissen Todes gebraucht werden könnte. Er verordnete ihnen derowegen andere Medicamente, wovon einige sehr bitter waren. Anbey befahl er ihnen, fleissig zu arbeiten, damit der Leib Bewegung hätte, und untersagte ihnen alle undienliche Speisen. Und damit sie seiner Vorschrift desto genauer nachkommen möchten, gab er ihnen die Hoffnung, daß, wenn sie heil worden, er sie wieder auf seinen Garten nehmen wollte. Diese Leute giengen beschämt und voll von Reue hin, wo sie hingewiesen wurden. Sie folgten dem Rathe des Arztes, sie nahmen seine Medicin, arbeite-

ten sich täglich in einen Schweiß, und hielten sich sonsten kurmässig, und erlangten nach einiger Zeit ihre Gesundheit wieder. In diesem Exempel kann man mit Wahrheit sagen: die Krätze habe bey diesen Leuten grosse Vortheile geschafft, sie habe ihnen das Leben gerettet, sie habe sie zur Arbeit gespornet, sie habe sie fürsichtig gemacht. Kann ich aber daher den Schluß machen, daß die Krätze vortheilhafter sey als die Gesundheit? Kann ich schliessen? wenn diese Leute ihre Gesundheit wieder erlangten, so könnte es nicht mehr so gut in ihrer Familie zustehen, sie würden faul werden und Hunger sterben. Von dieser letztern Gattung ist eigentlich der Hauptschluß, welcher in der Fabel von den Bienen gemacht wird.

§ 60.

Irriger Begriff von Tugend und Laster.

Um den Grund dieses Schlusses zu finden, müssen wir auf die Begriffe achten, die sich der Verfasser von der Tugend und von den Lastern macht. Ich habe zwar weder in der Fabel von den Bienen selbst, noch in allen ihren Erläuterungen genau bestimt gefunden, was der Verfasser derselben durch Tugend und durch Laster verstehet. Ich vermuthe auch nicht, daß wenn eine genaue

naue Erklärung von Tugend und Laster irgendwo in diesem Werke stünde, sie meinen Augen und meiner Aufmerksamkeit sollte entwischt seyn. Er erzählt nur immer, was andere darunter begreifen, und hält die sittlichen Tugenden für nichts anders als politische Gebuhrten, welche das Lob von dem Hochmuthe gezeuget *). Diejenigen, welche andere regieren, und sie unter Gesetze bringen wollen, hätten den Nahmen der Laster und Tugend aufgebracht, damit sie die übrigen durch den Hochmuth zu ihrem Endzweck reizen und gebrauchen könnten. Dieses sey der Ursprung der Tugenden und der Laster. Um einige andere Leidenschaften, deren Heftigkeit die Menschen an der Geselligkeit gehindert, zu mässigen und zu überwinden, hätten die listigen Gesetzgeber ihnen den Hochmuth eingeflösset und recht rege gemacht, und hätten einige Handlungen gelobet, andere aber als schändlich vorgestellt. Durch diese List und die ersten Vortheile, so dadurch wären erhalten worden, hätten sie so wol die Klügsten als die Tümmesten und Niederträchtigsten dahin gebracht, daß sie einen Unterschied unter Gutem und Bösem und den Nahmen der Tu-

*) Tome II. pag. 14.

Tugend und der Laster angenommen. Sie wären nach und nach übereingekommen, eine iede Handlung ein Laster zu nennen, welche ein Mensch verrichtete einige seiner Begierden zu vergnügen ohne Absicht auf das gemeine Beste. Den Nahmen der Tugend aber hätten sie allen Handlungen beygelegt, welche den Reizungen der Natur entgegen, und abzieleten, dem Nechsten Vortheile zu verschaffen, und alle eigene Leidenschaften zu überwinden, ausgenommen die billige Ehrbegierde ein guter Mensch zu seyn *). Dieses ist aber auch noch nicht die eigentliche Tugend, die er bestreitet. Denn an einem andern Orte **) will er auch die geringste Ehrbegierde bey der Tugend nicht wissen. Ich habe derowegen seinen Begriff von der Tugend und dem Laster aus vielen Stellen, da er von denselben redet, errathen müssen. Ich finde aber an verschiedenen Orten, daß er die Tugend setzet, in einer Verleugnung sein selbst ***), und glaubet, daß ohne selbige keine Tugend

*) Tom. II. pag. 10.
**) Tom. II. pag. 22.
***) Renoncement à soi-même. Man lese Tom. I. p. 183.

gend bestehen könne, und hierinne redet er mit den Lehrern der christlichen Religion. Diese Verleugnung aber treibet er so hoch, daß ein Tugendhafter den natürlichen Trieben, z. E. dem Triebe zur Ehre, dem Triebe zu allerhand sinnlichen Ergötzlichkeiten ganz und gar absterbe, so daß es ihm gleich viel sey, ob er zu Fusse gehe, oder in einem Wagen fahre, ob er in einer schlechten Hütte oder bequehmen und schönen Hause wohne, ein wenig grob Brodt oder Delicatessen genieſſe, ob man ihn beraube oder das Seine lasse. Wenn derowegen der Verfasser beweisen will, daß es unter den Geistlichen eben so wenig einen Tugendhaften gebe, als unter den Uebrigen; so wirft er ihnen nicht nur gewisse grobe Laster vor, deren sich in der That leider viele schuldig machen, sondern er bringet auch in seinem Beweise mit an, daß sie lieber in prächtigen als schlechten Häusern wohnten, eben so gern die Ergötzlichkeiten und Delicatessen dieses Lebens genöſſen als andere, und lieber ein Kleid von feinem als groben Tuche trügen, und sich wiedersetzten, wenn man ihnen ihre Ehre und Einkünfte nehmen wollte. Hiermit aber, sagt

er,

er, könnte ja unmöglich eine Verleugnung seiner selbst, und folglich die Tugend gereimt werden. Er hält dieses für Dinge, die fest mit einander verbunden sind, und gewiß aus einander folgen: seine Begierden recht aufrichtig der Vernunft unterwerfen, und alles von sich abweisen, was man uns zu einem bequehmen und angenehmen Leben anbietet, eine freywillige Armuth übernehmen und alles von sich stossen, was die Sinne vergnüget *). Diese letztern Stücke siehet er

*) Tom. I. p. 185. Es ist zu weitläuftig, hier die Worte des Verfassers in ihrer völligen Verbindung herzusetzen, indem ich nothwendig einige Seiten damit füllen müste. Damit aber Niemand meine, daß dieses aus einer andern Absicht geschehe, so melde selber, daß an diesem Orte die Geistlichen herumgenommen werden. Der Verfasser meint, wenn die Geistlichen ihrem Amte rechte Ehre machen, und doch auch ihrem eigenen Hochmuth ein Gnüge leisten wollten, so sollten sie nur die Hälfte ihrer Besoldung nehmen, sich mit Habergrütze und Wasser behelfen, auf Stroh schlafen, grob Tuch tragen, und ohne Frau leben. So würde man glauben, daß ihre Predigten ihnen von Herzen giengen, und daß sie keine Heuchler wären. Wer könnte aber sich überreden? daß es ihnen ein Ernst wäre, was sie von der Tugend sagten, so lange sie sel-

er als gewisse Folgen des ersten an. Einen solchen Begriff verbindet der Verfasser der Fabel von den Bienen mit dem Worte Tugend. Und wenn man diese seine Vorstellung, die er sich von der Tugend macht, entdecket hat, so kann man begreifen, warum in seinem Bienenstocke, so bald die Bienen tugendhaft worden, alle künstliche Sänger, alle Baumeister, alle Künstler, alle Mahler, Bildhauer und dergleichen sich verlohren. Man kann leicht einsehen, warum bey seiner Tugend kein Fabricant schöner Zeuge, kein Kaufmann, kein Gärtner und viele andere Handwerker mehr statt haben, und ihr Brodt finden. Denn bey seiner Tugend werden alle Sinne ganz und gar getödtet. Man ist schläfrig und zufrieden mit dem, was da ist. Man denket auf nichts Neues, man suchet keine Ehre mehr, man schläft auf Stroh und isset Eicheln. Eben hieraus kann man auch leicht abnehmen, warum in seinem reichen und mächtigen

selber allerhand sinnliche Ergötzlichkeiten genössen. Wer könnte glauben, daß sie in einer Verleugnung ihrer selbst stünden, so lange sie dafür hielten, daß Freyen besser sey, denn Brunst leiden?

gen Bienenschwarm, keine einzige tugendhafte Biene, und warum er so weitläuftig beweiset, daß kein Tugendhafter auf dem ganzen Erdboden zu finden, sondern ein ieder entweder ein Knecht des Hochmuthes, oder des Geizes, oder der Wollust sey. Denn eine solche Tugend, wie er sich vorstellet, ist freilich in der Welt nicht zu finden, es sey denn, daß man sie bey einem im höchsten Grad phlegmatischen und faulen Menschen anträffe. Aus der Beschreibung der Tugend nehme ich auch ab, was bey dem Verfasser Laster heisse. Nemlich alle Begierden, die mit der bestimmten Verleugnung streiten, und alle Handlungen, die nicht aus dieser Verleugnung folgen, sind bey ihm Laster. Ich wünschte, daß ich hierbey sagen könnte: wer hat denn iemals unter den Weisen und Christen eine solche Tugend gelehret und den Menschen angepriesen? So dreiste aber darf ich nicht seyn. Es liegen gar zu viele Schriften, so wol von heidnischen Weltweisen als christlichen Sittenlehrern vor Augen, darinne auf eine solche Tugend gedrungen wird. Man hat Predigten und Gesänge genug, die von

den

den Gütern dieses Lebens und von den Ergötzlichkeiten der Sinne, als von solchen Dingen reden, die nur für eitle Kinder der Welt gehörten. Denen leiblichen Gütern wird gar aller Werth abgesprochen, und das Christenthum als eine Sache vorgestellet, dabey man fast nichts als Traurigkeit, Leiden und Elend habe und lebendig todt sey. Man häuft alles zusammen, was die ersten Prediger des Christenthums von den ausserordentlichen Trübsahlen der damahligen Zeiten gesaget, und schildert darnach den Zustand eines Christen überhaupt ab. Die Feinde der Religion ergreifen solche unrichtige Vorstellungen, und bestreiten die an und vor sich gute Sache damit. Doch aber beweisen sie sich hierbey auch nicht als weise und unpartheyische Personen. Das Vernünftigste und Sicherste wäre dieses, daß sie mit einer bescheidenen Vorsicht fragten, ob man keine richtigere Begriffe von dieser und jener Sache hätte, oder selber mit rechtem Ernst und reifer Ueberlegung nachdächten, ob dieser oder jener Begriff nicht zu verbessern wäre. Aber hier findet man einen Beweis von der grossen Unvollkommenheit

der Menschen. Wenige bleiben auf der Mittelstrasse. Dieser weicht ab zum Aberglauben, jener fällt durch eine Uebereilung und Heftigkeit in Unglauben. Was ist weiser und sicherer, als daß wir beide Abwege zu vermeiden suchen?

§ 61.

Wahrer Begriff von Tugend und Laster.

Es werden sich alle Zweifel heben lassen, welche der witzige Verfasser der Fabel von den Bienen wieder die Tugend vorgebracht, wenn wir nur den Menschen und was wahre Tugend sey, recht kennen lernen. Der Mensch ist von dem weisesten Schöpfer mit allerhand Trieben versehen, die in seine Natur gelegt sind. So hat er einen Trieb zum Leben, vergnügt zu seyn, seine Sinne zu ergötzen, mit andern umzugehen, seines gleichen zu erzeugen und zu erziehen, von andern geliebt und geehrt zu werden. So hat der Mensch auch gewisse heftige Abneigungen. Er scheuet den Tod, den Schmerz, den Verlust seines Eigenthums, die Schande, und dergleichen mehr. Diese Triebe sind an und vor sich gut und nothwendig. Ohne selbige würden wir den Klötzen gleichen, welchen eine menschliche Gestalt gegeben

geben wird, die sich aber nicht selber in Bewegung setzen können. Wir würden uns weiter nicht bewegen, als uns eine äussere Gewalt fortstoßte. Eben diese Triebe machen uns auch erst einiger Glückseeligkeit fähig, und führen zu derselben, wenn sie gehörig gelenkt werden. Man gedenke einen Menschen ohne alle Neigungen, so kann er auch nicht vergnügter und glücklicher gemacht werden als ein Holz. Wer gar keine Neigung und Abneigung hat, dem ist alles gleichgültig, und selbigen kann nichts vergnügen und nichts betrüben. Die natürlichen Triebe des Menschen aber sind zwoen Unvollkommenheiten unterworfen. Dieser und jener kann zu heftig werden, und einen andern zu stark niederschlagen, und unrichtige Vorstellungen können sie auf unrechte Sachen lenken. Und wenn dieses geschiehet, so fangen die Triebe an wieder einander zu laufen, den Menschen zu beunruhigen und ihn zu solchen Dingen zu verleiten, welche ihm und andern beschwehrlich werden, zum Misvergnügen, und folglich einer wahren Unseeligkeit gereichen. Z. E. Ein Mensch hat einen Trieb zur Ehre.

Selbiger kann zu heftig werden, und alsdenn erhebet man sich dergestalt über andere, daß man ihnen verhaßt wird. Kommt dieser Irrthum hinzu, daß man geehrt sey, wenn man kostbahre Kleider trage, prächtige Gastmahle gebe, und viele Bediente halte, so verleitet ihn selbiger wol dahin, daß er alle das Seinige verschwendet, von andern aufborget und selbige betrüget, endlich aber aus dem Seinigen weichen und mit seinen Kindern darben muß. In diesem Fall streitet die Ehrbegierde wieder sich selbst und wieder andere Triebe, z. E. wieder den Trieb für das Wol der Kinder, ingleichen wieder die Neigung zu seiner eigenen Gemächlichkeit. Ein ander hat den Irrthum, es sey sehr rühmlich ein Held im Saufen zu seyn. Er übet sich derowegen hierinne, bis er viele übertrifft, und seine Kunst in allen berauschten Gesellschaften erhoben wird. Es dauret aber kurze Zeit, so ist die Gesundheit verlohren. Hier streitet die Ehrbegierde mit dem Triebe zu unserer Erhaltung, und zeuget das schmerzlichste Misvergnügen. Da hat aber der Mensch neben diesen Trieben die Vernunft erhalten, damit er durch selbige seine Neigun-

gungen mässige und regiere, und auf Dinge lenke, die wahrhaftig gut sind. Darinne bestehet nun die Tugend eines Menschen, daß er diese Triebe unter das Regiment der Vernunft bringe *), und sie in eine solche Uebereinstimmung und Gleichförmigkeit setze, daß keiner weder mit sich selbst noch mit den übrigen streite und sie insbesondere dem ersten und vornehmsten Triebe, nehmlich dem unauslöschlichen Triebe zu einem vergnügten Leben zu statten kommen **). Selbst die Offenbahrung hebt die Natur und ihre Triebe nicht auf, sondern will selbige nur heiligen und so einrichten, daß wir dabey eines ewigen und unveränderlichen Vergnügens geniessen können. Man nenne mir einen einzigen natürlichen Trieb, den die Offenbahrung ganz vernichtet. Ja in der Ewigkeit sollen diese Triebe bleiben, diejenigen

*) Der Leser erwege hierbey, daß ich hier mit Leuten handele, die keine Offenbahrung annehmen, und daß ich folglich der blossen Vernunft nachgehen muß.

**) Man lese hierüber des Herrn Rath Claproths Abhandlung von den Trieben in dem zweyten Stück seiner Sammlungen allerhand Juristischer und Philosophischer Abhandlungen.

ausgenommen, welche ganz allein auf dieses Leben abzielen. Augen, Ohren und selbst die Ehrbegierde sollen dort auf das vollkommenste vergnüget und gesättiget werden. Diejenigen heftigen Ausschweifungen, und diejenigen Thorheiten sollen nur davon entfernet werden, welche diese Triebe in einen unruhigen Streit setzen. Man wird sagen: sollen denn der Hochmuth, die Rachbegierde, der Neid, der Eigensinn bleiben? Ich antworte, daß dieses ganz und gar nicht geschehen soll. Diese Laster aber sind keine besondere Triebe, sondern nur Ausschweifungen gewisser guter und nöthiger Neigungen. Die Rachbegierde ist eine Ausschweifung des Triebes uns zu erhalten, und was uns schädlich ist, abzuwenden. Und wer kann diese Neigung tadeln? Der Neid ist eine Ausschweifung eines natürlichen Triebes, der uns reizet anderer Vollkommenheiten nachzuahmen, und wo möglich, zu übertreffen. Ein Trieb, den die Offenbahrung so wenig unterdrückt, daß sie ihn vielmehr recht rege zu machen suchet. Wie oft werden wir ermahnet guten Mustern nachzueifern, und andere durch unsere

Exem-

Exempel in einen heiligen Eifer zu setzen? Der Eigensinn ist die Ausschweifung eines Triebes, der uns soll standhaft machen. Man nehme das Ausschweifende, das Thörigte hinweg, so ist alles heilig und nützlich. Man untersuche alle Laster, welche die Vernunft und Offenbahrung nennet, man wird keines finden, das nicht eine Ausschweifung oder thörigte Lenkung eines solchen Triebes sey.

§ 62.

Worinne die Verleugnung bestehe.

Wenn denn aber dieses seine Richtigkeit hat, so lässet sich erklären, worinne die Verleugnung eigentlich bestehe, wovon die Sittenlehrer reden. Erstlich bestehet selbige in einer solchen Mässigung dieser Triebe, daß sie in keine ausschweifende Heftigkeit gerathen und mit sich selber streiten. Zweytens bestehet sie in einer Ablenkung derselben von thörigten und schädlichen Dingen, welches besonders durch ein richtiges Urtheil von denselben geschehen muß. Es giebt Fälle, da jene Mässigung ausserordentlich hoch muß getrieben werden. Wir sind nicht alleine in der Welt. Wir leben in grossen Gesellschaften. Sollen die einzelnen Glieder der-

selben vergnügt und glücklich seyn, so müssen gewisse gemeinschaftliche Vortheile errichtet, und mit aller möglichen Sorgfalt befordert werden. Dahin gehöret die gemeine Sicherheit, die Aufnahme nützlicher Wissenschaften und Künste und andere dergleichen Dinge. Diese gemeinschaftlichen Vortheile können in gewissen Fällen nicht erhalten werden, ohne daß einige ihrer Bequehmlichkeit, ja wol gar ihrem Leben absagen. Es sind Fälle, da entweder alle müssen elend werden, oder einige müssen sich für das gemeine Beste aufopfern. Ein ieder begreift, daß es der Vernunft gemässer, daß einige unglücklich werden, oder gar umkommen, als daß alle im Elende leben und sterben. Die Vernunft und das Christenthum wollen derowegen, daß ein ieder seinem eigenen Wolergehen so weit absagen soll, daß, wenn es das gemeine Beste und folglich die Noth erfordert, er seine eigene Vortheile, ja sein Leben für selbiges aufopfere. Die Nothwendigkeit einer solchen so wol ordentlichen als ausserordentlichen Verleugnung muß der Verfasser der Fabel von den Bienen und seine Freunde selber zugeben.

§. 63.

§ 63.

Wie wird es aber anzufangen seyn, daß diese Verleugnung erhalten werde? Es ist oben schon angemerket worden, daß wenn gar kein Trieb sich bey uns reget, wir einem todten Klotze gleichen. Wir können derowegen auch dem einen Triebe keinen Einhalt thun, wenn kein ander erreget wird, der sich ihm entgegen stellet und das Gleichgewicht hält, oder aber bey eben derselben Neigung ein Vergnügen gegen das andere und ein Nachtheil gegen den andern gesetzet wird. Solche Triebe aber sind zu erwecken und in Bewegung zu bringen, entweder durch gegenwärtige Empfindungen oder durch andere lebhafte Vorstellungen eines zu erhaltenden Vortheils oder zu leidenden Verlustes und Schmerzes. Man erinnere sich nur, wie man es anfängt, wenn man einen Soldaten bewegen will, daß er auf eine Zeilang den Trieb zum Leben und zur Beqvehmlichkeit verleugnet, so wird dieses alles klar werden. Es haben zwar die Ausschweifungen und die Thorheiten, die sich bey diesem oder jenem Triebe äussern, schon durch den Zusammenhang der Dinge solche wiedri-

Wie man zu dieser Verleugnung gelanget.

ge Folgen, welche unsere natürliche Abneigung vom Verdruß und Schmerzen könnten aufbringen sich jenen Ausschweifungen und Thorheiten zu wiedersetzen, und die Mässigung oder Verleugnung dieser oder jener Neigung wirket so angenehme Folgen, die unsern Trieb ein dauerhaftes Vergnügen zu genieſſen reizen könnten in jene Verleugnung zu willigen. Aber die Erfahrung lehret, daß diese natürlichen Folgen noch nicht hinlänglich sind, die Triebe der Menschen in allen Fällen, theils zu mässigen, theils zu erregen und zu stärken. Die gemeinen Wesen haben derowegen noch besondere Strafen und Belohnungen setzen müssen, um dadurch die Neigungen der Menschen zu regieren, ihren Ausschweifungen vorzubeugen und sie auf das gemeine Beste zu richten. Es haben aber diese Strafen und Belohnungen unmöglich also können eingerichtet werden, daß sie alle Neigungen und Handlungen der Menschen regierten, und besonders auch in den heimlichsten Winkeln triffrige Bewegungsgründe zum Guten abgäben. Wären derowegen keine andere Gründe übrig, die alsdenn wirk-

ten,

ten, wenn man von Menschen weder etwas zu hoffen noch zu fürchten hat, so würde uns in unzähligen Fällen gar nichts übrig bleiben, diese oder jene Neigung des Menschen zu mässigen, oder eine andere rege zu machen. Wir finden aber dergleichen in GOtt, in dessen herrlichen Eigenschaften, Rathschlüssen und Regierung. Die Vernunft, wenn sie recht angestrenget wird, erkennet eines und das andere davon: Die Offenbahrung aber entdecket uns noch weit mehreres. In GOtt und dessen Regierung treffen wir solche Bewegungsgründe an, die da noch wirken, wo keine menschliche Strafe und Belohnung etwas ausrichten kann. Das Wesen und die Rathschlüsse GOttes geben uns solche Vorstellungen, welche in so viel tausend Exempeln bewiesen, daß sie die Kraft haben, den höchsten Grad der Verleugnung zu wege zu bringen, und hergegen ganz todte Triebe in das stärkste Leben zu setzen. Was öfters durch menschliche Gewalt nicht hat können erhalten werden, das hat ein Eid ausgerichtet.

§ 64.

§. 64.

Ob die Tugend alles Gewerbe aufhebe.

Nun bin ich im Stande zu zeigen, was eigentlich Tugend sey. Wenn Jemand den natürlichen Trieben ganz allein folget, so wie sie bloß durch die Sinne und Einbildungskraft unmittelbahr erreget worden, ohne daß sie durch die Vernunft und höhere Vorstellungen regieret werden, so nennt man selbiges noch keine Tugend. Wenn Jemand isset und trinket, weil ihn hungert und durstet, und schläft, wenn er müde ist, so wird dieses Niemanden zu einer besondern Tugend angerechnet. Wenn aber Jemand nicht bloß den Sinnen und der Einbildungskraft folget, sondern zugleich durch höhere und überlegte Vorstellungen der Vernunft die Triebe mässiget, oder stärket und lenket, so, daß dadurch die gemeine und seine eigene Wolfahrt befordert und hergegen Misvergnügen, Schmerz und Elend abgewendet werden, so entstehen natürliche Tugenden. Werden unsere Triebe durch die höchst triftigen Gründe der Offenbahrung regieret, so werden christliche Tugenden erhalten. Aus diesem Begriff der Tugend folget, daß selbige keine todte Menschen mache. Denn

die

die Tugend hebt die natürlichen Triebe nicht auf, sondern mässiget nur die allzuheftigen, stärket diejenigen, so gar zu schlaff sind und richtet sie überhaupt auf das Gute. Die Tugend hindert derowegen keine sinnliche Ergötzungen, als nur diejenigen, die mehr Misvergnügen als Vergnügen in die Welt bringen. Selbige aber kann unser Schriftsteller nebst seinen Freunden selber nicht billigen, indem sie den Genuß zärtlicher Ergötzungen zu dem Endzweck ihres Gebäudes machen, so sie aufrichten. Was also mehr Misvergnügen als Vergnügen in der menschlichen Gesellschaft zeuget, das gehöret nicht zu ihrem Ziel. Nun urtheile man, ob mit Einführung der Tugend alle prächtige Gebäude, alle schöne Gärten, alle glänzende Kleidungen und die Abwechselungen derselben, alle angenehme Musiken, alle wol bereitete Tafeln nebst aller Ehre aus der Welt würden verbannt und dem grösten Theil der Menschen dadurch die Nahrung und das Leben benommen werden? Daß ich es noch einmahl sage, die Tugend hebet die natürlichen Triebe zu dergleichen Dingen nicht auf, sondern verbessert

sie

sie nur. Mit was für einer Tugend streitet es doch einen Pallast zu bauen, darinne wir nicht nur beqvehmlich wohnen, sondern auch unser Auge vergnügen können? Welche Tugend verbietet ihn mit schönen Gemählden zu behangen und die Kunst der Bildhauer bey selbigen anzubringen? Welche Tugend untersaget uns Kleider zu tragen, deren schöne Farben die Augen rühren? Welche Tugend heisset uns wolbesetzte Tafeln zu meiden und für der Musik die Ohren zuzustopfen? Und wenn sind die Tugend und eine wahre Ehrbegierde Feinde mit einander gewesen? Das Band ihrer Freundschaft ist vielmehr unzertrennlich. Was verlöhre denn die Welt, wenn sie tugendhaft würde? Verlöhre sie alle Handwerker, alle Künstler, und alle Handelsleute? Keinesweges. Die Tugend wohnet sehr gern beqvehm, sie liebet allerhand Hausgerath, sie isset und trinket gerne so gut, als sie es haben kann. Sie gehet mit vielen Freuden in einen angenehmen Garten, und siehet lieber eine gebundene und geschorne Hecke als einen wilden Dornenstrauch. Sie isset lieber eine Pergamottenbirn, als eine die Kehle zusammenziehende

Wür-

Würgebirn. Ihr Ohr wird durch eine wolgesetzte und sittsame Musik gar nicht verletzet, sondern zu seiner Zeit vielmehr in eine sanfte Entzückung gebracht. Die Tugend liebet auch des Sommers leichte und kühle, des Winters aber dichte und warme Kleider. Dem natürlichen Triebe zur Abwechselung mag sie auch gern, so viel es sich thun lässet, sein Gnüge leisten. Sie siehet auch lieber eine angenehme Mischung der Farben als einen dunkeln Schmutz, und fühlet lieber auf eine glatte Seide und weichen Sammt, als auf ein stachlichtes Härentuch oder groben hedenen Sackdrell. Wenn sie reiset, fähret sie auch lieber in einem bequehmen Wagen, als daß sie zu Fusse gehet. Alles dieses streitet mit der Tugend ganz und gar nicht. Folglich hebet die Tugend auch das Gewerbe nicht auf.

§ 65.

Ob die Tugend alle sinnliche Vergnügen verwerfe?

Wie stimmet aber dieses mit der Verleugnung und Verachtung aller irdischen Dinge, davon das Christenthum so viel redet? Ich habe oben schon erinnert, wie weit die Verleugnung gehet, welche die Offenbahrung prediget. Selbige will nicht,

daß

daß wir den Trieben der Natur ganz und gar nicht folgen und ihnen auf keine Weise ein Genüge leisten sollen. Sie verlanget gar nicht, daß wir nichts von den sinnlichen Ergötzungen geniessen und nicht das geringste Vergnügen aus dem Irdischen ziehen sollen. Die Lehre Christi hat dieses niemahls gefordert. Sie verachtet auch die Güter und Ergötzlichkeiten dieses Lebens an und vor sich so wenig, daß sie uns selbige vielmehr als schätzbahre Wolthaten GOttes anrechnet. Was ist es denn für eine Verleugnung, dazu sie ihre Verehrer verbindet? Diese, sie sollen ihren natürlichen Trieben in so weit Einhalt thun, daß man ihre Heftigkeit mässiget und ihnen nicht bis zu thörigten und schädlichen Ausschweifungen folget, und ihre Neigungen in einer vergnügenden Uebereinstimmung mit einander bleiben. Sie sollen, wenn es das gemeine Beste des göttlichen Reiches also erfordert, ihren Neigungen zu diesem Leben und seinen Ergötzungen so weit absagen, daß sie ihre Begvehmlichkeit, Glieder und Leben auffetzen und dahin geben. Und damit ihnen dieses möglich werde, so wird ihnen die Versi-

cherung

cherung gethan, daß sie für die kurze Verleugnung ewige Ehre und Wonne genieſſen sollen. Und was ist es für eine Verachtung der irdischen Dinge, die JEsus den Seinen einflösset? Diese, sie sollen die Güter dieses Lebens, die sie nur so kurze Zeit genieſſen können, gering schätzen gegen die weit gröſſern und herrlichern Güter, welche ihnen in der Ewigkeit sollen zu theil werden. Sie sollen an den Dingen dieser Erden nicht also hangen bleiben, daß sie der ewigen Schätze vergässen. Sie sollen sich nicht so vertiefen in den Wollüsten dieser Zeit, daß sie jenes Wolleben versäumeten. Sie sollen die Geschenke nicht höher achten als den Geber, und die Erde nicht mehr lieben, als den Himmel. Sie sollen endlich diese und jene irdische Sache nicht so hoch halten, daß, wenn sie derselben nicht theilhaftig werden könnten, sie sich deswegen ganz unglücklich schätzten und beständig misvergnügt wären, und auch dasjenige nicht genöſſen, was sie hätten. Nein, sie sollen sich begnügen lassen an dem, das da ist, und bedenken, daß dieses Leben nur kurz und ihnen etwas Besseres bestimmt sey. Hieraus aber fol-

get nicht, daß sie den Dingen dieser Zeit gar keinen Werth beylegen oder sich an selbigen nicht vergnügen sollten. Ein wiziger Spötter spricht: der Geist eines tugendhaften Christen ist viel zu edel und zu erhaben, als daß ihn irdische Dinge erfreuen sollten. Was fragt er nach dem Gelde? Es ist ein Theil der Erde, die er verlassen muß. Wie sollte ihm ein Pallast Freude machen? Er bestehet aus Kalk und Steinen, und er kann nur kurze Zeit darinne wohnen. Seine Augen sehen schon die Wohnungen des Himmels, wie sollten sie von einer irdischen Wohnung gerühret werden? Wie sollten Aecker und Gärten sein Gemüth in etwas einnehmen? Sein Sinn ist nicht mehr auf der Erde. Wie sollte er schmecken, was er isset oder trinket? Er ist entzücket in einer geistlichen Wollust. Und wie sollte er an einem Kleide den geringsten Reiz finden können? Es ist ein Raub von einem schwachen Schafe, oder das Gespinnste einer schlechten Raupe. Es ist kein Wunder, daß, wenn sich Jemand die nothwendige Beschaffenheit eines christlichen und tugendhaften Gemüths also vorstellet, derselbe auf

die

die Gedanken geräth, es gebe keinen wahren Christen, und keine wahre Tugend, und die, so sich einbildeten Christen und tugendhaft zu seyn, betrögen sich selbst und andere. Allein, es wisse ein solcher, daß ein Gemüth, welches die Lehre Christi gebildet, ganz anders gestaltet sey. Die erleuchtete Vernunft desselben siehet bey den Dingen dieser Welt nicht so sehr darauf, woraus sie bestehen und wie sie entstanden, als auf ihren Nutzen und auf das Vergnügen, so sie geben. Hiernach schätzet sie den Wehrt derselben. Spinnet ein Wurm eine die Augen vergnügende Seide, so legt sie ihr einen Wehrt bey, ob sie gleich von einem Wurme kommt. Wächset aus faulem Miste eine wohlschmeckende Melone, so erfrischet auch ein Christ seinen Geschmack damit, und isset sie mit einer angenehmen Empfindung, ob ihr Saft gleich aus stinkendem Koth gezogen worden. Die Vernunft eines Tugendhaften findet gar keinen Wiederspruch in dem Vergnügen über eine Sache, die einen, dem ersten Anblick nach, schlechten Ursprung hat. Ein Weiser und Tugendhafter unterscheidet sich von einem wilden und leichtsinnigen Sklaven

heftiger Begierden, z. E. bey einer Melone nicht dadurch, daß er spricht: wie sollte mir ein Gewächs schmecken, das aus Mist gezogen ist? sondern dadurch, daß wenn er dergleichen haben kann, er mässig davon isset, da dieser so viel nimmt, daß er seine unmässige Begierde durch die Schmerzen einer heftigen Kolik büssen muß. Jener geniesset sie mit Danksagung, und bewundert dabey die mannigfaltigen Wunder GOttes, die er zu unserm Vergnügen schaffet, da dieser sich indessen mit faulen Zoten belustiget. Ein Weiser und Tugendhafter unterscheidet sich von einem Lasterhaften bey Delicatessen auch dadurch: dieser lässet seinen heftigen Leidenschaften so weit Raum, daß, da er von seinem eigenen Vermögen so viel nicht haben kann, daß er seine leckerhafte Zunge hinlänglich vergnügen kann, er andere betrüget, und armseligen Wittwen und Waisen das nothwendige Brodt nimmt, um für sich herrlich zu leben. Jener aber ist hierzu viel zu empfindlich, und denket, es giebet auch schlechtere Kost, in welche der Schöpfer einen angenehmen Geschmack gelegt. Ich will mich mit selbiger sättigen, damit an-

andere nicht um meinetwillen hungern müssen. Und dieser Unterschied ist gewiß sehr beträchtlich. Eine tugendhafte Vernunft begreift ferner gar nicht, warum sie bey der lebendigen Hoffnung einer bessern zukünftigen Welt sich bey dem Gegenwärtigen gar nicht aufhalten und die Annehmlichkeiten desselben schmecken sollte. Sie glaubet, daß beides recht wol bey einander stehen könne. Und wie kann man dieses doch immer in Zweifel ziehen? Als Philippus von Anjou nach Madrit gieng um das Spanische Zepter zu übernehmen, so hatte er nicht nur einen bequehmen Reisewagen, sondern man weiß auch, daß er unterwegens alle mögliche Ergötzlichkeiten mitgenommen. Es ist indessen gewiß, daß ihm an der Spanischen Krone weit mehr gelegen gewesen, als an den Lustbarkeiten, die er unterwegens gefunden. Es kann folglich Jemand der allerangenehmsten Sache entgegen eilen, und sich dennoch unterwegens mit allerhand andern geringern Dingen vergnügen. Das eine hebet das andere nicht auf. Hätte aber Philippus auf keine andere Weise zur Krone gelangen können, als wenn er die Reise von Paris nach Ma-

drit auf einem schlechten Wagen gethan, alle Nächte auf der Reise in einer schlechten Hütte geschlafen und nichts als geringe Bauernkost genossen, so würde er sich auch diesem gar leicht unterworfen, und in der Hoffnung der künftigen Ehre und Gewalt alle beqvehme Reiseanstalten, eine wolbesetzte Tafel, ein weiches Nachtlager und andere Lustbarkeiten geringgeschätzet und auf gewisse Weise verachtet haben. Da er aber auf eine angenehmere Arth seinen Zweck erreichen kann, so schlägt er selbiges nicht aus. Noch mehr, ein weit höheres Vergnügen hindert nicht, daß nicht auch eine geringere Sache uns erfreuen könnte. Ein recht geliebter Freund besuchet mich und bringet mir ein gutes Buch als ein Geschenk mit. Ich freue mich sehr über die Gegenwart meines Freundes, und das Vergnügen überwieget sehr weit das Vergnügen, so ich über das Buch empfinde. Dennoch bleibet mir selbiges auch lieb. Und weil es von der Gewogenheit meines Freundes kommt, so wird es mir recht schätzbahr. Aber der Freund selber bleibt mir doch viel wehrter, und sollte ich eins verlieren,

lieren, so würde ich das Buch wegwerfen und meinen Freund behalten. Es ist derowegen nichts Wiedersprechendes oder Heucheley, wenn wahre Christen sagen, daß sie an GOtt und an seiner Gnade ihre gröste Freude haben, und sich doch auch an seinen irdischen Geschenken vergnügen und leibliche Ergötzungen geniessen. Will man indessen recht gewiß seyn, was sie am höchsten achten, so betrachte man sie in den Umständen, da sie entweder alle zeitliche Güter sollen fahren lassen, oder der Versicherung der göttlichen Gnade verlustig werden, und bemerke, was sie wehlen. Man wird gewahr werden, daß ihnen GOtt lieber ist, als alle Güter der Welt.

§ 66.

Unrichtige Begriffe der Tugend und des Lasters.

Diejenige Tugend, welche die Fabel von den Bienen beschreibet, ist nicht diejenige, welche Christus und seine ersten Bothen gelehret, sondern diejenige, welche einige Morgenländische Weisen, ingleichen die Stoiker und Cyniker denen Menschen aufgebürdet, von welchen sie hernach viele Christen angenommen haben. Denn wie man die Glaubenslehren bald durch die Lehrsätze eines Plato, bald durch die

Weisheit eines Aristoteles verderbet hat, so ist die sehr weise und angenehme Sittenlehre JEsu Christi mit den unerträglichen und unmöglichen Gesetzen obbenannter Secten beschwehret worden. Obige Secten verwarfen die sinnlichen Ergötzungen und bey nahe alle Pflege des Leibes. Sie marterten denselben vielmehr auf mancherley Arth, und suchten eine solche Unempfindlichkeit in ihre Seele zu bringen, welche theils unmöglich, theils sehr schädlich ist, und die Menschen zu verdrüßlichen und unnützen Sauertöpfen macht. Die Lehre Christi aber ist dieser unmenschlichen Sittenlehre ganz entgegen. Der HErr selber folterte seine Jünger nicht mit vielen Fasten. Er ließ sie mit zu Gaste gehen, und essen und trinken, was da war. Und Paulus erinnert mehr als einmahl, daß auch der Leib seine Wartung und Pflege haben müsse. Er warnet, daß sich Ehegatten durch eine gezwungene Enthaltung von einander nicht sollen in Versuchung setzen. Er legt dergleichen den Leib casteienden Uebungen wenig Nutzen bey. Es ist derowegen die Sittenlehre Christi von der Sittenlehre verschiedener Christen sehr unter-

unterschieden. Ich bemerke hierbey, wie es die zu machen pflegen, welche erst angefangen, wieder die Religion und wahre Gottesfurcht eine Feindschaft zu fassen. Sie nehmen selbige so, wie sie von einigen Dienern derselben, welche nicht die gröste Einsicht haben, vorgetragen wird. Sie nehmen die unvorsichtigen Ausdrücke derselben und die selbst gemachten Gesetze einiger Christen, und bestreiten selbige und meynen, daß sie damit die Religion besieget haben. Wäre es nicht weiser, daß man selbst die Offenbahrung vor sich nähme, nach dem wahren Sinn derselben forschte und sie nach ihrem ganzen Zusammenhange untersuchte? Indem man aber die Bibel liegen lässet, und sich an die unrichtigen Vorstellungen gewisser Lehrer macht, so findet man Gelegenheit einen gewissen andern Kunstgriff anzubringen, der ganz besonders geschickt ist Unverständige zu verwirren. Er bestehet darinne. Man nimmt einige Dinge, welche keine Laster, sondern unschuldige, nothwendige und nützliche Sachen in der Welt sind, aber von einigen zwar ehrlichen aber schwachen Christen zu den Lastern gezählet werden, und weiset

ihre Unschuld, Nothwendigkeit und Nutzen, und schliesset daher, daß alles, was das Christenthum für Laster erkläret, von eben der Arth sey. Dieser Kunstgriff ist durch das ganze Werk, so man unter dem Titel der Fabel von den Bienen hat, durchgeführet. Noch mehr, er bringet unter die Laster, was vielleicht noch keine Sittenlehre zu selbigen gezählet hat. Man lese, wie er die Ueppigkeit (le luxe) beschreibet (*). Alles, spricht er, was nicht ganz und gar nothwendig ist zu der Unterhaltung eines Menschen, verdienet den Namen einer Ueppigkeit (le nom de Luxe). Ich weiß, daß man über die Bedeutung eines Wortes mit Niemand streiten müsse, wenn derselbe deutlich erkläret, was er darunter verstehet, indem er sich desselben bedienet. Ich würde derowegen auch wieder den Sinn dieses Wortes, der ihm hier beygeleget wird, nichts erinnern, wenn man dadurch nichts zu erschleichen suchte. Aber man bemerke, wie listig hier der Verfasser verfähret. Er macht durch diese veränderte Bedeutung des Wortes Ueppigkeit unzählige Dinge zu

(*) Tom. I. p. 109.

zu Lastern die höchst unschuldig sind. Ins gemein nimmt man das Wort Ueppigkeit (Luxe) in einer übeln Bedeutung. Unser Schriftsteller bleibt hierbey, und zählet die Ueppigkeit unter die Laster, und nimmt daher einen starken Beweis, daß ein Volk ohne Laster höchst unglücklich seyn würde. Nun aber vernehme man, was er zu diesem Laster rechnet. Er ziehet dahin alles, dessen Erfindung Mühe gekostet und was von der schlechten Arth zu leben der ersten Menschen abweicht, welche sich ohne Zweifel von den Früchten der Erde ohne die geringste Zubereitung genehret, und wenn sie müde worden, sich wie die übrigen Thiere nackend auf den Schooß der gemeinen Mutter niedergelassen (*). Er zählet derowegen zu den Dingen der Ueppigkeit nicht nur fein, sondern auch ganz grob Linnen, die Brauerey des Biers, alle Häuser, die sich von schlechten Hütten unterscheiden und nur einige Baukunst haben, ingleichen alles Fleisch, so man isset. Ist der allermässigste

(*) Tom. I. pag. 204. Die Englischen Worte on the lap of their common parent sind nicht gut übersetzt sur le giron de ses parens. Es wird auf die Erde gezielet, welche aller Menschen Mutter heisset.

mässigste Gebrauch dieser Sachen schon eine ausschweifende Ueppigkeit und folglich ein Laster; so ist es auf einmahl bewiesen, daß ein Volk, darinne nichts von solchem Laster zu finden, ein unglückliches Volk wäre. Ist aber dieses etwas anders, als Leute durch ein Spiel der Worte verwirren und hintergehen? Wie ist es doch immer zu beweisen, daß ein ieder Gebrauch dieser Dinge lasterhaft sey? Wenn er an einem andern Orte (*) sucht zweifelhaft zu machen, ob es irgend eine wahre Tugend in einem Menschen gebe, so schreibt er von den alleredelsten Gemüthern also: es fehlet nicht, daß man in ihnen nicht sollte allezeit einige Spuren des Ehrgeizes entdecken. Der allerdemüthigste Mensch, welchen man nur auf der Welt hat, ist verbunden einzugestehen, daß die innere Zufriedenheit, welche einer tugendhaften Handlung zur Belohnung diener, in einem Vergnügen bestehe, welches durch die Bemerkung eines persönlichen Verdienstes gewirket wird. Hier sind ja so wol dieses Vergnügen, als die Ursach, so es hervorbringet, so gewisse Zeichen des Hochmuths, als ein blaß

(*) Tom. II. pag. 22.

blaß Gesicht und zitternde Kniee Zeichen einer Furcht sind, welche uns bey dem Anblick einer Gefahr einnimmt. Hieraus muß ich schliessen, daß der Verfasser auch die billigste und edelste Ehrbegierde und alles Vergnügen über seine eigene Vollkommenheiten für Hochmuth und folglich lasterhaft halte. Wenn man aber Gutes und Böses dergestalt unter einander wirft, so ist abermahls leicht zu beweisen, daß zum Wol eines gemeinen Wesens die Laster unumgänglich nothwendig sind. Ist eine iede Ehrbegierde und ein iedes Vergnügen über unsere eigene Vollkommenheiten ein Hochmuth, ein Laster, so ist wahr, der Hochmuth ist höchstnöthig zum Wol einer Gesellschaft freyer Geister. Denn eben durch diesen Hochmuth müssen viele nützliche und löbliche Handlungen hervorgebracht werden. Ist denn gar kein Unterschied zwischen einem ausschweifenden und tummen Hochmuth und einer vernünftigen und edlen Ehrbegierde? Diese ist nöthig und nützlich, jene schädlich und unvernünftig. Es erhellet hieraus, wie auch aus andern Stellen, daß unser Schriftsteller zu einer recht tugendhaften Handlung

lung erfordere, daß wir dabey auf nicht die geringste Weise eine Absicht auf uns selbst haben dürfen, und bey selbiger gar kein natürlicher Trieb vergnüget werden müste. Eine solche Tugend aber ist unmöglich und wieder die menschliche Natur. Es ist eine ausgemachte Sache, wir können gar nichts begehren und unser Wille kommt nie in Bewegung, es sey denn, daß wir dadurch ein gewisses Vergnügen, oder die Abwendung eines Misvergnügens hoffen. Und es lieget bey allen unsern Handlungen ein gewisser natürlicher Trieb zum Grunde, welchen wir zu vergnügen trachten. Hindert dieses aber eine Handlung tugendhaft zu nennen? Unser Schriftsteller meinet solches. Dieses alles aber fliesset aus dem Begriff, den er sich von der Tugend macht, und dessen Unrichtigkeit wir schon gezeiget haben. Man wird sagen: kann das eine Tugend seyn, wobey sich eine Eigenliebe äussert? Ja. Alle Tugend hat eine gewisse Eigenliebe zum Grunde. Macht dieses aber, daß zwischen Tugend und Laster kein Unterschied bleibet? Man hat eine vernünftige und unvernünftige, eine nützliche und schädliche Eigenliebe. Jener ist gütig

und

und findet ein Vergnügen darinne, wenn er andern ohne Jemanden zu schaden von dem Seinigen kann Gutes thun, und indem er diese innere Zufriedenheit sucht, liebet er sich selber. Jener liederliche Verschwender aber, der aus Liebe zu seiner Kehle alles durchgebracht, gehet auf die Strasse, ergreifet einen unschuldigen Menschen, nimmt ihm das Leben und sein Geld. Bey beiden Handlungen ist eine Eigenliebe. Sind aber deswegen beide Handlungen von gleichem Wehrte? Einige stürzen durch ihre Eigenliebe sich und andere ins gröste Elend, andere aber machen durch ihre Eigenliebe, welche sie unter das Regiment der Vernunft gebracht, sich und viele andere glücklich und vergnügt, Niemanden aber unglücklich. Ist es derowegen wiedersinnig, die eine Eigenliebe vernünftig und tugendhaft, die andere aber unvernünftig und lasterhaft zu nennen? Der eine verbindet mit der Eigenliebe die Liebe des gemeinen Besten, ja er pfropfet diese in jene ein; der andere aber vergisset bey seiner Eigenliebe das gemeine Beste ganz, und siehet allein auf sich und hat so viele Einsicht nicht, daß sein Glück ohne

die

die gemeine Wolfahrt nicht bestehen könne. Ist diese letztere Eigenliebe eben so edel, wie die erste?

§. 67.

Ob die Instincten Schwachheiten der menschlichen Natur zu nennen.

Wie sehr unser Schriftsteller Gutes und Böses unter einander werfe, und wie verwirrt seine Begriffe davon sind, mag noch aus Folgenden erhellen. Von dem natürlichen Triebe zum Mitleiden, von diesem so edlen Triebe urtheilet er, daß er so wol zu den Schwachheiten unserer Natur gehöre, als der Zorn, der Hochmuth und die Furcht. Denn man könnte sich dieses Triebes bedienen, die Ehre der Jungfern in Gefahr zu bringen und die Richter zu weich zu machen (*). In diesem Ausspruche bemerke ich folgende Versehen. Erstlich setzet er Dinge bey einander, die nicht zusammen gehören. Er betrachtet das Mitleiden überhaupt. Hierneben setzt er den Zorn, und den Hochmuth. Ich vermuthe, daß er unter dem Wort Zorn, wie insgemein zu geschehen pflegt, einen ausschweifenden Zorn verstehet. Wenigstens ist der Hochmuth etwas ausschweifendes, nemlich die gar zu grosse Heftigkeit einer

(*) Tom. II. p. 20. 21.

ner Ehrbegierde, welche von der Vernunft verlassen ist. Nun müste man ja nicht einen ganzen Trieb mit dem übertriebenen Grade einer andern Neigung vergleichen; sondern man müste Mitleiden und Zorn überhaupt betrachten, Ehrbegierde und Furcht neben einander setzen, sonst vermischt man Dinge mit einander, die auf das weiteste von einander unterschieden sind. Wenn man denn aber die natürlichen Triebe des Mitleidens, des Zorns, der Ehrbegierde und der Furcht überhaupt betrachtet, so vergehet sich der Verfasser ferner, wenn er sie plat weg Schwachheiten der Natur nennet. Sie gehören vielmehr zu den wesentlichen Stücken, und zu der Stärke der menschlichen Natur. Man nehme die natürlichen Triebe hinweg, so sind wir unbewegliche Bildseulen. Man erwege doch, daß wir neben diesen Trieben die Vernunft erhalten. Betrachtet man nun diese Neigungen in der Verbindung mit der Vernunft, und in so fern sie mit der Vernunft in einem gehörigen Verhältniß zugleich wirken, so sind sie ja keine Schwachheiten und Fehler der Natur. Ein von Vernunft begleitetes

Mitleiden, Zorn, Ehrbegierde und Furcht sind sehr grosse Vollkommenheiten der menschlichen Natur. Alle diese Instincten werden erst Schwachheiten und fehlerhaft, wenn der Gebrauch der Vernunft davon abgesondert wird, und sie in eine gar zu grosse Heftigkeit gerathen. Ist es denn einem Weltweisen anständig, solche sehr verschiedene Dinge unter einander zu werfen? Lassen sich denn unmässige Neigungen, bey welchen keine Vernunft gebraucht wird, nicht unterscheiden von Trieben, welche die Vernunft regieret und mässiget? Weil unser Schriftsteller an dem angezogenen Orte beschäftiget ist zweifelhaft zu machen, ob eine einzige tugendhafte Handlung geschehe, so kommt er auf die Wirkungen des Mitleidens und urtheilet davon also: Ein von Natur mitleidiger Mensch hat nicht das geringste Verdienst vor sich, wenn er ein armes Kind erblicket, welches eben in das Feuer fallen will, und selbiges zurück ziehet. Diese Handlung ist weder gut noch böse; und wie groß auch der Vortheil sey, welcher dadurch über diese unschuldige Kreatur kommt, so haben wir, indem wir ihm zu Hülfe eilen, keine andere

Absicht,

Absicht, als uns selbst zu vergnügen. Wenn ihr dieses Unglück begegnet wäre, ohne daß wir uns bemühet ihm zuvor zu kommen, so hätte dieses bey uns eine unangenehme Empfindung verursachet, welche uns die Eigenliebe vermeiden heißt. Hieraus erhellet deutlich, der Verfasser halte diejenigen willkührlichen Handlungen, welche aus einem natürlichen Triebe entstehen, weder für gut noch für böse. Wie richtig dieses sey, urtheile man daraus. Wenn ein Mitleidiger seinem Triebe nicht folgte, wenn er ein armes Kind in der Gefahr des Feuers sähe, sondern liefe davon und liesse selbiges verbrennen, wäre dieses auch weder gut noch böse? Ich zweifele nicht, Jedermann würde solches für etwas Unmenschliches, und einen solchen Menschen für ein rechtes Scheusahl halten. Wäre es aber etwas Böses und recht Schändliches, wenn ein solcher Mensch in diesem Fall seinem Mitleiden wiederstünde, so muß es etwas Gutes seyn, wenn er hiermemselben folget. Ich vermuthe, daß die Meinung dieses Schriftstellers gewesen, die beschriebene Handlung des Mitleidens sey weder eine Tugend noch ein lasterhaf-

tes Verbrechen. Dieses liesse sich auf gewisse Weise vertheidigen. Denn es ist nicht eine iede gute Handlung eine Frucht der Tugend. Wenn ich esse, weil mich hungert, so ist dieses Essen eine gute Handlung, aber noch keine Tugend. Und so giebt es mehrere Handlungen, die zwar gut, aber weder eine Tugend noch ein Laster sind. Und so ist es wahr, wenn Jemand ein armes Kind aus dem Feuer zöge, bloß aus dem natürlichen Triebe des Mitleidens, ohne daß die Vernunft den geringsten Antheil daran hätte, so könnte man solches Niemanden zu einer eigentlichen Tugend anrechnen. Aber man setze, ein Mensch habe Zeit und Mühe drauf gewendet, Tugend und Laster, Gutes und Böses kennen zu lernen, und seine Triebe unter das Regiment der Vernunft zu bringen. Er habe unter andern daran gearbeitet, sein natürliches Mitleiden in eine gute Ordnung zu bringen. Man nehme an, weil er Kinder zu erziehen habe, habe er mit Fleiß darauf gedacht, daß er nicht zur Unzeit mitleidig seyn möchte, wenn er Ernst sollte spüren lassen, und wiederstehe wirklich seinem Mitleiden, wenn es nöthig,

sei-

seine Kinder zu strafen. Ist alsdenn dieser unter das Regiment der Vernunft gebrachte Trieb nicht eben eine wahre Tugend, und sind nicht alle Handlungen, so daraus entstehen, tugendhaft zu nennen? Wenn nun ein solcher Mitleidiger ein fremdes Kind aus dem Feuer ziehet, wird dieses nicht als eine tugendhafte Handlung zu rühmen seyn? Die Tugend wird noch mehr Antheil an dieser Handlung haben, wenn einige Mühe und Gefahr damit verbunden gewesen, und man dabey gedacht, es wäre billig und menschlich selbige zu übernehmen. Es wird diese Handlung christlich werden, wenn wir uns dabey des Gesetzes der Liebe, so uns JEsus gegeben, erinnert, oder wenn auch nur die ehmalige Betrachtung desselben unsere Zärtlichkeit erhöhet. So wird unser Essen und Trinken tugendhaft, wenn selbiges durch die Vernunft oder Religion regieret wird, wenn z. E. der Geizige durch Ueberlegung dahin kommt, daß er nicht zu wenig und schlecht isset und trinket, und der Wollüstige sich mässiget, daß er der Sache nicht zu viel thue. Von der Ei-

genliebe, die hier der Verfasser wieder nahmhaft macht, gilt eben dasselbe, was kurz vorher darüber erinnert worden. Ist das eine Schwäche, eine Unvollkommenheit, und eben so tadelhaft, als ein unleidlicher Stolz, wenn Jemand eine solche Eigenliebe hat, daß er den innern wiedrigen Vorwurf sucht zu vermeiden, er habe eine unmenschliche That begangen, und ein armes Kind, so in das Feuer fallen wollen, nicht zurück gezogen, sondern hinein stürzen und verbrennen lassen?

§ 68.

Ob ohne das sittliche Uebel kein gesellschaftliches Leben seyn würde.

Ich will einen andern Schluß anführen, welchen unser Schriftsteller aus diesen unvollständigen und unrichtigen Begriffen ziehet. Er leitet daraus her *), daß weder die Vollkommenheiten, welche das Band einer Freundschaft ausmachen, noch die Eigenschaften, welche dem Menschen natürlich sind, noch die wahrhaftigen Tugenden, welche er durch die Vernunft zu erlangen im Stande ist, noch die Verleugnung seiner selbst der Grund der Gesellschaft seyn. Das, was wir das Uebel in der Welt nennen, so wol das sittliche als das

*) Tom. II. pag. 215.

das körperliche, ist die grosse Triebfeder, welche uns zu gesellschaftlichen Kreaturen macht. Dieses ist es ganz allein, was den festen Grund, das Leben und die Unterhaltung aller Künste, aller Handlungen, und aller Geschäfte der Menschen ohne Ausnahme abgiebt. Hierinne müssen wir den wahren Ursprung aller Künste und aller Wissenschaften suchen, also, daß wenn das Uebel aufhörete, so würde die Gesellschaft gestöret, wenn sie nicht gar von Grund aus umgestürzt würde. Wer das ganze Buch lieset, wird finden, daß er zu diesem Schluß auf folgende Weise gelanget. Erstlich rechnet er, wie schon bewiesen worden, alle Instincten, auch so gar den Trieb zum Mitleiden, zu den Schwachheiten der menschlichen Natur und zu dem sittlichen Uebel, und wirft eine vernünftige Ehrbegierde und den Hochmuth, eine gemässigte Wollust und eine unbegrenzte Ueppigkeit, ein billiges Mitleiden und eine verzärtelnde Weichlichkeit unter einander. Nachdem er dieses alles unter einen Nahmen gebracht, so zeiget er, wenn solches zusammen wegfiele, so hörten auch alle Künste und Gewerbe auf, und die

Menschen würden ganz unbelebt und todt, und ihre Verbindungen zerrissen und ihre ganze Glückseeligkeit gienge zu Grunde. Und dieses ist wahr: würden nebst den Ausschweifungen der natürlichen Triebe die Instincten selbst zugleich aufgehoben, so würde auch keine Kunst und kein Gewerbe mehr statt finden. Selbst die Vernunft würde sich nie entwickeln, und wir würden die wahre Gestalt der Menschen verlieren, und es würde weniger Verbindung und Gesellschaft unter den Menschen seyn, als unter manchen Thieren. Sind denn aber die Instincten der menschlichen Natur und ihre Ausschweifungen ganz nothwendig mit einander verknüpft, und können jene gar nicht ohne diese seyn? Diese nothwendige Verbindung möchte wol nicht zu erweisen stehen. Folglich muß man die natürlichen Triebe in der Verbindung mit der dem Menschen geschenkten Vernunft von ihren unvernünftigen Ausschweifungen wol unterscheiden. Diese sind ein sittliches Uebel, keinesweges aber jene Instincten. Wenn derowegen der Verfasser beweisen wollte, daß das sittliche Uebel zur Geselligkeit der Menschen

schen nothwendig, und ohne dasselbe alle Verbindung und Geselligkeit unumgänglich aufhören müste, so hätte er zu beweisen, daß die Unvernunft und Unordnung der menschlichen Triebe zur Geselligkeit nothwendig, und daß die Vernunft und Ordnung der Instincten alle Verbindung der Gesellschaft aufhebe. Diesen Beweis wird er aber nimmer führen können, wenn er die Instincten selber, wie sie es in der That sind, als etwas Gutes betrachtet, und ihre Unordnung und Ausschweifungen, so nur zufälliger Weise bey selbigen sind, davon als ein Uebel absondert.

§ 69.

Ob ohne das physicalische Uebel alle Geselligkeit aufhören würde.

Einen ähnlichen Fehler macht unser Schriftsteller bey Betrachtung des körperlichen (physicalischen) Uebels. Er mischet auch hier unter einander, was sehr weit von einander unterschieden ist. Einen ieden Mangel und eine iede Bedürfniß nennet er ein körperliches Uebel *), und spricht, daß alle Dienste, welche die einzelnen Per-

*) Tom. II. pag. 251.

sonen der Gesellschaft einander leisten, sich auf die grosse Anzahl der Bedürfnissen der Menschen gründeten, und ie zahlreicher folglich ihre Bedürfnissen wären, desto mehr fänden einzelne Personen ihren Vortheil darinne, daß sie für andere arbeiteten, sich unter einander verbänden und einen Körper ausmachten. Hierinne liegt abermahls eine Wahrheit. Hätte ein Mensch gar nichts nöthig, hätte er ohne alles Bemühen alles, was nur seine Begierden vollkommen sättigte, auf einem Punct bey einander, so würde er sich nie bewegen und sich folglich auch mit Niemanden verbinden. Ein Fehler aber, der hier verborgen lieget, ist dieser. Man rafft unter dem Worte Physicalisch Uebel zu viel zusammen, und behauptet von diesem ganzen Mischmasch, was nur von einigen Theilen desselben kann erwiesen werden. Wenn man sonsten das sittliche und körperliche Uebel neben einander stellet, so verstehet man unter jenem die Fehler des Verstandes und des Willens, und unter diesem die unangenehmen Dinge, so man jenen Fehlern entgegen setzet,

um

um selbige dadurch zu verhüten, oder wenigstens einzuschränken, und überhaupt begreifet man unter dem Uebel etwas, so uns beschwehret und Verdruß und Schmerzen verursachet. Der Verfasser gehet aber von diesen Bedeutungen ab, ohne daß er solches in seinen ersten Schriften anzeiget, und beschwehret sich hernach gewaltig, daß man ihn nicht recht verstehe, und saget, daß er für tumme Leute nicht geschrieben, welche nöthig hätten, daß man ihnen erklärete, was man unter solchen Wörtern, darauf doch die ganze Sache ankommt, verstünde. Ein ieder Mangel und eine iede Bedürfniß heisset bey ihm ein physicalisches Uebel. Und weil er hinzu setzt *), daß keine Kunst erfunden worden, als nur einem gewissen Mangel abzuhelfen, so muß man den Mangel alles dessen, was durch die Künste und Wissenschaften hervorgebracht worden, ein physicalisches Uebel nennen. Die Musik z. E. muß ich folglich auch als eine Kunst ansehen, die erfunden worden, ein physicalisches Uebel, nemlich den Mangel des Vergnügens,

so

*) Tom. II. pag. 252.

so die Musik giebet, aufzuheben. Wenn derowegen zwey einander auf der Strasse begegnen, davon der eine starke Kopfschmerzen hat, und nach der Apotheke eilet, um Medicin zu holen, der andere aber gutes Muthes ist, und frölich nach einem angenehmen Concert gehet; so können diese beiden nach der Sprache unsers Schriftstellers also mit einander reden. Der erste klaget dem Zweyten, daß er von einem physicalischen Uebel geplaget werde, und um selbiges abzuwehren, wolle er Medicin holen. Der zweyte antwortet: mich beschwehrt auch ein physicalisches Uebel, nehmlich der Mangel der Musik. Selbigem abzuhelfen, suche ich ein gutes Concert. Wenn ferner hier ein Medicus an einer schmerzhaften Empfindung im Leibe darnieder liegt, und überleget, was selbiges wol für eine Krankheit sey, und was für ein Medicament er nehmen wolle, jener aber gesund und vergnügt bey einer wolbesetzten Tafel sitzet und sich bedenket, ob zu den Märkischen Rüben, die er vor sich hat, ein Stück von der geräucherten Gans oder von dem Lachs besser schmecken und was er von beiden wehlen sollte, so muß ich nach

die-

dieser Sprache sagen, daß sie alle beide überlegten, was für ein physicalisches Uebel sie hätten, und wie selbigem zu begegnen. Jener forschte nach, ob seine Leber, oder der Magen, oder das Gedärm, oder die Nieren einen Fehler haben, dieser aber, ob ihn der Mangel der geräucherten Gans oder des Lachses mehr, oder beides gleich stark beschwehre. Besondere Sprache! Doch hierüber nehme ich mich mit Niemanden auf, wenn er mir nur anzeiget, was er unter seinen Wörtern verstehe. Wenn mir Jemand sagt, er verstehe unter dem Worte Ungarisch Pferd eine Schildkröte, und unter den Wörtern, als ein Curier reiten, mit gutem Appetit essen, und spricht alsdenn zu mir, er wolle diesen Mittag auf einem Ungarischen Pferde als ein Curier reiten, so gedenke ich dabey, er habe Lust von einer Schildkröten Pastete zu essen. Ich will mich nach der Sprache unsers Schriftstellers richten. Ich will alle Bedürfnisse und Mangel mit unter das Wort physicalisches Uebel setzen. Der Mangel eines mit Zobeln gefütterten Winterkleides, der aber durch einen Pelz von Hamstern ersetzt

setzt wird, soll denn so wol ein physicalisches Uebel heissen als ein Mangel von aller Kleidung, dabey einer todt frieret. Gegen diese Gefälligkeit aber bitte mir diese Erlaubniß aus, daß ich die in der That weit von einander unterschiedenen Gattungen des körperlichen Uebels anzeige und besonders benenne. Erstlich bemerke ich zwey Hauptarthen desselben. Bey der einen Gattung ist der Mensch recht lustig und guter Dinge und fühlt davon keine Beschwehrde. Eine andere Arth aber ist dem Menschen vermöge seiner Natur sehr empfindlich und schmerzhaft, und er kann dabey nicht vergnügt seyn, wenn er sich auch alle Gewalt anthut. Jener hat keinen kostbahren Garten: er hat aber Geld einen anlegen zu lassen. Der Mangel dieses Gartens ist nach unserer angenommenen Sprache ein körperliches Uebel. Es beschwehrt jenen aber gar nicht, und man findet ihn dieserwegen nicht betrübt. Dieser aber hat in einer Schlacht eine sehr schmerzhafte Wunde bekommen. Er hat Geld sie heilen zu lassen. Jener lacht bey seinem physicalischen Uebel und selbst die Arbeit um den

Man-

Mangel des Gartens aufzuheben, macht ihm das angenehmste Vergnügen. Dieser aber schreyet gewaltig über Schmerzen, besonders wenn man ihn verbindet, und die Wunde mit einem etzenden Steine reiniget, oder gar das wilde Fleisch mit der Schärfe des Messers wegnimmt. Wenn ich gesund bin und es ist Mittag, so hungert mich. Dieser Hunger aber macht mich im geringsten nicht misvergnügt, denn ich weiß, in meiner Küche ist schon eine schmackhafte Speise bereitet. Ich freue mich vielmehr, daß ich eine Begierde zum Essen spüre. Dort aber sitzet eine arme Wittwe nebst vier unmündigen Waisen. Der Krieg hat ihr und ihren Nachbarn alles geraubet. Sie haben schon zwey Tage gehungert, und die armseeligen Kinder erheben die kläglichsten Stimmen. Die Mutter läuft mit einem geängsteten Herzen und ganz ohnmächtig umher und sucht ein wenig Speise. Aller Vorrath ist aber von den Feinden entweder verzehrt oder verbrannt. Sie kommt leer zu ihren verschmachtenden Kindern. Hier ist ein körperlich Uebel, welches aber so herbe, daß es unmöglich

frölich dabey zu seyn. Ich theile also das physicalische Uebel unsers Schriftstellers ein in ein solches, wobey man vergnügt und frölich ist, und in ein solches, das vermöge seiner und der menschlichen Natur nothwendig beschwehrlich oder gar schmerzhaft ist. Jenes kann ich mit Recht das vergnügte, dieses aber das beschwehrliche und schmerzhafte physicalische Uebel nennen. Dieses letztere ist wiederum zweyerley. Es ist entweder nothwendig oder zufällig. Einige Beschwehrden folgen nemlich aus der Endlichkeit der Dinge und sind davon untrennbar. Ich erhalte z. E. Nachricht, daß ein von mir zärtlich geliebter aber entfernter Freund gefährlich krank darnieder liegt. Es thut mir weh, daß ich nicht in wenig Stunden zu ihm kommen und ihn besuchen, und alsdenn gleich wieder an dem Orte seyn kann, wo mein Beruf meine Gegenwart erfordert. Dieses ist ein Uebel, so von meiner Natur und deren Einschränkungen untrennbahr. Zu dergleichen nothwendigen Uebeln rechne ich die strenge Kälte gegen die Pole der Erden, unsere Unwissenheit, was andere bey sich denken u. d. g. m. Andere Uebel aber

sind

sind nicht so nothwendig, und selbige nenne ich daher zufällig. So wird wol Niemand beweisen können, daß es der Allmacht unmöglich gewesen diesen Erdboden fruchtbahrer zu machen, damit er nicht so gar viele Arbeit zu seinem Bau erfordert hätte, und wir mehr Zeit zu unsern Ergözzungen hätten anwenden können. Es wird ferner Niemanden wahrscheinlich vorkommen, daß der Schöpfer nicht verhüten können, daß niemals eine übermässige Schaar von Ungeziefer entstanden, so den Menschen die Nahrung geraubt und eine Hungersnoth verursachet. Niemand wird ferner behaupten können, daß GOtt nicht wenigstens wieder so gar fürchterliche Krankheiten als die Wassersucht, Krebs, Stein, Miserere, langsame Fäulniß und dergleichen bewährte Mittel auf diesen Erdboden legen können. Wir können daher solche Uebel nicht anders als zufällig und in Absicht auf GOtt als willkührlich ansehen.

§ 70.

Da also dasjenige, was unser Verfasser ein physicalisches Uebel nennet, von so gar unterschiedenen Gattungen ist, so ist

Fortsetzung des vorigen.

zu untersuchen, ob eine iede Arth zu der Verbindung der Menschen nothwendig. Es ist eine unerlaubte List, wenn man von einer Gattung beweiset, daß ohne selbige die Gesellschaft der Menschen nicht bestehen könnte, und gleich überhaupt setzet, alles physicalische Uebel sey dazu nöthig. Dieser List bedienet sich unser Schriftsteller. Er schliesset, wenn gar keine Bedürfnissen wären, die ein Mensch von dem andern erwarten müste, so hörten die Verbindungen derselben entweder gröstentheils oder ganz und gar auf. Folglich ist das physicalische Uebel überhaupt zu der Geselligkeit der Menschen nothwendig. In diesem Schluß ist aber ein unerlaubter Sprung. Ein ieder Verständiger wird leicht zugeben, daß wenn die Menschen sich zu einander halten sollen, sie bey dem andern etwas finden müssen, was sie allein nicht haben können. Wenigstens müssen sie ein Vergnügen in der Gesellschaft des andern fühlen, dessen sie die Einsamkeit nicht gewähret. Hieraus folget, daß dasjenige physicalische Uebel, so wir vorhin das Vergnügte genannt haben, zur Geselligkeit nothwendig sey, d. i. wenn wir für uns allein leben

wollen

wollen, so muß uns etwas mangeln, das wir nicht anders als durch andere erhalten können. Von dem beschwehrenden Uebel muß das nothwendige, welches von unserer Endlichkeit untrennbahr, auch bleiben. Denn sollte selbiges aufhören, so müsten wir aufhören endliche Kreaturen zu seyn. Und da aus uns unmöglich eine Gottheit kann gemacht werden, so müsten wir selbsten vernichtet werden, wenn dieses nothwendige Uebel sollte aufhören. Folglich kann ohne dieses Uebel die Gesellschaft der Menschen auch nicht bestehen. Wie will man nun aber beweisen, daß das zufällige beschwehrende und schmerzhafte Uebel, welches man sonst allein das physicalische Uebel zu nennen gewohnt ist, zur Geselligkeit der Menschen nothwendig sey? Wie will man ausmachen, daß ohne die gar fürchterlichen Schicksahle, als Hungersnoth, Pest, Krebs Wassersucht, Podagra, Gicht, ingleichen die Krankheiten der Unzüchtigen, die menschliche Gesellschaft zerfallen und höchst elend werden würde, und zwar aus dem Grunde, weil alsdenn weniger Bedürfnissen und folglich weniger Bänder der menschlichen Gesellschaft wären. Denn sonsten habe

ich oben selbst behauptet, daß dergleichen harte Begegnisse in der itzigen lasterhaften Gesellschaft nothwendig, um ihren harten Willen zu brechen, ihre Freyheit zu begrenzen und einige auf den Weg der Tugend zu leiten. Nach dieser Meinung erfordert die menschliche Gesellschaft dergleichen harte Uebel nicht absolut, weil sie nothwendig mit der Wolfahrt derselben verbunden und eine Quelle derselben, sondern nur weil die Laster da sind, welche mit der gemeinen Glückseeligkeit streiten und daher durch andere Uebel eingeschränkt werden müssen. Nach dieser Meinung stünde es am besten um die Menschen, wenn keine Laster unter ihnen herrschten, und sie keiner so schmerzlichen Einschränkungen nöthig hätten. Nach unserm Schriftsteller aber sind so wol die Unvernunft und die Bosheit, als die härtesten physicalischen Uebel nothwendig, um die Menschen zu verbinden und ihre Gesellschaften blühend zu machen. Denn je mehr Bedürfnissen da wären, desto mehr Bänder wären da, Menschen in einen Körper zusammen zu fügen (*). Der Urheber dieses Satzes will damit

(*) Tom. II. pag. 251.

damit auf die Frage antworten: warum doch so gar viel beschwerendes und schmerzliches Uebel in der Welt sey? Die Antwort ist gleich fertig: ie mehr Uebel und Bedürfnissen, destomehr werden die Menschen mit einander verbunden, und destomehr blühen Künste und Gewerbe. Wollte man aber diesen Satz so allgemein annehmen, als ihn der Verfasser hier nach seiner Absicht ausdrucket, so würden ganz besondere Schlüsse daraus können hergeleitet werden. Es würde folgen, daß wenn eine Stadt einen faulen Morast in der Nähe hätte, der jährlich böse Fieber verursachte, man denselben nicht abgraben und austrocknen dörfte, denn dadurch würde des Uebels und der Bedürfnisse an einem solchen Orte weniger. Die Aerzte, Wundärzte, Apotheker und andere hätten alsdenn weniger zu thun und ihr Gewerbe verringerte sich. Man müste ferner in wol eingerichteten Staaten nicht erlauben, daß steinerne Häuser aufgeführet würden. Denn selbige sind dem Abbrennen nicht so leicht unterworfen, und stehen auch sonsten weit länger als hölzerne Gebäude. Die Bedürfnissen werden dadurch unstreitig ver-

ringert, und in einer Stadt, wo lauter steinerne Häuser gebauet werden, haben viele Handwerker, auch selbst die Maurer wenigere Arbeit, als wo man hölzerne Häuser hat. Denn dort bedarf man ihrer weit seltener, als an diesen letzten Orten. Mahl- und Sagemühlen müste man als höchstschädliche Erfindungen ansehen. Was bey selbigen Wasser und Wind thut, müste man durch Menschen verrichten lassen. Man hätte alsdenn mehr Menschen nöthig, und es entstünde eine grössere Verbindung unter denselben. Ein ieder begreift ohne Mühe, daß obiger Satz, den man ohne Einschränkung dahin gesetzt, um daraus alles Uebel, so in der Welt ist, zu erklären, sehr viele und wichtige Ausnahmen habe. Wenn denn aber der Satz nicht allgemein ist, daß ie mehr Bedürfnissen in der Welt sind, die Menschen desto fester verbunden werden und ihre Glückseeligkeit dadurch höher steige, so fordert man mit Recht einen nähern Beweis, daß besonders ohne die zufälligen und beschwehrenden Uebel und Bedürfnisse die Gesellschaft der Menschen ganz aufgelöset und getrennet werden würde. Man beweise, daß

es

es um die Gesellschaft und Glückseeligkeit der Menschen nothwendig gethan wäre, wenn nie ein Blitz ihre Häuser anzündete und allerhand Handwerkern zu thun gäbe, und wenn nie eine wütende Pest entstünde, wobey ebenfals viele Waaren pflegen umzukommen, welche durch andere ersetzet werden müssen, wenn niemals der Krieg Länder verheerete, und wenn die Menschen ohne so gar scheusliche, sehr lang anhaltende und schmerzliche Krankheiten aus der Welt weggerafft würden. Wäre es unmöglich, die Menschen, so durch diese unleidlichen Uebel in Arbeit und Nahrung gesetzet werden, ohne ein solches drückendes Elend anderer zu beschäftigen? Wäre es der Allmacht unmöglich gewesen, noch einige Arthen von solchen Gewächsen als Zucker, Thee, Caffee, Toback u. d. g. auf diesen Erdboden zu legen, und dadurch die Hände der Menschen zu bewegen und zu verbinden? Warum sind eben so traurige, schreckhafte und schmerzliche Bänder nöthig? Doch wie darf ich mit Zucker, Thee, Caffee, Toback u. d. g. aufgezogen kommen? Die Gewohnheit, mit solchen Dingen seinen Gaumen und Nase zu vergnü-

gen, gehöret schon zu den Uebeln der Welt. Der Gebrauch alles dessen, was nicht ganz und gar nothwendig zu der Erhaltung unsers Lebens ist, ist schon eine Ueppigkeit. Der Gebrauch solcher Dinge ist eben ein triftiger Beweis, wie nothwendig das Uebel in der Welt sey, um die Menschen zu verbinden (*). So urtheilet unser Schriftsteller. Ich habe aber oben schon bewiesen, daß ein mässiger Gebrauch aller solcher Dinge mit der Vernunft und Tugend gar nicht streite, und daß es selbigen nicht zuwieder seine Sinne zu vergnügen. Es mag denn aber die Bedürfniß dieser Dinge, welche durch das Angenehme, so selbige an sich haben, eingeführet worden, ein Uebel heissen; so gehöret dennoch dieselbe zu den Uebeln, dabey man vergnügt und lustig seyn kann. Und so bleibe ich bey der Frage: warum das schmerzhafte Uebel in der Welt sey, wenn dadurch sonst nichts soll bewirket werden, als daß einige Leute ihre Beschäftigung und ihre Nahrung erhalten? Warum hat die Weisheit des Schöpfers an deren Stelle nicht eine grössere Anzahl von den leidlichen und vergnügenden Uebeln in die Welt gelegt, und selbige dadurch in Ar-

(*) Tom. II. pag. 197. 198.

Arbeit und Nahrung gesetzet. Wozu sollen die gar fürchterlichen Verhängnisse, wenn sie nicht dazu vorhanden sind, daß sie die Ausschweifungen der Menschen einschränken, und diejenigen, bey welchen noch einiges Nachdenken, zur Tugend reizen sollen? Ich fordere nochmals den besondern Beweis, daß ohne selbige die menschliche Gesellschaft nicht bestehen und blühen könnte.

§ 71.

Weitere Fortsetzung des Vorigen.

So lange also nicht gründlicher bewiesen worden, daß Unvernunft, Unordnung, grobe Laster und deren hesliche Ausbrüche, als Mord, Strassenraub, Dieberey, Unzucht, Völlerey, Zank, Lügen und dergleichen sittliche Uebel, ingleichen grausame Kriege, Pest, Hungersnoth, scheusliche und höchstschmerzliche Krankheiten zu einem gesellschaftlichen Leben höchstnothwendig, ja der einzige Grund desselben seyn, das Gewerbe blühend machen, die Völker in eine glänzende Grösse und vergnügten und ausnehmenden Wolstand setzen: so lange werde ich mich berechtiget halten, Vernunft, Tugend und Ordnung nicht als den Verderb der Völker, sondern als nothwendige Stützen der menschlichen Wolfahrt, und eines dauerhaften und an-

genehmen Vergnügens anzusehen. Ich finde mich nicht genöthiget, eine lebhafte Gesellschaft von der Unvernunft und den Lastern herzuleiten, und eine vernünftige und tugendhafte Gesellschaft mir als ganz unempfindlich und todt vorzustellen. Ich begreife noch nicht, daß ich unmögliche Dinge zusammen setze, wenn ich mir folgenden Plan mache. Ich halte nemlich für möglich, daß die Menschen könnten allerhand starke Triebe ohne Unvernunft und Ausschweifung haben. Ich kann noch nicht einsehen, daß Ehrbegierde und Stolz, Sparsamkeit und Geiz, ein Wiederwillen wieder zugefügte Beleidigung und ein rasender Zorn und unversöhnliche Rachbegierde, ein Trieb die Sinne zu vergnügen, und eine üppige Wollust so nothwendig mit einander verbunden, daß eines ohne das andere nicht seyn könnte. Ich begreife die Unmöglichkeit nicht, daß Jemand nicht könne Ehre lieben, ohne ein Thor zu werden, sich ungeberdig zu stellen, mehr Kleider zu nehmen und Bediente zu haben als er bezahlen kann, andere zu verachten, spröde zu halten und gar zu unterdrucken. Ich sehe nicht, warum es soll unmöglich seyn, daß Jemand ordentlich mit dem Seinigen

nigen wirthschafte, und dennoch seinen Sinnen allerhand Vergnügen gönne, milde gegen Nothdürftige sey, und Niemanden das Seinige nehme. Ich begreife auch nicht, daß es unmöglich, einen Trieb zu allerhand Ergötzungen der Augen, des Geschmacks, des Geruchs und Gefühls zu haben, ohne dabey leichtsinnig, üppig, und so wollüstig zu werden, daß man Zucht und Ehrbarkeit beleidiget, anderer Vermögen mit verzehret, sich und andere in klägliche Armuth stürzet, oder sich auch die scheuslichsten Krankheiten zuziehet. Ich meine daher Grund zu haben, mir eine Gesellschaft von Menschen als möglich vorzustellen, welche alle diejenigen natürlichen Triebe haben, die anjezt die Menschen bey sich fühlen, bey welchen sich mit einer völligen Stärke reget Ehrbegierde, Sparsamkeit, die nichts muthwilliger Weise umbringet, Neigung andere nachzuahmen, Zorn wieder das Schädliche, Standhaftigkeit, Neubegierde (curiosité), Neigung, Augen, Ohren, und übrige Sinne zu vergnügen, eine Begierde, mit andern Menschen umzugehen und in Gesellschaft zu seyn, der Trieb zum Mitleiden, ingleichen zum Kinderzeugen, eine Begierde sich zu beschäftigen und dergleichen, wo aber alle die-

diese Neigungen unter der Herrschaft der Vernunft, und in einer gehörigen Mässigung und Uebereinstimmung stehen, nie unordentlich, heftig und dergestalt ausschweifend werden, daß ein einziges Vergnügen ein zehnfaches Misvergnügen in die Welt bringe, kurz wo alle diese Triebe auf solche Vergnügungen abzielen, die kein schmerzliches und beschwehrendes Misvergnügen zeugen. Ich halte ferner für möglich, daß ein Erdballen gesegneter und glücklicher sey, wie das ietzige Wohnhaus der Menschen, und daß die beschriebene vernünftige und tugendhafte Gesellschaft drauf wohne. Ich finde keine Unmöglichkeit in einem Erdboden, der bey wenigerer Bearbeitung sein Gewächs giebet, frey von Miswachs, Hungersnoth, Pest und allerhand folternden Schmerzen ist, und wo der Ueberfluß der Einwohner in einem sanften Schlaf ohne heftige Angst weggenommen wird. Es ist ferner möglich, daß eine Erde an allen Orden angenehm sey, aber dennoch in der einen Gegend Annehmlichkeiten habe, die in der andern nicht zu finden. Selbige kann ferner einen grossen Reichthum an allerhand vergnügenden Sachen ha-

haben, und es kann dennoch dem Fleisse und der Wartung und der Kunst der Menschen vieles überlassen seyn. Man verbinde die obigen Einwohner mit einem solchen Wohnhause, würde es darinne so elend, so jämmerlich, so verwüstet und kümmerlich aussehen, als es die Fabel von den Bienen vorstellet? Würde daselbst alles öde und todt seyn? Würde man gar nichts bauen, keine Gärten anlegen, keine künstliche Bildseulen hauen, keine Wasser springend in die Höhe treiben, keine Gemählde, kein Hausgerath, keine Uhren, keine Musik und musikalische Instrumente, keine bequehme Wagen und Pferdegeschirr haben, würde nichts von dergleichen und folglich kein Handwerk, kein Gewerbe und Handlung in einer solchen Gesellschaft seyn? Würde man daselbst nichts haben und suchen, als einige Eicheln sein Leben zu erhalten (*)? Können obige und andere Dinge gar nicht entstehen, es sey denn daß die menschlichen Triebe das Regiment der Vernunft abschütteln, und bis zu den abscheulichsten Lastern und Bubenstücken ausschweifen? Ein ieder, der nachdenket und unpartheyisch ist, wird, wie ich vermu-

(*) Tom. I. pag. 26.

muthe, erkennen, daß man dergleichen vergnügende Dinge, und allerhand leckere Sachen nebst Handel und Wandel in der beschriebenen tugendhaften und geseegneten Gesellschaft in grossem Ueberfluß haben und geniessen würde. Der unauslöschliche Trieb, sich auf eine beqvehme Arth zu erhalten und zu vergnügen, und die Mannigfaltigkeit der Dinge, die dazu könnten bereitet und gebraucht werden, und die weise Eintheilung, da einer ieden Gegend, wie auch an und vor sich nicht möglich ist, nicht alles reizende zugleich geschenket worden, würde die Menschen in einer beständigen Bewegung erhalten, und entlegene Oerter mit einander verbinden. Die Tugend würde nur verhindern, daß wir uns selber und andern keine Schmerzen und Elend zeugeten.

§. 72.

Beschluß des Vorigen.

Man wird einwenden, ich dichte Menschen, dergleichen man auf diesem Erdboden anietzo nicht finde, und also gehöre meine Vorstellung unter die süssen Träume, und sey in der unter Handen habenden Hauptfrage nicht brauchbahr. Es ist wahr,

wahr, es sind solche Menschen, als ich beschrieben habe, auf diesem Erdboden nicht wirklich da. Vernunft und Tugend haben in unserer Gesellschaft die Herrschaft nicht, welche ich meinen erdichteten Menschen beygeleget. Hierdurch aber wird meine Vorstellung in der untersuchten Frage nicht unbrauchbahr. Denn die Hauptfrage der Fabel von den Bienen ist ja eben diese, was geschehen würde, wenn die iezigen Menschen eine geänderte Gestalt bekämen, wenn Vernunft und Tugend sich ihrer Gemüther bemeisterten, ihre Begierden in Ordnung brächten, und hierbey die beschwehrlichen und schmerzhaften Uebel von der Erde weggethan würden. Ich kann ja daher nicht anders, ich muß hierbey Menschen annehmen, welche einen ganz andern Geschmack und einen mehrern Gebrauch der Vernunft haben, als man in der iezigen menschlichen Gesellschaft antrifft. Es ist die Frage, ob die Natur von der Vernunft, von der Tugend und Ordnung so beschaffen, daß, wenn selbige in der iezigen menschlichen Gesellschaft die Oberhand bekämen, die Laster vertrieben, und folglich die iezige Gemüthsarth ganz

ver-

verändert würde, dadurch die menschliche Gesellschaft zerrüttet, alles angenehme Vergnügen aufgehoben und eine solche Armuth eingeführet würde, daß die allermehresten Hungers sterben und der Rest mit den Schweinen Eicheln fressen müste. In dieser Untersuchung werden ebenfalls vernünftige und tugendhafte Menschen betrachtet. Nur wird ihr Bild unrichtig abgeschildert, weil man zeigen will, daß die Tugend, welche das Christenthum prediget, der menschlichen Gesellschaft schädlich sey, und daß die größten Laster ein nothwendiges Mittel, das Glück der Menschen zu erhöhen. Will ich derowegen die Unrichtigkeit dieses Vorgebens zeigen, so kann ich dabey keine andere Menschen annehmen, als ich wirklich gethan habe.

§ 73.

Ob ohne Laster kein Volk zu einer weltlichen Grösse gelangen und besonders kriegerisch seyn könne.

Am mehresten schreyet man darüber, daß wenn ein Volk vernünftig und tugendhaft wäre, es unmöglich eine weltliche Grösse und Ansehen erlangen könnte. Ich will diesen Vorwurf, den man einer vernünftigen Tugend macht, besonders untersuchen. Zuerst muß ich zeigen, was man

zu

zu einer weltlichen Grösse erfordert. Man setzet selbige darein, daß eine Nation im Stande ist nach ihrer Beqvehmlichkeit zu leben, allerhand Ergötzlichkeiten dieses Lebens zu geniessen, und ein reiches, mächtiges, blühendes und kriegerisches Volk auszumachen (*). Weil der letzte Punct am leichtesten und kürzesten kann beantwortet werden, so will ich selbigen zuerst vornehmen. Kriegerisch seyn, hat zwey Bedeutungen. Erstlich heisset es so viel als geneigt zum Krieg seyn, gern Krieg anfangen um sich einen Nahmen zu machen, und sich durch Eroberungen und Raub zu bereichern. Denn aber zeiget man dadurch so viel an, ein Volk sey nicht feig, sondern tapfer und wehre sich mit einem standhaften Muthe, wenn es angegriffen wird. Im ersten Verstande kann freilich ein tugendhaftes Volk nicht kriegerisch seyn. Denn ein Tugendhafter beleidiget und beraubet Niemanden. Aber was verlöhre denn die Welt, wenn kein Volk auf diese Arth kriegerisch wäre? Würden alsdenn wenigere Beqvehmlichkeiten und Vergnügen

(*) Tom. I. pag. 323.

gnügen in derselben seyn, wie ietzt? Es ist wahr, einige Helden würden alsdenn nicht berühmt und reich werden. Aber es würden alsdenn auch viele tausend nicht so arm und elend werden. Ist nun dieses ein so übler Vorwurf für die Tugend, daß sie einige wenige durch Rauben und Morden und Brennen nicht lässet reich und berühmt werden, dabey aber vielen Millionen ein sicheres, ruhiges und vergnügtes Leben gewähret? Was für Glückseeligkeiten haben denn die so gar kriegerischen Völker über den Erdboden gebracht? Die Türken sind ohne Streit eine sehr kriegerische Nation. Was für Länder sind denn aber durch sie blühend worden? Hat nicht vielmehr ihr kriegerisches Wesen die grösten Reiche verheeret, arm am Volke gemacht, und folglich den Ackerbau und die Künste verhindert, und in andere Länder verwiesen? Wo ist die ehemahlige Fruchtbarkeit von Egypten, Syrien und Griechenland? Wo ist die Menge ihrer schönen Aecker und Weinberge und Gärten? Aus einem grossen Theile sind sandigte Wüsten und abgespülte kahle Klippen worden. Wo ist die ehemahlige grosse Anzahl von bevölkerten,

ten, schönen und reichen Städten? Sie liegen im Schutt und Asche. Wo sind die Wissenschaften, die Künste, der Glanz, die Lieblichkeit, die ehemals in diesen Ländern zu finden? Sie sind verschwunden. Und was hat sie vernichtet? Vornehmlich die Ueberschwemmung kriegerischer Nationen. Mann kann mir entgegen setzen ein ehemaliges Rom, welches sich durch seine Tapferkeit und Kriege auf den höchsten Gipfel einer weltlichen Hoheit, Macht und Glückseeligkeit in die Höhe geschwungen. Ich werde hierauf weitläuftiger und bündiger antworten. Jetzo erinnere ich nur dieses. Wie lange hat denn Rom diese Glückseeligkeit recht genossen? Gewiß eine kurze Zeit. Denn wenn eine kriegerische Nation erst recht groß und glücklich wird, so fänget sie ganz gewiß in sich selber Kriege an, und wütet in ihrem eigenen Eingeweide. Die andern Nationen werden eifersüchtig und setzen endlich alle Kräfte zusammen, dem Anwachs einer fremden und fürchterlichen Macht zu wehren. Und was entstehet hieraus? Ein schreckhafter Untergang der mächtigsten Völker. Und so ist Rom, das kriegerische, das reiche, das prächtige Rom, der Inbegriff und

Mittelpunct aller Wollüste der Welt umgestürzt und zu einen Steinhaufen gemacht, und zugleich aus dem angenehmen Italien, aus dem ehemahligen Paradies auf einige hundert Jahre eine wüste Einöde worden. Ist nun hieraus etwas zum Ruhm der Laster zu ziehen? Man richte seine Augen auf eine gewisse Europäische Nation, welche sich zeither von den übrigen durch grosse Kriege und Eroberungen hat hervorgethan. Selbige hat ein paar hundert Jahre gekrieget, um eine gewisse andere ehmals überwiegende Macht zu entkräften. Sie hat es dahin gebracht, daß sie nunmehr fürchterlich ist. Was hat denn aber diese Nation, einige ganz wenige einzelne Personen ausgenommen, für einen Genuß davon gehabt? Je mehr sie ihre Grenzen erweitert, destomehr ist sie gepreßt worden. Wie oft ist sie von Menschen und ihren Reichthümern entblößet worden? Wie oft hat sie beides aufgeopfert, um einige neue Städte zu gewinnen? Und was hat denn die Nation hiervon für Genuß? Diesen, daß sie immer auf neue Kriege denket. Und was ist denn hiervon das Ziel? Wenn kommt denn die Zeit? da es heisset: nun soll die

Na-

Nation genieſſen, was ſie ſo theuer erworben: nun ſoll ſie ruhen und die Früchte ihrer erfochtenen Siege ſchmecken: nun ſoll ſie in ſüſſer Zufriedenheit nach ihrer Begvehmlichkeit leben: ſie ſoll nicht mehr ſo gedränget und ausgeſogen werden: ſie ſoll vielmehr die Annehmlichkeiten dieſes Lebens nicht nur koſten, ſondern mit Vergnügen recht geſättiget werden. Man darf ohne alle Furcht zu irren annehmen, daß ehe dieſe Zeit erſcheinet, ſchon eine andere kriegeriſche Macht ſich hervorgethan, die dasjenige an dieſem Reiche verübet, was ſelbiges andern Völkern empfinden laſſen. Es wird dieſer Nation nicht anders gehen, als es allen kriegeriſchen Nationen vom Anfange der Welt bis hieher ergangen iſt. Man ſagt, es ſey nöthig und gut, daß einem ſo vollblütigen politiſchen Körper zu Zeiten zur Ader gelaſſen und einige tauſend überflüßige Leute abgeſchlachtet werden. Man kann derſelben auf eine beſſere und weniger koſtbahre Arth los werden. Es ſind viele tauſend da, die gern freywillig fortgehen wollen. Warum zwinget man ſelbige durch die härteſten Strafen zu bleiben? Man hat ferner

in den Americanischen Provinzen Raum genug, sie mit gutem Nutzen daselbst zu lassen. Ist der Ueberfluß so sehr groß, man schicke ihn dahin. Man weiß genug, daß dieser Staatskörper keine so öftere Aderlasse nöthig hat, als die Oberaufseher seines Wolstandes dazu schreiten. Wenn die Adern an demselben einmahl geöffnet, können sie nicht allemahl, wenn man will, wieder verbunden werden, sondern es entstehen sehr schädliche Verblutungen. Bey solchen Umständen begreife ich demnach nicht, daß das Glück der Welt mit dem kriegerischen Sinn der Völker nothwendig verbunden sey.

§. 74.

Ob, wenn kein Krieg wäre, viele tausend Hungers sterben müsten.

Man wendet ein, wenn keine Völker wären, die ungerechte Kriege anfiengen, so würde man keinen Soldaten und solche Menschen nöthig haben, die an Kriegesgeräthschaft arbeiteten. Und so würden so viele tausend Menschen sich nicht nehren können. Es fällt auch dieser Einwurf weg, wenn man folgendes bedenket. Der Erdboden wird durch den Krieg nicht fruchtbahrer gemacht. Man kann ihn durch Kriegesheere nicht zwingen, mehr Gewächse

se zu geben. Vielmehr ist gewiß und von mir oben bewiesen, daß der Krieg die Erde weit unbrauchbahrer mache als der Friede, und daß manche Länder durch feindliche Verheerungen eines grossen Theils ihres Einkommens auf viele Jahre beraubet werden. Es ist daher auch gewiß, der Erdboden kann weit mehr Menschen unterhalten, wenn er beständigen Frieden hat, als wenn die Unruhen des Krieges ihn überziehen. Was für eine erstaunende Menge Menschen ernehret nicht das so geruhige China? Nur ist die Frage, da nicht so viele Menschen zum Ackerbau, zur Viehzucht und Fischerey nöthig sind, womit soll man die Uebrigen und insbesondere diejenigen beschäftigen, die anietzo als Soldaten gebraucht werden? Ich setze dieser Frage eine andere entgegen, welche die Antwort auf die vorige Frage in sich enthält. Man hat Fürsten, welche zu Zeiten in ihren Landen für das Geld einer andern Macht ziemlich ansehnliche Heere aufrichten, die bisweilen zehn und mehr Jahre im Solde stehen. Wenn der Friede erfolget, so werden sie wieder abgedanket: wie nehren sich selbige? Die Arbeit

die vorher neun und neunzig Personen thaten, vertheilet sich unter hundert Personen. Ich will diese Rechnung beweisen. Man nehme an, daß Frankreich zu Friedenszeiten zwey mahl hundert tausend gemeine Soldaten erhalte. Mehr wird es in geruhigen Zeiten schwehrlich haben. Kein gemeiner Soldat kann von seinem Solde leben, sondern muß in Friedenszeiten wenigstens so viel zuverdienen, als sein Sold beträgt. Ich kann also mit Wahrheit annehmen, daß Frankreich zu Friedenszeiten nur so viel hergiebt, daß hundert tausend Mann davon leben können. Nun aber hat Frankreich auf die zwanzig Millionen Menschen (*). Auf zweyhundert Personen kommt also ein Soldat, der bloß vom Solde lebet und nicht arbeitet. Unter jenen zweyhundert Personen mögen nur hundert seyn, die arbeiten. Die übrigen mögen

(*) Als man selbige zu Ende des vorigen Jahrhunderts zählen lassen, hat man ihre Anzahl gefunden 19385378. Struyks Inleid. tot de Geogr. Tom. II. p. 326. Ich nehme dieses aus des Herrn Probst Süßmilchs Göttlichen Ordnung in denen Veränderungen des menschlichen Geschlechts pag. 79. 80.

mögen Kinder, Müssiggänger und Alte seyn. Wenn derowegen alle Soldaten in Frankreich abgedanket würden, so müsten ohngefehr neun und neunzig Personen, der hundertsten so viel abgeben, daß sie auch zu arbeiten und zu leben hätte. Würde dieses so gar schwehr oder unmöglich seyn? Es kommt dieses hinzu. Mit den Soldaten und dem Kriege fiele ein grosser Theil der Lasten hinweg, welche ietzo auf den Unterthanen eines solchen Reichs lieget. Ein ieder Mensch aber hat den an sich unschuldigen Trieb zur Bequehmlichkeit. Wenn nun dieser und jener, der in vier und zwanzig Stunden nur vier oder höchstens fünfe schläft, achtzehn Stunden aber sich qvält um so viel zu erwerben, daß er die öffentlichen Abgiften abtragen und mit schlechter Kost seinen dürren Körper hinhalten kann, würde selbiger nicht Hülfe zu seiner Arbeit nehmen, wenn er einen Theil der öffentlichen Abgaben an einen Dienstbothen oder Tagelöhner wenden könnte? Und wollte der Staat Leuten aus öffentlichen Cassen Unterhalt geben, könnte man selbige nicht gebrauchen durch ein ganzes Reich recht gute Wege zu machen und zu

erhalten, und selbige mit angenehmen und fruchtbahren Bäumen zu bepflanzen? Könnte das Geld, so man an Canonen, Schwerdter und andere Kriegesgeräthschaft wendet, nicht zu kostbaren Gebäuden, Zierathen der Städte, öffentlichen Lustgärten und Spaziergängen u. d. g. verbraucht werden? So hätten auch diejenigen zu thun, welche anietzo an Kriegesgeräthschaften arbeiten. Wie sollen aber diejenigen standesmässig ernehret werden welche glauben, daß sie zu keiner Arbeit gebohren, und sich daher zu selbiger nicht gewöhnet haben? Dieses ist freylich die schwehreste Frage, und vielleicht kann dasjenige, was tausend solcher Personen zu ihrem Glücke fordern, nicht erhalten werden, ohne daß man einige hundert tausend andere Menschen recht unglücklich macht. Wir wollen weiter unten sehen, wie etwa dieser schwehre Knoten aufzulösen.

§. 75.

Ob die Tugend allen Muth aufhebe.

Anietzo untersuche ich erst noch, ob die Tugend den Muth ganz aufhebe und eine Nation ausser den Stand setze sich gegen einen ungerechten Feind recht tapfer zu wehren. Wer dieses bejahet, muß die wahre

wahre Tugend und ihre Natur gar nicht kennen. Vernunft und Tugend machen nicht zaghaft, sondern geben einen Muth, den auch die grösten Martern nicht überwinden. Ich beweise dieses erstlich aus den Exempeln derer, welche um der Religion willen den allergrausamsten Tod übernommen. Man sage immerhin, daß einige bey den ausgestandenen Schmerzen nicht durch die Religion und das Gewissen zu einer solchen Standhaftigkeit gekommen, sondern daß der Hochmuth und der Eigensinn sie tapfer gemacht. Man wird sich doch nicht unterstehen Jemanden zu überreden, daß dergleichen Ehrbegierde und Eigensinn sehr gemein sey, und daß er bey dem zärtlichen Geschlechte eben so leicht zu finden, als bey Mannspersonen, die von Jugend auf härter erzogen werden. Als Julius Caesar den Römischen Staat unter seine Gewalt gebracht, so sahe man zwar an einem Cato, daß Ehrbegierde und Eigensinn die Stärke bekommen können, daß man lieber stirbt, als sich einem andern zum Gehorsahm ergiebet. Aber wie viele Nachfolger hatte denn ein Cato? Auf was für eine niederträchtige Arth unterwarf sich nicht der stolze und prahlerische Cicero?

Cicero? Und wie viele recht tapfere Leute erwehlten lieber das Joch des Caesars als den Tod eines Cato? Man muß gewiß die Menschen nicht kennen, wenn man glaubet, daß sie bey ganzen Schaaren von einem solchen Hochmuthe und Eigensinne beherrscht werden, welche durch kein Feuer und keine lang anhaltende Pein zu brechen. Nun aber haben sich viele tausend um der Religion willen martern und auf eine fürchterliche Arth tödten lassen. Wie viele tausend hat nicht ein einziger Herzog von Alba in den Niederlanden durch Feuer und Schwerdt hingerichtet? Sind denn alle diese grossen Schaaren von Märtyrern, worunter auch eine große Anzahl Frauenspersonen gewesen, bloß durch Hochmuth und Eigensinn dahin gebracht worden, daß sie die schmerzhaftesten Foltern und die grausamste Todesarth nicht geachtet haben? Siehet man sich nicht gezwungen zu erkennen, daß hier vor andern das Gewissen und die Religion ihre Kraft geäussert? Kann man den Grund von dergleichen Standhaftigkeit in etwas anders suchen als in dem Glauben, daß man verbunden sey, für das Beste der Religion und des Vaterlandes alles und auch

sein

sein Leben zu lassen? Vernunft und Tugend aber heben die Ueberzeugung von dieser Verbindlichkeit nicht auf, sondern machen selbige vielmehr fest und lebhaft. Sie streiten folglich auch mit der Tapferkeit so wenig, daß sie selbige vielmehr erhöhen. Vernunft, Religion und Tugend bewirken dieses auch noch auf eine andere Arth. Selbige geben erstlich ein sehr starkes Vertrauen auf Gott, und zweytens versprechen sie ihren treuen Verehrern ein Leben nach dem Tode und eine höchst seelige Ewigkeit. Wie tapfer diese beiden Stücke machen, beweiset abermahls die Geschichte. Man ist von der Stärke dieses Vertrauens und dieser Hoffnung so gewiß gewesen, daß wenn man selbige durch sichere Gründe nicht hat erwecken können, man seine Zuflucht zum Betrug und Aberglauben genommen. Wenn die Römer schlagen wollten, so liessen sie durch ihre Wahrsager und Zeichendeuter aus dem Fluge der Vogel, aus der Beschaffenheit der zum Opfer geschlachteten Thiere und andern dergleichen Dingen dem Soldaten den Beystand der Götter und den gewissen Sieg versichern. Die Verständigern wusten, wenigstens

nigstens zum Theil, gar wol, daß ihre Warsagereyen Thorheit wären. Sie behielten sie aber bey, weil sie den Soldaten kühn und tapfer machten. Was für einen Muth und Tapferkeit hat nicht ehmahls das berufene Mädgen von Orleans in die verzagten Soldaten von Frankreich gebracht? Diese einmahl in Schrecken gesetzte Soldaten flohen, so bald die wieder sie kriegende Engelländer anrückten, und Niemand konnte sie zu einem standhaften Gefechte bringen. Ein Theil von Frankreich gieng nach dem andern an die Engelländer über. Da nun die Sachen auf das äusserste gekommen, trat eine Jungfer von Orleans auf und gab vor, daß sie von GOtt gesandt die Soldaten anzuführen und durch sie würde er ihnen Sieg geben. Sie gürtete ein Schwerdt um und gieng vor an, und die Soldaten folgten ihr mit neuem Muthe und erfochten einen Sieg nach dem andern über die Engelländer. Man zweifelt heutiges Tages gar nicht mehr, daß eine Staatsklugheit diese Jungfer aufgesucht und an die Spitze der Armee gestellet, weil man gehofft, durch diesen Betrug die Soldaten von einem besondern

Bey-

Beystande GOttes zu überreden und dadurch tapfer zu machen. Ich beweise dadurch, daß ein lebendiges Vertrauen zu GOtt einen grossen Muth zeuge. Da nun Religion und Tugend dieses Vertrauen auf den höchsten Grad treibet, so ist auch klar, daß selbige zu einer wahren und recht vernünftigen Tapferkeit führen. Was für einen Einfluß die Hoffnung einer künftigen bessern Welt in die Tapferkeit habe, beweisen abermahls die Exempel der Märtyrer, ingleichen der Muth der Muhammedaner (*), womit sie so oft gefochten. Da nun ein tugendhafter Christ die allerlebhafteste und sicherste Hoffnung zu einer vollkommenen Seeligkeit nach dem Tode hat, so muß auch dieses seinen Muth sehr vermehren. Derjenige kennet also die Vernunft, die Tugend und die christliche Religion nicht, wer da vorgiebt, daß selbige vermöge ihrer Natur allen Muth benehmen und feig machen. Man verüble mir es nicht, daß da ich dieses behaupten wollen, ich meine Zuflucht zum heidnischen Aberglauben, geschehenen Betrügereyen und

(*) Es ist bekannt, daß der Muth der Muhamme-

und so gar zu den Nachfolgern Muhammeds genommen. Es ist dieses aus der Ursach geschehen, weil diejenigen, mit welchen ich hier zu thun habe, es selber zugeben, daß in den angeführten Exempeln ein Vertrauen auf GOtt und die Hoffnung zu jener seeligen Welt gewirket, und dasjenige ausgerichtet, was erfolget. Hätte ich Exempel von christlichen Helden, welche die Tugend tapfer gemacht, vorgebracht, so hätte man mir zu viel Einwendungen gemacht. Bey den angezogenen Exempeln aber wiedersprechen sie mir nicht, weil ein gewisses Interesse, so sie dabey haben, es nicht verstattet. Wenn sie den Ursprung der Religion angeben wollen, so beweisen sie selber aus den beygebrachten Exempeln, daß ein Vertrauen auf GOtt und die Hoffnung eines Himmels tapfer mache.

§. 76.

hammedaner besonders dadurch sehr erhöhet und befestiget werde, daß ihnen ihre Religion nach dem Tode ein Paradies von vielen sinnlichen Wollüsten verspricht, und vor andern denen eine ansehnliche Stelle im selbigen versichert, welche wieder diejenigen, die nicht ihres Glaubens sind, streiten, wozu noch dieser Lehrsatz kommt, daß einem ieden sein Schicksahl von GOtt auf eine unvermeidliche Arth bestimmt sey.

§ 76.

Ich berühre noch einige Fehler, welche unser Schriftsteller bey seinen Rechnungen begehet. Der erste und vornehmste ist dieser, daß er bey selbigen nicht die allgemeine Glückseeligkeit des ganzen Erdbodens, sondern vielmehr eines einzelnen Volkes und einzelner Personen zu seinem Augenmerk macht. Man merket aus vielen Stellen, daß er sein Gesicht hauptsächlich auf Engelland gerichtet, und daß er die Laster besonders zu dem Glück dieser Nation für ganz nothwendig halte *), da einige derselben einem andern Volke könnten schädlich seyn. Es ist zwar verschiedenes bey den Rechnungen auszusetzen, welche er macht. Allein ich will anietzt einmahl annehmen, daß selbige ihre Richtigkeit haben: Wird denn der Tugend ein Vorwurf daraus erwachsen? Laßt es seyn, daß, wenn die ganze Welt tugendhaft wäre, Engelland nicht so reich und mächtig wäre wie anietzt, und daß auf den Ufern der Themse, wo ietzt das grosse London sich ausbreitet, nur eine kleinere Stadt mit eini-

Man muß auf das Ganze sehen, wenn man will bestimmen, ob die Tugend Völker groß mache.

*) Tom. I. pag. 329.

einigen Dörfern läge, würde daraus folgen, daß die Tugend für den ganzen Erdboden nachtheilig und die ganze menschliche Gesellschaft zu Grunde gehen müste, wenn selbige gemein würde? Die Faulheit der Spanier ist eine starke Stütze für die Glückseeligkeit der Engelländer. Und dennoch urtheilet unser Verfasser, daß die Faulheit die schädlichste Sache für das menschliche Geschlecht sey, und leitet die Nothwendigkeit der Laster mit daher, weil ohne dieselbigen die Menschen ganz faul seyn würden. Allgier, Tunis und Tripolis würden weniger reich und mächtig seyn, wenn sie nicht die starken Räubereyen zur See trieben. Kann man hieraus einen Grund zum wahren Lobe der Seeräuberey nehmen und behaupten, daß die Regel: Laß einem ieden das Seinige, ein für das menschliche Geschlecht nachtheiliges Gesetz sey? Wer durch Rechnungen ausmachen will, ob die Tugend oder die Laster die Welt glücklich machen würden, der muß untersuchen, wodurch die gröste Anzahl glücklicher und recht vergnügter Personen über den ganzen Erdboden entstehen würde. Denn gesetzt, dieses oder jenes

Reich

Reich verlöhre durch die Tugend einige tausend glückliche Bürger, der ganze Erdboden gewönne aber dadurch einige Millionen glückliche Einwohner, so bliebe doch der Tugend der Vorzug vor den Lastern. Wer nun bedenket, daß wie wir in dem vorhergehenden bewiesen, alle diejenigen überwiegenden Vortheile, welche aus den Lastern entstehen, auch bey der Tugend können erhalten werden, und daß im Gegentheil der grosse Schade und das mannigfaltige Elend, so aus den Lastern entspringet, durch die Tugend verbannet werde, der wird nicht anders schliessen können, als daß die Tugend einen unschätzbahren Vorzug vor den Lastern habe. Ich wiederhole nur dieses. Die Tugend verheeret den Erdboden und die unschätzbahren und vergnügenden Sachen, so er hervorbringet, nicht, sondern bauet denselben und bereichert ihn mit vielen angenehmen Stücken der Kunst. Die Laster aber verderben ganze Länder, und verwüsten unzählige Dinge durch Krieg und Unmässigkeit. Sie berauben die Welt so mancher Ergötzlichkeiten, und verursachen so viel Schmerzen und pressen unzählbahre Thrä-

nen aus. Der Genuß von so vielen vergnügenden Dingen wird auf so viele Jahre aufgehoben, ein grosser Mangel eingeführet, und die Menschen müssen arbeiten ohne etwas dadurch zu gewinnen. Es ist zwar wahr, daß die Laster auf der andern Seite auch manchen Menschen Nahrung und Reichthümer verschaffen. Die Anzahl dieser aber langet bey weiten nicht an die Menge derer, welche durch dieselben unglücklich werden, und bey der Tugend könnten glücklich seyn. Es wird dieses deutlicher erhellen, wenn wir die vornehmsten einzelnen Rechnungen unsers Schriftstellers durchgehen und die Unrichtigkeit derselben entdecken. Vorher aber mache ich noch diese Anmerkung. Soll das die Tugend zu einer schädlichen Sache machen, daß dieses oder jenes Volk dabey nicht so groß und mächtig seyn würde, wie es ietzo bey den Lastern ist, so sind auch die Regeln unsers Schriftstellers, auf welche er das Glück der Völker bauet, eben diesem Endzweck entgegen. Er macht zu einem Grundgesetze: die fremden Waaren, so man in ein Land einführet, müssen nie diejenigen einheimischen übersteigen, welche

aus-

ausgeführet werden. Wenn alle Völker diese Regel beobachteten, so würden diejenigen, welche anietzt dadurch so reich und mächtig sind, daß sie mehr einheimische Waaren in fremden Ländern absetzen, als sie auswärtige Waaren verbrauchen, keine so mächtige Staaten ausmachen, als sie wirklich thun. Kein Land würde alsdenn mehr Reichthümer haben, als ihm sein eigener Boden schenkte. Wenn z. E. Deutschland von den Engelländern nicht mehr Waaren kaufte, als Engelland von den Deutschen wieder annähme, so würde Engelland von den Reichthümern Deutschlandes keinen Pfennig an sich ziehen. Es würde auch, wenn die Spanier dieser Regel folgten, von dem spanischen Golde und Silber nichts erbeuten, und folglich die Macht nicht haben, die es auf die Unkosten anderer Völker besitzet. Heisset derowegen die Tugend schädlich, weil einige Völker und einzelne Personen dabey verlieren würden, so ist dieses Grundgesetz unsers Vertheidigers der Laster ebenfalls verwerflich. Es begreift aber ein ieder gar leicht, daß man bey Beurtheilung der Gesetze, auf welche man die Glückseeligkeit des menschlichen Geschlechts bauen will, nicht auf das

Glück eines einzelnen Volkes oder Menschen, sondern auf das Ganze sehen müsse.

§ 77.

Ob Geizige u. Verschwender nothwendig sind um Gewerbe in der Welt zu machen.

Wenn aber dieses richtig ist, so können wir zeigen, wie gar schlecht einige Rechnungen gerathen, worauf unser Schriftsteller so viel bauet. Alle gehen sie dahin: die Laster geben mehrern Menschen Beschäftigungen und Brodt als die Tugend. Die Laster seyn nebst den physicalischen Uebeln allein die Qvelle von so vielen Erfindungen, Künsten und brauchbahren Sachen. Die Tugend könne unmöglich viele Menschen beschäftigen und ein Volk groß machen *). Wäre kein Geiziger, der grosse Summen zusammen scharrete und schändlich genug wäre, sich auch durch falsche Eide zu bereichern: wäre Niemand, der grosse Schätze zusammen brächte, die Wittwen- und Waisen-Thränen kosteten, so könnte kein Verschwender seyn, der dieses Vermögen durchbrächte. Wäre kein Verschwender, so hätten so viel Menschen nicht zu leben, die sich von ihm nehren **). Folglich seyn die Laster der Welt

*) Tom. II. pag. 212.
**) Tom. II. p. 191. Tom. I. Remarque I et K.

Welt nützlicher, als die Begnügsamkeit und ein ordentlicher Haushalt. Es hat dieses einen sehr grossen Anschein. Er wird aber verschwinden, wenn wir die Sache in ihrem Zusammenhange genauer einsehen. Es ist am Tage und unser Schriftsteller muß selber bejahen, daß wenn ein grosser Verschwender seyn soll, ordentlicher Weise und gemeiniglich andere gedruckt werden. Soll Jemand unmässigen Aufwand machen, so müssen insgemein einige hundert, ja mannichmahl einige Millionen Schweiß und Thränen vergiessen, damit sie dasjenige zusammen bringen, was ein Solcher zerstreuet. Diese müssen folglich, wie die Erfahrung lehret, sich elendig behelfen. Sie müssen auf das schlechteste essen und trinken, ihre Kleider so lange flicken, als nur möglich ist, vielmahls barfuß gehen und in einer sehr schlechten Hütte wohnen. Würden sie nicht so gepreßt, so würden sie selber mehr verzehren, sich besser kleiden und bequehmer wohnen. Würde es denn nicht eben so viel Gewerbe und Handel geben, wenn diese viele dasjenige verthäten, was jener einzige durchbringet? Ja man würde eben

so viel Verkehr und doch weniger Schmerz und Misvergnügen haben. Man wendet ein, wenn die Niedrigen nicht so sehr von Geizigen, Hochmüthigen und Verschwendern geängstiget werden, so arbeiten sie nicht so viel, als sie thun müssen, wenn dergleichen Treiber hinter ihnen sind, und folglich nehren sie nicht so viele andere, als wenn Geizige sie aussaugen, und Verschwender wiederum andere damit futtern. Es ist aber auch dieses wieder die Erfahrung. Wenn Jemand gar zu sehr gedrücket wird, und gar zu wenigen Genuß von seiner Arbeit hat, so wird der Mensch träg, und verliert allen Muth zur Arbeit. Ich erinnere mich, daß unser Verfasser dieses selber an einem gewissen Orte angemerkt. Geniesset aber der Mensch auch etwas für seine Arbeit, so wird er desto fleissiger. Ich kenne Gegenden, wo Leute gar zu sehr mitgenommen werden, und sie zu gar nichts kommen können, und sind daher ganz faul, bestellen ihren Acker schlecht, leben ganz elend und verursachen wenig Gewerbe. Ich kenne aber auch andere Gegenden, wo die Leute mehr Freyheit haben und geschont werden. Sie bringen etwas vor

sich,

sich, bauen sich schöne Häuser, tragen gute Kleidung, und essen und trinken besser, wie jene, und eben diese Vergnügen reizen sie, daß sie freywillig Tag und Nacht arbeiten, und allerhand Handwerkern zu thun geben. Unser Schriftsteller meinet zwar, daß, wenn die Begnügsamkeit in einem Volke herrschte, selbiges ganz todt und nackend von allen Erfindungen seyn würde. Es ist dieses der schon oft bemerkte Fehler unsers Verfassers, daß er meinet, die Tugend mache lebendig todte Menschen, und es sey kein Mittelgrad zwischen einem lasterhaften und einem ganz schläfrigen und lebloſen Menschen. Die Begnügsamkeit, welche die Tugend fordert, bestehet ja nicht in einer Unempfindlichkeit, sondern in einer solchen Mäſſigung unserer Begierden, daß wir Niemand etwas mit Unrecht abzwacken, und nicht mehr auf unser Vergnügen wenden, als unsere Einnahme füglich leidet. Folget denn aber hieraus, daß ein solcher gar keine Begierden mehr habe, und keinen Aufwand mache? Kann Niemand als ein liederlicher Verschwender eine Begierde zu einem schönen Garten, zu einem beqvehmen Hause, zu einer

wolschmeckenden Speise, einem guten Getränk, einem schönen Kleide und zierlichen Hausgerathe haben? Wer wollte so verwegen und auch so ungerecht verfahren, und einen solchen Satz bejahen? Diejenige Begnügsamkeit, zu welcher die Tugend verpflichtet, macht den Menschen nicht unempfindlich, sie lässet ihm die Begierde zu allen dergleichen Dingen. Sie mässiget selbige nur dergestalt, daß nicht einer allein alles hat, sondern den übrigen auch etwas zu ihrem Vergnügen gelassen werde.

§ 78.

Ob die grossen Verschwender nothwendig sind.

Aus demjenigen, was anjezt beygebracht worden, können andere Rechnungen aufgelöset werden. Man meinet, es sey gar zu deutlich, daß die Fleischer und die das Vieh erzögen, ingleichen die Weinhändler, Brauer, u. d. g. nicht so viel Gewerbe hätten, wenn nicht üppige Verschwender wären, die grosse Gastereyen anrichteten und mehr verthäten, als die Tugend litte. Die Antwort ist leicht. Verzehrte jener grosse Herr, der von seinen Unterthanen lebet, weniger, und preßte daher selbige nicht bis aufs Blut, so giengen seine Untergebene nie hungrig auf das Stroh. Sie

ässen nicht bloß ein wenig trocken Brodt, sondern genössen auch zu Zeiten etwas Fleisch. Sie blieben nicht bey dem Wasser, sondern tränken unterweilen ein wenig Bier oder Wein. Und so würden einige tausend eben so viel verzehren als jener allein. Ja sie würden noch ein grösser Gewerbe machen. Die Erfahrung lehret, daß wenn eine Haushaltung erst dahin gebracht worden, daß sie gar keinen Vorschuß mehr hat, weder der Acker noch die Viehzucht wol gewartet werden kann. Folglich erwirbt man so viel nicht, als man bey einigen Vorschuß heraus bringen könnte. Derowegen kann auch so viel nicht verzehret werden, und der Verschwender kann daher auch so viel Geld nicht in Zirkel treiben, als unter den Leuten herumgehen würde, wenn er die Seinigen weniger preßte. Ein ander Verschwender hat seine Nahrung aus der Handlung. Entweder er selber oder seine Vorfahren haben die Summen erworben, die durchgebracht werden. Wo kommen aber selbige her? Ehe ich dieses beantworte, muß ich nur noch einmahl anmerken, daß hier von dergleichen Verschwendern die Rede, als unser

ser Schriftsteller haben will, und zur Glückseeligkeit der Welt erfordert. Es sind solche, welche mehr vergeuden, als sie mit Recht haben, die entweder Vorfahren gehabt, die andere ausgesogen, Wittwen und Waisen Thränen ausgepreßt *), mit Betrug und Ränken umgegangen, oder selber auf eine solche Arth ihren unmässigen Aufwand herbey schaffen. Von Leuten, die von einem gerechten Erwerb einen grossen Aufwand machen, wird hier nicht geredet. Unser Verfasser behauptet die Nothwendigkeit jener Gattung, wenn anders die Welt soll glücklich seyn. Wenn wir uns nun einen solchen Handelsmann vorstellen, woher hat er seinen Aufwand? Selbiger hat folgende Qvellen. Er verkürzet den Fabricanten und ihren Gesellen den Lohn, und verursachet dadurch, daß sie weit schlechter leben müssen, als sie sonsten thun würden. Eben so macht er es mit den übrigen Arbeitsleuten, mit den Schiffern und allen, die sich von ihm ernehren müssen. Anbey betrüget er, wen er kann. Zuletzt macht er einen Bankerut und nöthiget dadurch eine grosse Anzahl

*) Tom. II. pag. 191. 192.

zahl zu darben, die sonst wol und vergnügt leben würden. Es ist also leicht zu begreifen, daß alle grosse Verschwender machen, daß eine ansehnliche Menge Menschen wieder ihre Neigung Noth leiden müssen, die sonsten verzehren und andere ernehren würden. Ein grosser Verschwender vermehrt folglich das Gewerbe gar nicht.

§ 79.

Ob durch die Laster mehr Kleider verbraucht werden, als bey der Tugend.

Eine andere Rechnung ist diese. Ein üppiger Verschwender und ein stolzer Geck lassen weit mehr Kleider machen, als irgend ein Weiser und Tugendhafter thun würde. Ueppigkeit und Stolz nehren daher mehr Leute als Weisheit und Tugend. Weise Leute werden nicht leicht mehr als ein Kleid haben, weil die Bedeckung ihrer Blösse nicht mehr erfordert *). Bey dieser Rechnung ist erstlich falsch, daß kein Tugendhafter mehr als ein oder ein Paar Kleider haben könne. Wie streitet doch dieses mit der Weisheit und mit der Tugend? wenn ein Vermögender ein Winter- und Sommerkleid, ein anders im Regen, ein anders bey gutem Wetter, ein an-

*) Tom. I. pag. 133. 134.

anderes auf der Jagd, ein anderes in Gesellschaft, und ein anderes auf seiner Arbeitsstube anziehet. Warum soll es wieder die Tugend seyn, dem natürlichen Triebe zur Abwechselung und der Begierde des Auges allerhand schöne Farben zu sehen, ein Gnüge zu thun, wenn man das Vermögen dazu hat? Ein Weiser kann dieses alles thun. Nur wird er kein solcher Geck dabey, daß er seine Ehre und seinen ganzen Wehrt aus der Schönheit der Kleider holet, und Jedermann verachtet, der sich nicht so prächtig kleiden kann. Er wird ferner hierinne nicht so viel verschwenden, daß solches den Pflichten, welche er seinem Hause und andern schuldig ist, nachtheilig werde, sondern wird eine gehörige Maasse darinne halten.

Zweytens sage man mir doch, ob das gemeine Wesen dadurch so gar viel gewinne, wenn sich iemand eine übermässige Anzahl Kleider machen lässet. Werden dadurch mehr Kleider verbraucht in der Welt, als wenn sich Jemand zwey oder drey Kleider auf einmahl zulegt, und selbige, so weit es ihm beliebt, abträget, und hernach wieder neue kauft? Wie gehet es denn den grossen Kleiderkammern? Ein Theil derselben

wird

wird verschenket, ein ander Theil aber an die Juden oder Meistbietenden verkauft, und ein ieder Lappe aus denselben wird so lange gebraucht, bis er ganz abgenutzt ist. Diejenigen also, welche sich in diese Kleider vertheilen, kaufen so lange denen Handelsleuten nichts ab, als sie sich mit diesen behelfen können. Macht also ein Kleider-Thor auf der einen Seite ein Gewerbe, so hindert er es auch auf der andern Seite wieder. Kauft er hundert Kleider, so hüllen auch mit der Zeit hundert Leute ihren Körper hinein, die alsdenn nichts anders kaufen. Es wird hierdurch nichts gewonnen als etwa ein halbes Schneiderlohn, so bey Veränderung des Kleides angewendet werden muß, und dieses, daß derjenige ein etwas feiner Kleid träget, der sich sonst mit einem gröbern behelfen würde. Indessen hält auch ein recht gutes von feinem dichten Tuch oder von dicken seidenem Stoff so lange als zwey bis drey andere Kleider, die sonst ein solcher tragen würde. Rissen diejenigen, welche sich hundert Kleider machen lassen, dieselbe in kurzer Zeit ganz und gar auf, so würde solches dem Gewerbe aufhelfen.

Doch

Doch auch dieses könnte die Nahrung nicht vermehren. Denn betrachtet jene grosse Kleiderkramer, die da wollen, daß man nach den vielen Ellen Stoff, die sie zerschneiden lassen, die Grösse ihres Verstandes ausmessen soll, und welche in der Menge glänzender Anzüge die Unsterblichkeit ihres Nahmens suchen, wie vielen andern ziehen sie die Kleider aus, und zwingen sie nackend zu gehen? Wie viele müssen ihrentwegen hungern, und sich elendiglich behelfen? Wie viele Handels- und Handwerksleute müssen ihnen borgen, welche nie bezahlt werden? Ist denn dieses eine von den grossen Stützen der Glückseeligkeit der Welt? Heisset dieses das Gewerbe blühend machen? Kann hierdurch ein Volk reich, groß und ansehnlich werden? Ich muß abbrechen, damit mich nicht ein angeflammtes Feuer zu hitzigen Ausdrücken verleite. Es fällt mir ein, ob man nicht einen besondern grossen Orden für solche Stützen der Völker zu stiften hätte, deren Gelübde sich aus dem Vorhergehenden bestimmen liesse, und von ganz besonderer Arth seyn würde.

§ 80.

§ 80.

Bis hieher habe ich untersucht, ob die grossen Verschwender zur Glückseligkeit der Menschen nothwendig sind. Nun muß ich auch von den kleinen Brüdern dieser Zunft noch handeln. Bey jenen bekommt die Verschwendung die Namen einer Gastfreyheit, einer Freygebigkeit und einer erhabenen Pracht. Bey diesen nennt man sie Liederlichkeit und Ueppigkeit. Auch diese soll nothwendig seyn. Der Beweis ist gar sonderbar. Ich finde hier Gelegenheit einige von den ganz offenbaren Wiedersprüchen anzuführen, deren eine gar ansehnliche Menge in der Fabel von den Bienen und deren Erläuterungen anzutreffen sind. Man erwege nur folgenden Beweis. Wenn die Handwerkspursche anfiengen weniger liederlich, oder daß ich gelinder rede, weniger verschwenderisch zu seyn, so würden sie z. E. von der Arbeit, die sie in vier Tagen der Woche vollbrächten, leben können, da sie zu ihrem ietzigen Unterhalt fünf Tage arbeiten müssen. Sie würden alsdenn ihren Meistern Trotz bieten, sie würden es ihrem Munde entziehen, und sich noch da-

Ob die niedrigen und kleinen Verschwender nothwendig.

zu verschulden um das Vergnügen zu haben, an Festtagen ausschweifen zu können. Ein Mensch arbeitet weiter nicht, als ihn die höchste Noth treibet. Wir sehen, daß die Handwerkspursche des Montags in keine Werkstelle gehen, wenn sie nur noch zwey Schillinge in der Tasche haben. Wer würde Arbeit von ihnen hoffen können; wenn sie funfzehn oder zwanzig Guinees in der Tasche hätten? Wenn ein Kaufmann eine Versendung von Tuch hätte, so würde er alle Arbeit allein thun müssen, und an statt der zwölfe, die ihm sonst gearbeitet, keinen einzigen Gehülfen haben. In Jahres-Frist würde halb London ohne Schuh gehen müssen (*). Man bemerke, unser Verfasser nimmt hier an, daß eine ganze Nation haushälterisch (frugal) würde, und will zeigen, was für unleidliche Unbequemlichkeiten daraus erfolgen würden. Er nimmt an, daß man den fünften Theil weniger verzehrte, als von denen, die nicht haushälterisch sind, anietzt geschähe. Hieraus und aus der Liebe aller Menschen zur Bequemlichkeit leitet er her, daß die Handwerksleute und Tage-

(*) Tom. I. pag. 240. 241.

Tagelöhner nur vier Tage in der Woche arbeiten würden, da sie ietzt gewöhnlicher massen fünf und einige auch wol sechs Tage fleißig wären. Folglich würden sie drey Tage in der Woche müßig gehen. Die ersten vier Tage würden sie sparen, damit sie die Festtage über schwermen, das ist verschwenden und alles herdurch bringen könnten, und weil der Verdienst von vier Tagen nicht reichte, würden sie noch Schulden dazu machen. Was für ein augenscheinlicher Wiederspruch liegt hierinne? Man setzet zum Voraus, eine ganze Nation soll haushälterisch geworden seyn und in vier Tagen so viel verdienen, daß sie die ganze Woche über genug hat, und soll doch auch zugleich liederlich bleiben, fressen, saufen und sich verschulden. Wer kann dieses mit einander reimen? Noch ein Wiederspruch. Eine Nation, wenn sie sparsam würde, so würde sie nur vier Tage in der Woche arbeiten, und dennoch würden die Handwerkspursche leicht zu funfzehn bis zwanzig Gvinees kommen, und ganz und gar aufhören zu arbeiten, und halb London würde keine Schuh bekommen können und barfuß gehen müssen. Erstlich woher soll

der Gewinst von so vielen Gvineen gleich kommen, wenn die Leute bey einem ordentlichen Haushalt alsobald von der Arbeit lassen? Und wie lange kann man denn wol in London bey zwanzig Gvineen faullenzen und verzehren? Noch ein Wiederspruch. Unserm witzigen Verfasser ist bange, daß wenn die Handwerksleute anfiengen einen ordentlichen Haushalt zu führen, man den fünften Theil Arbeit weniger, und folglich nicht so viele Arbeit als das gemeine Wesen nöthig hätte, von ihnen haben würde, weil sie von weniger Arbeit leben könnten. Wenn er aber an einem andern Orte (*) untersucht, warum Sturm und der Untergang so vieler Schiffe, grosse Feuersbrünste und dergleichen Unglücksfälle nothwendig wären, so giebt er zur Ursach an, weil sonsten die Handwerker nicht so viel würden zu thun haben, daß sie ihren nöthigen Lebensunterhalt dadurch gewinnen könnten. Man wird nicht behaupten können, daß mehr als der fünfte Theil von Waaren durch Unglücksfälle verlohren gehe. Unglücksfälle raffen bey weiten so viel nicht hinweg. Es müste sonst

(*) Tom. II. pag. 205. 206. 198. 199.

sonst allezeit die fünfte Schiffsladung zu Grunde gehen, das fünfte Haus, die fünfte Scheuer abbrennen, das fünfte Theil der Fluren verhageln und so weiter fort. Man begreift leicht, wie viel Unrichtigkeit in dieser Rechnung. Ich will aber annehmen, daß der fünfte Theil von allen Waaren, welche durch die Arbeit der Menschen erhalten werden, durch Unglück vernichtet werden. Wenn derowegen diese Unglücksfälle nicht wären, so hätte man den fünften Theil Arbeit, so ietzt geschicht, nicht nöthig, es behielten die Menschen indessen doch so viel Arbeit, daß sie davon bey einem ordentlichen Haushalt leben könnten. Denn unser Verfasser nimmt an, daß wenn die Menschen wollten häuslich seyn, sie mit vier Fünftheil ihrer ietzigen Arbeit völlig könnten auskommen. Es stehet also aus den eigenen Gedanken unsers Verfassers wieder ihn selber zu schliessen, daß zu der Unterhaltung der Menschen weder die Verschwendung noch die Vernichtung vieler Waaren durch Unglücksfälle nothwendig sey. Hören die Unglücksfälle auf, so braucht man weniger Arbeit. Und wird man haushälterisch,

so kann man mit wenigeren auskommen. Man wendet ein, mit einem so ordentlichen Haushalt und mit der Aufhebung der Unglücksfälle würde ein grosser Theil des Vergnügens so vieler Menschen aus der Welt verbannet. Der Handwerkspursche könnte seine Neigungen niemahls vergnügen, er könnte die Feyertage niemahls saufen noch schwermen, und folglich würde für ihn eine ganz traurige Lebensart eingeführet. Auch dieser Einwurf fällt weg. Erstlich, wenn der Handwerckspursche, wie unser Verfasser hier annimmt, tugendhaft und haushälterisch würde, so veränderte sich ja auch sein Geschmack, und seine ietzige tolle und rasende Freude würde ihm ein Eckel, und er suchte seine Ergötzungen an andern unschuldigen Dingen, deren ihm ja die Welt eine sehr grosse Anzahl darbietet. Zweytens frage ich, ob denn die lustigen Raserey en liederlicher Handwerkspursche von einem so ausnehmenden Werth, daß selbige verdienen mit dem frühzeitigen Tode so vieler unterfinkender Bootsleute und mit dem Gram so mancher zu Grunde gehender Kaufleute und mit den Thränen so vieler Wittwen und Waisen, so dabey

bey leiden und zum Theil in die äusserste Armuth gerathen, erkauft zu werden? Ist denn die Lust jener so gar überwiegend gegen den Kummer dieser Armen?

§ 81.

Fortsetzung des vorigen.

Durch dasjenige, was ich anietzt beygebracht, habe ich nur zeigen wollen, wie die verschiedenen Sätze, welche unser Schriftsteller zur Bestreitung der Tugend, hie und da annimmt, und die verschiedenen Rechnungen, so er macht, sich selber aufheben, und einander entgegen sind. Nun aber will ich auf dasjenige kommen, was nach meiner Einsicht in der ietzt unter Handen habenden Rechnung falsch ist. Unser Verfasser meint, wenn der Handwerkspursche haushälterisch und nicht verschwenderisch und liederlich wäre, so fielen alle Bewegungsgründe zur Arbeit weg, er würde den Meister Trotz bieten und niemanden gut thun. Sind denn sonst gar keine Triebfedern zum Fleiß vorhanden, als die Begierde zu schwelgen und zu schwermen? Hat die Natur sonst keine Triebe, die da können rege gemacht werden, als die Neigung zur Ueppigkeit? Alle Menschen haben von Natur einen

Trieb zur Ehre, zur Bequemlichkeit, ingleichen etwas gutes zu essen und zu trinken, ein eigen Hauswesen anzufangen, Frau und Kinder zu ernehren, allerhand Hausgerath zu haben, und was dergleichen mehr. Man mache diese Triebe so rege, als den Trieb zu allerhand ausschweifenden Ueppigkeiten, oder suche nur diesen zu unterdrücken, so werden sich die andern von selbst regen und den Menschen zur Arbeit treiben. Diejenigen von Handwerkspersonen, welche liederlich sind, finde ich in folgenden Umständen. Sie haben nicht mehr denn zwey oder drey Hemder, und selbige sind dazu wohl zerrissen. Ihr Kleid kann kaum noch zusammenhangen. Schuh und Strümpfe wollen von den Füssen fallen. Sontags und Montags schwelgen sie und die übrigen Tage leben sie elend. Diejenigen, so Frau und Kinder haben, lassen selbige nackend gehen und darben. Die Unverheiratheten bringen nichts vor sich, um mit einiger Bequemlichkeit einen eigenen Haushalt anzutreten. Die kurze Lust, die sie sich machen, müssen sie daher mit einer grossen Unlust erkaufen. Wenn nun diesen Leu-

ten

ten die leichtsinnige Begierde zur Schwelgerey benommen würde, fielen damit alle bewegende Ursachen zur Arbeit hinweg. Verlöhre die Liederlichkeit bey ihnen die Herrschaft, so würden sie begierig werden gute Wäsche und Kleidung zu haben, sie würden etwas sammlen, um mit der Zeit ein eigenes Hauswesen führen zu können. Die Verheiratheten würden für Frau und Kinder besser sorgen. Insgesamt würden sie nicht heute schwelgen und morgen Mangel leiden, sondern ihren Verdienst eintheilen, daß sie täglich etwas zu ihrer Erqvickung und Vergnügen hätten. Und würde alsdenn weniger Gewerbe unter den Menschen seyn? Ist es nicht gleich viel in Absicht auf das Gewerbe, ob iemand alles verschwelget, und nackend gehet, oder wenn er nüchtern und mäßig lebet, und gute Wäsche und Kleidung anschaffet? Ist es nicht gleich viel, ob iemand an einem Tage einen Thaler durchbringet, und sechs Tage schlecht lebet, oder wenn er sich von dem Thaler sieben Tage etwas zu gute thut? Ist es nicht gleich viel, ob der Mann alles verschleudert, und Frau und Kinder darben lässet, oder wenn

der Mann das Seinige mit Frau und Kindern theilet? Man begreife doch einmal, daß wenn die Laster auf der einen Seite das Gewerbe befördern, sie selbiges auf der andern Seite wieder eben so sehr hindern, und daß sie eine Lust mit vervielfältigter Unlust zeugen. Eine lustige Stunde zeuget zwanzig verdrießliche, und die unbändige Freude eines einzigen gereicht zehn andern zur äusserstenLast. Die Tugend aber vertheilet alles ordentlich und macht ein vergnügtes Gewerbe. Sie gewehret eine sanfte Lust, und verhütet, daß keines das andere beschwehret. Ich weiß zwar wohl, was unser Schriftsteller und seine Freunde darauf antworten. Sie sagen, in eine so ordentliche Form, als ich anietzt angegeben, sind die Menschen nicht zu bringen. Soll dieser nicht mehr schwermen, so wird er auch nicht mehr arbeiten. Um eines Kleides, um Frau und Kinder willen, um einen täglichen guten, aber mäßigen Bissen wird er nicht fleißig werden. Es ist dieses ein süsser Traum. Ich antworte: es ist hier nicht die Frage, wie man anietzt die Welt findet; sondern wie sie seyn würde, wenn die

die Tugend eine allgemeine Herrschaft über die Gemüther bekäme. Ich muß sie ja daher so ordentlich und weise annehmen, als sie bey einer wahren Tugend seyn würden. Wollte iemand behaupten, daß die Tugend bey einer solchen Art Geister, als unsere Seelen sind, ganz und gar unmöglich wäre, der darf die Frage auch nicht abhandeln, ob die Welt glücklicher oder unglücklicher dadurch werden würde.

Die Untersuchung davon wäre eben so klug, als wenn iemand etliche Bände darüber schriebe, ob es sich mit einem hölzernen Bügeleisen gut streichen liesse, oder ob sich ein viereckigter Cirkel gut zu einer Rennbahn schickte. Unser Schriftsteller verfährt hiebey ganz sonderbar. Er fragt: ist die Tugend einem Volke heilsam oder nicht? Er antwortet: bey einer wahren Tugend müsten die Menschen mit den Schweinen Eicheln fressen. Dieses zu beweisen, setzt er eine ganz todte oder höchst lasterhafte Tugend. Einmal dichtet er eine Tugend, die alle Beqvemlichkeit verachtet, alle Ergötzungen der Sinne von sich stösset und weiter nichts geniessen mag, als was unumgänglich zu der allerschlechtesten

testen Erhaltung des Lebens nothwendig ist. Das andere mahl macht er sie ganz lasterhaft. Er verwandelt den liederlichen Verschwender in einen ordentlichen Haushalter. Mit dieser guten Verwandelung aber soll er sogleich ein boshaftiger Mensch werden. Da er seinen Verdienst nicht mehr liederlich verschwenden soll, so will er auch nicht mehr fleißig seyn. Da er den Erwerb von einigen Tagen nicht auf einmal herdurch bringen soll, so will er auch nichts verdienen, um täglich etwas angenehmes in einer gemäßigten Eintheilung zu geniessen. Um Frau und Kinder willen will er nicht fleißig seyn. Wendet man ein, daß dieses keine tugendhafte Verwandelung seyn würde; so ist die Antwort: eine andere Gesinnung des Menschen sey ganz nicht möglich und nicht zu hoffen. Sollte z. E. Geiz und die Begierde zu der oben nach dem Sinn unsers Verfassers beschriebenen ungerechten und liederlichen Verschwendung aufhören, und eine weise und tugendhafte Begnügsamkeit und ein ordentlicher Haushalt unter den Menschen gemein werden, so würde man sich der Faulheit ergeben und lie-

ber arm seyn, und folglich die Seinen darben lassen als arbeiten. Alle andere Triebe und alle andere Bewegungsgründe der Tugend würden nicht hinreichen, den Menschen emsig zu machen (*). Streitet es denn mit der menschlichen Natur, daß ihn der natürliche Trieb zu andern höchst angenehmen Empfindungen eine gemäßigte Begierde zu einem guten Hause, schönen Garten, reiner Kleidung, guten Stück Essen, und die Liebe zu Frau und Kindern zur Arbeitsamkeit reizen? Sind es denn Geiz und verschwenderische Wollust ganz allein, die iemand können fleissig machen?

Wenn der Verfasser vorgiebt, daß, wenn die Handwerkspursche aufhörten liederlich zu seyn, und anfiengen haushälterisch und ordentlich zu werden, sie sehr trotzig gegen ihre Meister seyn würden, so müssen die Gemüther in Engelland ganz anders seyn, wie hier in Teutschland. Hier sind die ordentlichen Leute am allerleidlichsten, und die liederlichen, die keinen Rock

(*) Man überdenke genau, was unser Schriftsteller Tom. I. pag. 105. 106 saget, so wird man finden, daß ich ihm nichts beylege, was nicht in seinen Sätzen enthalten.

Rock auf dem Leibe und keinen Pfennig in der Tasche haben, sind die allerpatzigsten. Wenn ich zu allen unsern Herrschaften gienge, um einen nackenden Menschen bey ihnen unterzubringen, und versicherte ihnen, daß er einer von den besten Gliedern der menschlichen Gesellschaft, und er würde sehr unterthänig und fleißig seyn, denn er versöffe, verspielte und verhurte alles, was er könnte aufbringen; so würde ich keine einzige antreffen, die ihn annehmen wollte. Hier findet man die ordentlichen und tugendhaften Hausgenossen am erträglichsten.

§ 82.

Ob liederliche Bauern für das gemeine Wesen vortheilhaft.

Von den kleinern Verschwendern in den Städten komme ich auf die kleinen Verschwender auf dem Lande. Ich habe nicht selten gehöret, daß solche, die Brauereyen und Branteweinsbrennereyen auf dem Lande haben, diese Art Leute für sehr nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft und für rechte Stützen der gemeinen Wohlfahrt ausgeben. Sie sollen das Gewerbe fördern und das Geld in einen Umlauf bringen. Man reizet sie daher auf allerhand Art zum Gesöff und Schwelgereyen.

en. Man giebt ihnen Bierfiedler und grobe Possenreisser, und locket sie damit, besonders an denen Tagen, die zur öffentlichen Andacht geordnet sind, in die Schenken zusammen. Thut ein frommer Geistlicher dagegen Vorstellung, so heisset solches, wenn man recht glimpflich ist, eine heilige Einfalt. Es ist merkwürdig, wenn ein solcher liederlicher Mensch unterwegen, da er zum Herrendienst gehen soll, in einem Branteweinshause hangen bleibt, ein paar Stunden zu spät kommt, und sich durch das Gesöff zur Arbeit ungeschickt macht, so wird er hart gestraft und ihm seine Liederlichkeit mit allen möglichen Scheltworten verwiesen. Wenn er aber an denen Tagen, die zur öffentlichen Verehrung des unendlichen Schöpfers, zu einer feierlichen Betrachtung seiner weisen Regierung, Liebe und Wohlthaten, und zu einer Vorbereitung der Ewigkeit geheiliget sind, zurück bleibet, säuft, schändliche Lieder singet und herbrüllet, so ist er ein sehr nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft, ein würdiges Geschöpf GOttes. Und warum? Er säuft Bier und Brantewein, so seine Herrschaft brauet und brennet. Menschen,

schen, welche die Tugend blendet, haben ein zu stumpfes Gesicht diesen Nutzen zu erkennen. Ich will aber einmal einen Versuch thun, und durch Rechnung ausmachen, ob der Nutzen, den diese Leute bringen sollen, so groß sey, als man sich vorstellet. Man weise mich nicht ganz ungehört mit meiner Rechnung ab, mit dem Vorwand, daß ich ein Geistlicher sey. Ich habe ehmals nicht anders geglaubt, als daß ich einen Prediger und Ackermann zugleich würde abgeben müssen. Ich habe derowegen einige Zeit darauf verwandt den Landhaushalt und Ackerbau zu erlernen. Ich halte mich also berechtiget zu fordern, daß man mich in dieser Sache nicht als einen ganz unwissenden Richter verwerfe. Ich habe aber folgendes wahrgenommen. Die Aecker der liederlichen Bauern werden schlecht bestellt und tragen wenig Frucht. Es hat dieses verschiedene Ursachen. Ich führe die vornehmsten nur an. Ein liederlicher Bauer verkauft nicht nur seinen Ueberfluß von Früchten und Stroh, sondern auch einen Theil desjenigen, was er dem Vieh geben müste, um selbiges im guten Stande zu

er-

erhalten. Seine Pferde und Ochsen werden daher mager und schwach. Er kann den Acker nicht gehörig zwingen und zu rechter Zeit bestellen. Indem er das Vieh schmachten lässet, bekommt er wenigen Mist und das Land wird mager. In dem Hause eines solchen Menschen ist alles in grosser Unordnung. Man zanket, man schlägt sich darinne. Nichts geschiehet zur gehörigen Zeit. Die Faulheit bemächtiget sich der versoffenen Glieder, und die Uebrigen des Hauses macht der Verdruß und die Verzweifelung nachlässig. Ursachen genug, warum der Acker eines liederlichen Bauers unmöglich so fruchtbahr seyn kann, als das Land eines mässigen, fleissigen und ordentlichen Ackermanns. Ich darf ganz gewiß annehmen, daß der Acker eines liederlichen Bauers den dritten Theil weniger thut, als er thun würde, wenn er von fleissigen Händen bearbeitet und gepfleget würde. Diejenigen Herren aber, welche die Brauereyen auf dem Lande haben, pflegen auch insgemein den Zehnten von dem Lande der Bauern zu ziehen. Wo aber gute Ländereyen sind, schlägt man den Zehnten von einem Acker oder

Morgen auf einen halben Thaler an. Bringet nun der Acker eines liederlichen Bauers den dritten Theil weniger als das Land eines ordentlichen Ackermanns, so verlieret der Zehntherr den sechsten Theil eines Thalers an einem Morgen. Hat nun ein solcher Bauer jährlich zwanzig Acker bestelltes Land, so verliert der Zehntherr jährlich drey und einen halben Thaler. Um den Fleischzehnten stehets auch schlecht. Man kann also rechnen, daß der Zehntherr bey einem liederlichen Bauer jährlich auf die vier Thaler verliere. Sollte er aber wol mehr bey demjenigen Bier und Brantewein, so dieser liederliche Mensch über dasjenige säuft, was er sonsten bey einem ordentlichen Haushalt mit den Seinigen verthun würde, gewinnen? Ist an einigen Orten das Land von Natur schlecht, und der Acker bringet weniger, so hat der Bauer solches Landes desto mehr, und was also der Güte abgehet, ersetzet die Menge. Meine Rechnung wird daher auch an solchen Orten statt finden. In vielen Fällen ist überdem gewiß, daß ein mässiger und ordentlicher Bauer mit den Seinigen mehr Bier trinket, als der lie-

liederliche Säufer. Dieser letztere trinket für sich allein gut Getränke. Seine Hausgenossen aber müssen sich an schlechtes Nachbier oder Wasser halten. Dennoch aber kommt er bey Versäumung seines Ackers in sehr wenigen Jahren dahin, daß er ebenfalls darben muß. Der mässige, ordentliche und fleissige Bauer aber geniesset durch seine ganze Lebenszeit nebst den Seinigen dann und wann zu seiner Erqvickung einen guten Trunk. Wenn man derowegen zwey gleich lang lebende Bauern mit einander vergleicht, davon der eine ordentlich, der andere aber liederlich ist, so wird jener gewiß mehr verzehren und mehr Gewerbe verursachen, denn dieser. Um noch deutlicher zu machen, wie schädlich liederliche Bauern dem gemeinen Wesen seyn, so will ich folgendes noch anführen. Ich habe in einer gewissen Gegend diese Gewohnheit gefunden. Es wohnen zwey Meiersleute neben einander. Der eine ist ordentlich, spahrsam und fleissig, und bringet seinen Hof in einen sehr guten Stand, und kann alles abtragen, was er schuldig ist. Der andere aber ist liederlich und faul, und läs-

set seinen Hof so verfallen, daß er das Schuldige nicht geben kann. Damit nun die Herrschaft hierbey schadlos bleiben möge, so jagt man den Liederlichen entweder ganz weg, oder wenn man ihn aus Mitleiden gegen seine Kinder gern erhalten will, so wechselt man diese Meierleute, und setzt diesen auf den wolbestellten Meierhof, jenen aber auf den verfallenen, um ihn durch den Fleiß eines ordentlichen und mässigen Meiers wieder in guten Stand zu bringen, damit man von beiden Höfen die gewöhnlichen Gefälle ziehen könne. Beweiset man durch ein solch Verfahren nicht, daß man einen liederlichen Bauer nicht so nützlich finde, als einen mässigen, ordentlichen und fleissigen Ackersmann? Und welcher von beiden sollte wol das mehreste Gewerbe im gemeinen Wesen verursachen? Jener, der da eine Zeitlang säuft und spielet, und die Seinigen darben und nackend gehen lässet? oder dieser, der in seinem Hause alles ordentlich hält und die Seinigen gehörig nehret und kleidet?

§ 83.

Untersuchung ei- Ich hoffe meinen Lesern wird es nicht unangenehm seyn, wenn ich bey dieser Ma-

Materie ein lustiges Gleichniß untersuche, wodurch unser Schriftsteller die Nothwendigkeit und den angenehmen Nutzen der Laster suchet recht ins Licht zu stellen. Diejenigen, welche als Advocaten die Sache der Laster wieder die Tugend übernehmen, finden selbiges ganz ausserordentlich witzig, schön und überzeugend. Sie sind aber so undankbahr gegen den Erfinder desselben, daß sie es nachschwatzen und nachschreiben, ohne den Urheber zu nennen. Sie wollen lieber selber die Ehre haben, daß man sie als Erfinder desselben ansiehet. So gar prächtig ist dieses Gleichniß in ihren Augen. Ich hoffe, diese Vorrede wird den Leser begierig machen, dieses wunderbahre Gleichniß zu vernehmen. Es ist hergenommen von einem Getränk, welches in Engelland sehr gewöhnlich ist. Es ist der daselbst so beliebte Puntsch, welcher aus gutem Brantewein, besonders Reißbrantewein, Zitronensaft, Zucker und Wasser zusammen gesetzt wird. Ein Getränk, bey welchem die lustigen Anwalde der Laster auf eine zwiefache Arth suchen grosse Patrioten und Beforderer der gemeinen Wolfahrt

nes politischen angegebenen Puntsches.

zu werden. Erstlich dadurch, daß ein Einziger von ihnen so viel davon trinket, als kaum zehn Tugendhafte thun würden. Zweytens dadurch, daß sie mit selbigem die Vernunft und Schaamhaftigkeit auf einige Stunden wegschaffen, damit die Zunge desto geschickter ihre Sache wieder die Weisheit und Tugend ausmachen könne. Diese scharfsichtigen Leute finden in dem Puntsch und den Lastern ein gleichgrosses Vergnügen. Was Wunder? wenn sie in beiden eine sehr grosse Aehnlichkeit gewahr werden. Ja so ist es. Unvernunft und Laster gleichen einer recht grossen Schale Puntsch. So angenehm dieser dem Geschmack, so dienlich sind jene dem gemeinen Wesen. Ihr Weisen und Tugendhaften, ihr ehrerbietigen Freunde der Religion, ihr werdet dieses nicht begreifen. Allein, wollet ihr die Richtigkeit dieses Gleichnisses einsehen, so schärfet eure Augen. Ihr seyd sonst richtig überführt, daß ihr den Nahmen eines plumpen Westphälingers, und eines tölpischen Lapländers verdienet. Gehet mit unsern Patrioten auf die Schenke. Trinket mit ihnen so lange Puntsch, bis ihr nichts mehr von der Vernunft,

nunft, von der Schaamhaftigkeit und Gewissen fühlet: alsdenn werden sich die Strahlen des Lichtes in euren Augen verdoppeln, ihr werdet die Berge des Mondes ohne ein Neutonisches Sehrohr finden, und begreifen, daß ein Staat voll von Lastern einer grossen Schale Puntsch gleiche. Was ist deutlicher? Der Geiz ist der herbe Zitronensaft, die Verschwendung ist der Zucker. Die Unwissenheit, Tummheit und Leichtgläubigkeit des gemeinen und niederträchtigen Volkes ist das Wasser. Die Klugheit, die Ehrbegierde, der Muth und der übrige Rest hoher Eigenschaften, wenn sie durch das Feuer der stolzen Ruhmsucht übergetrieben, erhöhet und geistig gemacht worden, vertreten die Stelle des Branteweins. Ein Staat, wo diese Laster herrschen und wol vermischt werden, giebt derowegen eben die Annehmlichkeiten und süssen Empfindungen, die eine gute Schale Puntsch giebet. Wie dieses Getränk seine Lieblichkeit erhält, wenn man Dinge zusammensetzt, die einzeln so gar angenehm und reizend nicht sind, so wird ein Staat blühend, glücklich und gewähret ein vergnügtes Leben, wenn die Laster, die ein-

zeln betrachtet lästig sind, wol mit einander vermischt werden *). Ich habe niemahls viel von diesem Getränk versuchet, und daher wird es wol rühren, daß ich die Richtigkeit dieser Vergleichung nicht einsehe. Ich möchte indessen gerne wissen, und zwar ohne daß ich Puntsch trinke, wer denn die Laster in einer solchen Mischung zu schmecken bekäme, daß er von dem Herben, so in dieser Mischung ist, keine andere als angenehme Empfindungen hätte, ja daß eben dieses Herbe die Annehmlichkeit erhöhete? So weit ich die Welt kenne, so geniesset gar Niemand der Laster also, daß das Herbe, so sie bey sich führen, von der Süssigkeit derselben gleichsam verschlungen, und das Vergnügen, so sie wirken, eben durch das Herbe erhöhet würde. Man betrachte erst diejenigen, welche die Laster ausüben. Jetzo schmecken sie das Süsse allein und hernach das Herbe auch allein. Heute sitzet dieser Verliebte recht vergnügt bey einer üppigen Schönheit, er lacht und scherzt. Ueber etliche Wochen aber sitzt er in dem Schwitzkasten und macht jämmerliche Minen. Je-

*) Tom. I. pag. 107. 108.

Jener wilde Erbe eines reichen Geizigen lebet einige Jahre herrlich, er hält offene Tafel, ist mit vielen Bedienten umgeben, hat die kostbahrsten Wagen, spielet und erwirbet sich einen grossen Nahmen. Nach einiger Zeit aber macht er einen Bankerut. Seine begierigen Schuldner nehmen alles weg. Er muß die so reich besetzte Tafel einziehen, die Bedienten ohne Lohn gehen lassen, Hausgerath, Wagen, Pferde u.d.g. werden an den Meistbietenden verkauft. Podagra und andere Krankheiten bemeistern sich seines Leibes und dennoch muß er zu Fusse gehen. Endlich muß er sich ganz krank zu Bette legen, und erwarten, ob die Barmherzigkeit seiner ehmahligen Freunde ihn erqvicken will. Dieser Geizige greift auf allen Seiten um sich. Er vermehrt sein Vermögen auf erlaubte und unerlaubte Weise. Die gewöhnliche Zinse von Capitalien ist ihm nicht genug. Es finden sich unsichere Leute, die ihm mehr geben. Diese starke Zinsen sind ihm ein Zucker. Das Herbe aber folget. Es gehet hier und da ein Capital verlohren. Er wird in allerhand Processe verwickelt. Er muß Richtern und Advocaten

reichlich opfern. Seine ehmahligen Arbeiter, welchen er den Lohn verkürzet, und mit saurem Bier durch Wasser versüsset, mit schimlichtem Brodt und halb verfaultem Fleische beköstiget, lachen und bezeugen aller Orten ihre Freude darüber. Hier scheinet der Puntsch recht vollkommen zu seyn. Die erhöheten Zinsen sind der Zucker, der Verlust einiger Capitalien ist der herbe Zitronen-Saft, die Rechtsgelehrsamkeit der Richter und Advocaten der Brantewein, und das Geschwätz der Tagelöhner ist das Wasser. Aber wie befindet sich unser Geiziger dabey? Er siehet gar nicht aus, wie jene lustigen Brüder bey ihrem Getränk. Er ziehet unzähliche Falten vor der Stirn. Er ächzet, er klaget, er schilt und Niemand höret ein freundliches Wort von ihm. Das Herbe und Scharfe, so mit den Lastern verbunden ist, bekommt bey keinem Lasterhaften einen angenehmen Geschmack. Sie ziehen allemahl das Maul dabey. Es findet sich keine Süssigkeit, welche mit den herben Folgen der Laster genau vermischt würde und alsdenn einen erhöheten lieblichen Geschmack gäbe. Sie geniessen das Süsse allein,

lein, und das Herbe wird ihnen auch allein eingeschenket.

§ 84.

Eben so gehet es denen, welche von den Lastern anderer allerhand Vortheile ziehen. Dieser Kaufmann setzet in einigen verschwendenden Häusern viel Waare ab. Er macht anfänglich einen guten Profit. Am Ende aber bleiben eben diese Häuser einige tausend Thaler im Rest, die nie bezahlet werden. Macht dieser herbe Verlust den ersten Gewinn desto angenehmer? Ganz und gar nicht. Man siehet den Kaufmann sehr misvergnügt, und sein Misvergnügen vertheilt sich auf viele andere. Er ist betrogen. Er betrüget wieder die Fabricanten. Selbige wollen sich gerne erhalten. Sie verkürzen derowegen Gesellen, Spinnerinnen und andern Arbeitsleuten den Lohn. Diese borgen wieder bey den Fettkrämern, Fleischern und Beckern, und machen mehr Schulden als sie bezahlen können. So setzt immer einer den andern in Noth, Sorgen, Gram und Elend. Jener erwirbet im Kriege ein grosses Capital. Einen Theil davon legt er an Actien, einen andern Theil thut er auf Zinsen aus und für

Fortsetzung des Vorigen.

den

den dritten kauft er sich ein Gut, und bauet sich ein schönes Haus und Garten, und gedenket nun recht in Ruhe und Vergnügen zu leben. Es entspinnet sich aber gar bald ein ander Krieg, in welchem das Land, darinne dieser sein Vermögen hat, etliche Jahr mit feindlichen Truppen belegt ist, die dasselbe aussaugen und verheeren, und unter andern dieses Gut abbrennen und alles zerstören. Die Handlung fällt, und die Actien bringen in etlichen Jahren keinen Gewinn. Von den Capitalien erfolgen keine Zinsen, und ein grosser Theil derselben gehet ganz verlohren, weil die Schuldner im Kriege um alle das Ihrige gekommen. Sollte nun das Süsse und das Herbe, so die Laster in der Welt wirken, einem Puntsch gleichen, so müste der beschriebene Herr nunmehr am vergnügtesten seyn, da er das Seinige gröstentheils verlohren. Denn vorher hatte er nur den Zucker, so der Krieg einigen giebet. Nun empfindet er aber auch das Herbe und Geistige desselben. Ich sehe aber in seinem Gesichte keinesweges die Wirkungen, die jenes Englische Getränk zu machen pflegt.

§ 85.

§ 85.

Ich errathe gar leicht, was mir die scharfsinnigen Anwalde der Laster entgegen rufen werden. Sie schreyen mit einem grossen Gelächter: o einfältiges, o tummes Pfaffengeschwätz! Wer hat gesagt, daß die Laster in Absicht auf einzelne Personen einem Puntsch gleichen? Sie sind es nur in Absicht auf einen ganzen Staat. Selbigem werden die Laster ein angenehmer und stärkender Nahrungssaft. Ich will mich gern unterrichten lassen. Man sage mir denn, was verstehet man unter dem Staate? Wird er nicht von einer gewissen Gesellschaft von Menschen ausgemacht? Und wenn ich sage, dieses und jenes mache einen Staat glücklich; heisset dieses nicht so viel? dieses und jenes mache die einzelnen Glieder glücklich, die einen Staat zusammensetzen. Kann man behaupten, daß ein Staat glücklich sey, wo die allermehresten einzelnen Personen gedruckt, gequälet und geängstiget werden, und bey der allermühsamsten Lebensarth nur ein kümmerliches Auskommen haben? Ist derjenige Staat nicht glücklicher zu nennen, wo entweder alle oder doch die mehresten einzelnen

Weitere Ausführung des Vorigen.

zelnen Personen ungekränkt leben, und bey einer leidlichen Arbeit so viel haben als zu ihrer Nothdurft, Bequehmlichkeit und Vergnügen nöthig ist? Folglich kommt es doch bey einem Staate darauf an, wie glücklich der gröste Theil einzelner Personen sey. Man giebet dieses zu: aber man sagt, man sollte keine einzelne Personen allein, sondern in der ganzen Gesellschaft betrachten. Ich will auch dieses thun. Aber ich finde doch noch nicht, daß die Laster für selbige ein angenehmer Puntsch werden. Sondern sie gleichen in meinen Augen einer Gesellschaft, die ich auf Puntsch gebeten, welcher ich aber auf folgende Weise begegnete. Dem einen gäbe ich ein Stück Zucker, dem andern ein Glas voll Brantewein, dem dritten einen Löffel voll Zitronensaft, und dem vierten einen Krug voll Wasser. Wenn ein ieder hiervon eine Stunde genommen, so änderte ich das Tractament, und liesse dem, der bisher Brantewein gehabt, Wasser geben, dem aber, der Zucker gegessen, liesse ich nun Zitronensaft nehmen, und auf eine ähnliche Arth liesse ich auch den beiden übrigen etwas anders geben, und führe damit fort,

bis

bis ein ieder von allen besondern Stücken dieses Getränkes gekostet. Mit einigen andern aber hielte ich es gar so. Dem einen steckte ich lauter Zucker in den Mund, einen andern zwänge ich lauter herben Zitronensaft zu nehmen, dem dritten gösse ich so lange Brantewein in den Hals, bis die Flamme herausschlüge, und den vierten füllte ich mit Wasser. Ich weiß, diese Gesellschaft würde sich über mich gewaltig beschwehren und mir vorwerfen, daß ich sie sehr schlecht tractiret und keinen Puntsch gegeben. Wollte ich ihnen antworten, daß sie darauf nicht sehen müsten, was sie einzeln getrunken, sondern theils was sie nach und nach, theils was die ganze Gesellschaft bekommen, so würden sie dieses für eine betrügliche Ausflucht halten, wie sie denn auch in der That nichts anderes wäre. Die Ausflucht unsers Schriftstellers hat aber hiermit eine völlige Aehnlichkeit. Die einzelnen Personen eines Staats geniessen der Vortheile und der Beschwehrden, so aus den Lastern entstehen, nach dieser Eintheilung. Einige ziehen ietzt ein Vergnügen aus den Lastern, da andere dadurch höchst unglücklich gemacht

macht werden. Hernach kehret sich zu Zeiten die Sache um, und jene empfinden die traurigen Folgen der Laster, diese aber das Angenehme derselben. Einige sehr wenige geniessen fast immer einiger Vortheile von denselben, bey den mehresten aber sind die empfindlichsten Abwechselungen, und vielen gereichen sie fast beständig zu einer unleidlichen Beschwehrde. Ich will dieses mit einem solchen Falle erläutern, als unser Schriftsteller selber angegeben. Dieser Geizige braucht Gewalt und List sich zu bereichern. Er verkürzt den Tagelöhnern den Lohn, er ziehet Wittwen und Waisen aus. Hierauf gelanget er zu einigem Vermögen. Darauf aber kommen Diebe und nehmen ihm einige tausend Thaler ab, und machen sich dadurch, wie unser Verfasser behauptet, eben ein solch Verdienst, als wenn ein Tugendhafter einige tausend Thaler zu einem Vermächtniß für Arme stiftet. Anietzt empfindet unser Geizige das Herbe der Laster, und betrübet sich heftig. Die Diebe aber und diejenigen, bey welchen sie ihr geraubtes Geld durchbringen, werden recht lustig, und befinden sich durch die gemachte

Beute

Beute sehr wol. Die obbemeldeten Tagelöhner, Wittwen und Waisen aber darben und leiden die gröste Noth, da sie vorher im Stande waren andern Nahrung zu geben. Dieses ist nun ein Puntsch für den Staat. Denn die Gesellschaft im ganzen betrachtet, geniesset Süsses und Herbes. Hätte ein Verehrer der Religion also geurtheilet, wie würde man lachen und über Tummheit schreyen? Man sage mir doch, was gewinnet der Staat, wenn jener Geizige andere arm machet, und dieser von Dieben bestohlen wird, von welchem wieder andere Genuß haben? Wird hierdurch der Staat um einen Pfennig reicher? Man sagt, das Geld kommt dadurch in einen Umlauf, und hievon hat so wol die bürgerliche Gesellschaft als auch die gemeinen Cassen des Staats Vortheile. Allein, kommen denn nicht eben diese Vortheile heraus, wenn die ersten und rechtmässigen Besitzer dieses Geld ausgeben und sich davon gütlich thun und folglich das Gewerbe unterhalten? Jener geizige Kaufmann ziehet den Fabricanten ab, diese aber ihren Gesellen, Spinnerinnen und andern Arbeitsleuten. Diese

müssen daher fast nackend gehen, und einen Flecken auf den andern setzen. Sie müssen trocken Brodt essen und sich kümmerlich behelfen. Wäre aber ihr Lohn grösser, so würden sie auch mehr ausgeben. Wäre denn solches für den Staat nicht eben so vortheilhaft, als wenn man diese darben lässet, und das, was man ihnen entziehet, in Hände liefert, die nicht gearbeitet haben? Sollte dieser weise und tugendhafte Kaufmann dem gemeinen Wesen schädlicher seyn, als jener geizige Harpax. Dieser Tugendhafte ist billig, und lässet auch andere neben sich leben. Er knippet nicht immer an dem Lohn der Arbeiter. Es gehet ihm nahe, wenn selbige gar zu kümmerlich leben sollen. Er gönnet ihnen auch ein Vergnügen. Er selbst scharret auch nicht alles bey, sondern verzehret in seinem Hause ein Ansehnliches. Er wendet sehr vieles auf die Erziehung seiner Kinder. Er führet einen guten Tisch. Er speiset so gar Knechte und Mägde gut. Er bauet sich eine bequehme Wohnung und nehret auf mancherley Weise sehr viele Leute. Er setzet seine Kinder in guten Stand. Diese sind zwar auch wieder tugendhaft

und

und führen einen ordentlichen Haushalt. Sie sind aber doch auch nicht geizig, sondern verzehren so, wie es ihr Vermögen leidet. Warum sollte nun ein solcher Tugendhafter dem gemeinen Wesen nachtheiliger seyn als der geizige Harpax?

§. 86.

Beschluß des Vorigen.

Ich füge noch eins hinzu. Unser Verfasser fordert zu einem glücklichen Staate ein gelindes und leutseeliges Regiment (*). Man merket an mehr denn einem Orte, daß ihm die Englische Verfassung vor andern gefalle, und daß er wenig Belieben trage, unter einer uneingeschränkten und harten Herrschaft zu stehen. Die Tyranney ist ihm entgegen. Wirken aber die Laster nicht die äussersten Tyranneyen? Man betrachte die Laster, welche unser Schriftsteller vertheidiget und zu dem so heilsamen Staatspuntsche erfordert. Zu dem Glück der Staaten hält er solche Geizhälse für nothwendig, welche andere Leute berauben, und Wittwen und Waisen um das Ihrige bringen und in die kümmerlichsten Umstände setzen, ferner solche, die alles verschwenden und nicht nur das

(*) Tom. I. pag. 226.

Ihrige durchbringen, sondern auch viele andere betrügen. Ein Staat, wo diese Laster nicht herrschen, soll in einer ewigen Armuth bleiben müssen. Sind denn aber dieses keine Tyranneyen? Heisset dieses etwas anders, als: der Staat muß durch die härtesten Bedruckungen groß und glücklich gemacht werden? Damit der eine reich werde und der zweyte verschwenden könne, so muß man hundert in die schmählichste Armuth stürzen und Mangel leiden lassen. Sind diese Regeln gegründet, so sage mir doch Jemand, warum liebet man eine ganz unumschränkte Gewalt so wenig? Warum ist man einem harten Regimente so sehr entgegen, da der Regent nicht nur über das Vermögen, sondern so gar über das Blut seiner Unterthanen absolut gebietet, und damit die heftigen Neigungen seiner Person und seiner Freunde nach Belieben vergnüget? Die Grösse, Macht und Ansehen eines Staats kann ja dadurch auf den höchsten Grad getrieben werden. Wie groß, wie mächtig, wie fürchterlich ist durch eine solche absolute Regierungsarth nicht ein gewisser Staat von Europa worden? Wie vielmahl und wie heftig haben dieses

nicht

nicht schon die benachbarten Staaten empfunden? Warum hasset man ein solch Regiment, da man Tyranneyen vertheidiget und als nothwendig anpreiset? Man kann die Ursache errathen. Unser Schriftsteller hat keine kleine Tyrannen zu fürchten gehabt. Selbigen ist er zu mächtig und zu listig gewesen. Eine grössere Macht aber hätte auch ihm das Seinige abfordern können. Sich selbst liebt er, andern mag es gehen, wie es will. Ein sehr edler und liebenswürdiger Geist!

§. 87.

Ob zur Wolfahrt Engellands die Ueppigkeit in seidenen Zeugen nothwendig.

Ich komme auf eine andere Rechnung, womit der Verfasser darthun will, daß es besonders den Engelländern sehr nachtheilig seyn würde, wenn die Tugend eine grosse Herrschaft unter ihnen hätte. Einen grossen Theil ihrer Tücher setzen sie bey den Türken ab. Für selbige bekommen sie seidene Waaren. Liebten nun viele von den Engleändern keine ausschweifende Pracht und Ueppigkeit, und brauchten folglich z. E. kaum halb so viel Türkische Stoffe, wie sie ietzo thun, und bedienten sich an deren Stelle der wollenen Waaren, die in die Türkey verfahren werden;

so würde ihr Handel davon grossen Nachtheil haben, und die Holländer und Franzosen würden ihn an sich ziehen und dadurch mächtiger werden. Wenn nemlich die Engelländer jährlich die Hälfte von den türkischen Stoffen, die sie ietzo selber verbrauchen, liegen liessen, und nur die andere Hälfte nebst denjenigen, so sie in fremden Ländern absetzen, nähmen, so würden sie die Franzosen und Holländer für ihre Waaren tauschen, und dadurch reicher, die Engelländer aber ärmer werden (*). Es hat dieses einen grossen Schein. Wenn man aber das Innere der Sache betrachtet, so verschwindet der äussere Anschein gar bald. Was erstlich die Franzosen betrifft, so würden selbige ihren Vortheil schlecht besorgen, wenn sie die Türkischen Stoffe in grosser Menge in ihr Land bringen wollten. Hiesse dieses nicht ihre eigene grossen Seidenfabriken, die sie zu Lyon, Tour und an andern Orten haben, niederlegen? Ist von einer so schlauen Nation ein solcher Staatsfehler zu erwarten? Was aber die Holländer betrifft; so holen ja selbige ohnedem so viele Türkische Stoffe

(*) Tom. I. pag. 115.

Stoffe und besonders Persische Seide, als sie nur immer vertreiben können. Wo wollten sie denn mit selbigen hin, wenn sie ihrer noch mehr hätten? Sie können ihrer ja nicht mehr nehmen, als ihnen abzusetzen möglich ist. Unser Schriftsteller macht bey dieser Gelegenheit ganz gewiß einen recht falschen und hinterlistigen Streich. Er suchet seine Leser zu bereden daß in Engelland Pracht und Ueppigkeit durch eine Acte des Parlaments von 1721 recht befohlen worden, indem selbige nicht nur die türkische Handlung den Engelländern anpreise, sondern so gar bey Geldstrafe befohlen, Türkische Stoffe zu tragen. So viel und nicht mehr führt unser Verfasser von dieser Verordnung an (*). Wenn man dieses in derjenigen Verbindung lieset, darinn es unser Verfasser gebracht, so gewinnet es das Ansehen, als wäre den Englischen Unterthanen in diesem Befehl bey Geldstrafe aufgegeben, nicht beständig Englische Zeuge, sondern auch Türkische Stoffe zu tragen. Nun habe ich zwar keine vollkommene Nachricht von dieser Parlamentsacte. Dieses ist indes-

(*) Tom. I. pag. 116.

sen wol völlig gewiß, daß die Engelländer keine Gesetze geben, wodurch der Gebrauch ihrer inländischen Zeuge eingeschränkt würde. Es ist bekannt, mit wie vielem Nachdruck dieses Gesetz eingeführet worden, daß ihre Todten in Englische wollene Zeuge sollen gekleidet werden, um ihren eigenen Fabriken aufzuhelfen, da sie sonsten ihre Todten in ausländisch Linnen zu hüllen pflegten. Es ist mir vielmehr höchst wahrscheinlich, daß obige Acte eine ganz andere Absicht haben werde. Man weiß, wie sehr die Handlungsgesellschaft, so in die Türkey handelt und die Ostindische Compagnie ein ander wegen des Seidenhandels in Haaren gelegen, und wie viele Mühe erstere angewendet, den Seidenhandel dieser letztern, welche aus Indien sehr wolfeile Seide holet, zu verhindern. Vielleicht hat erstere diese Acte wieder den Ostindischen Seidenhandel ausgewirket. Es ist ferner bekannt, daß Ludewig der vierzehnte grosse Seidenfabriken in seinem Lande errichtet, und daß die schönen seidenen Stoffe, so in Frankreich gemacht werden, in ganz Europa sehr beliebt worden, und die Türkischen Stoffe zurück gesetzet haben.

haben. Es kann folglich auch seyn, daß obige Acte nur der gar zu starken Einführung der Französischen Stoffe entgegen gesetzt sey, weil der Gebrauch der Türkischen für die Handlung der Engelländer vortheilhafter. Ich hoffe wenigstens nicht, daß Jemand glauben werde, daß vermöge dieser Acte ein Englischer Unterthan gestraft werde, wenn er statt eines Türkischen seidenen Damastes einen einländischen wollenen Stoff um sein Bette hänget. Der Sinn dieses Befehls wird kein ander seyn als dieser: wenn Jemand auswärtige seidene Stoffen tragen wolle, sollen es keine andere als Türkische seyn. Dieses ist aber eine Gewohnheit der Freygeister, daß sie sich auch mit allerhand Verdrehungen und offenbahren Unwahrheiten helfen, um ihren Sätzen einen Schein zu geben und Unverständige zu verführen ihnen mit einem grossen Geschrey beyzufallen.

§. 88.

Ob Feuersbrünste und andere Unglücksfälle zum Wol der Staaten nothwendig.

Weil unser Schriftsteller die Laster als eine Sache ansiehet, welche zur Wolfahrt grosser Staaten unumgänglich nothwendig sind und ohne welche sie in der äussersten Armuth leben müsten; so findet er

auch keine Begebenheit dieser Erden so fürchterlich, daß er sie für ein Mittel hielte, wodurch GOtt die Laster der Menschen bestrafen und einschränken wollen. Alles, was wir Unglücksfälle nennen, sind ein Glück für den Staat. Grosse Feuerschaden, die heftigsten Sturmwinde, der Untergang so vieler Schiffe mit Mannschaft und Waaren, theure Zeiten und Hungersnoth, alle dergleichen Dinge sind ein Glück für das gemeine Wesen. Wer das Gegentheil wünschet und dieserwegen den Himmel mit Bitten beschwehret, der thut eine höchst unbillige Bitte (*). Entstünden keine verzehrende Feuersbrünste, würden keine Schiffe durch Sturm oder Unvorsichtigkeit besoffener Schiffer auf den Sand und an die Klippen gejagt, umgeschlagen und in den Grund gestürzet, woher sollten so viele Baumeister, Zimmerleute, und viele andere Handwerker ihr Brodt haben, die

(*) Unser Schriftsteller sagt Tom. II. pag. 203. 204. Wenn ein Kaufmann sich von dem Himmel allezeit für seine Schiffe beqvehmes Wetter und guten Wind, ingleichen geschickte, erfahrne, sorgfältige, nüchterne und ehrliche Bootsknechte erbitten wollte, so wäre solches une demande certainement très-deraisonnable.

die durch dergleichen Unglücksfälle in Arbeit gesetzet werden? Was also einigen ein Unglück ist, das ist andern und dem ganzen Staat eine wahre Wolthat.

§. 89.

Ob der ehemahlige grosse Brand zu London ein Glück für diese Stadt gewesen.

Ich muß erst von den Feuersbrünsten und demjenigen Vortheil, der durch selbige soll erhalten werden, reden. Unser Schriftsteller betrachtet hierbey den grossen Brand, welcher im Jahre 1666 zu London gewesen, in welchem 13200 Wohnhäuser, die grosse Paulskirche, 87 Pfarrkirchen, 6 Capellen, das Zollhaus, die Börse, das Stadthaus und viele andere öffentliche kostbahre Gebäude in Asche und Schutt geleget worden, so daß nach der allermässigsten Rechnung dennoch ein Schade von neun Millionen Pfund Sterling verursachet worden. Er meinet, wenn man die Anzahl derer zusammen rechnete, welche von diesem Brande Vortheil gehabt, so würde selbige der Anzahl derer, so hierbey Schaden gelitten, gewiß gleich seyn, oder diese wol gar übertreffen (*). Es ist an dem, daß bey einem solchen Verhängniß viele Personen gewinnen. Daß aber der Gewinnst dem Verlust gleiche, oder diesen

(*) Tom. II. pag. 198. 199.

diesen gar übertreffe, sagt unser Schriftsteller mit einer grossen Dreistigkeit, aber ohne allen Beweis. Ich habe dawieder folgende Zweifel. Durch einen solchen Brand wird das Vermögen eines Staates nicht vermehret, sondern er verlieret so viel, als die abgebrannten Häuser und eingeäscherten Waaren wehrt sind. Es ist also an und vor sich unmöglich, daß der Gewinn, überhaupt betrachtet, dem Verluste gleichen, oder selbigen gar übertreffen sollte. Diese Antwort könnte genug seyn zu beweisen, daß der Staat bey einem solchen Unglück nichts gewönne, sondern von seinen Realitäten verlöre. Ich will aber die Sache höher treiben als unser Verfasser selber gethan hat. Man kann nehmlich sagen: es kommen in einer so reichen Stadt als London durch einen solchen grossen Verlust viele Millionen todte Capitalien ins Gewerbe, in Zinsen, und folglich in einen Genuß, von welchem man vorher nichts ziehen konnte Das gemeine Wesen gewinnet folglich den Genuß von so vielen Capitalien, welche sonst demselben gar keinen Vortheil geschaffet, indem sie zum bauen angewendet wer-

werden. Hierauf zu antworten, bemerke ich erst, daß die abgebrannten Häuser und eingeäscherten Waaren eben so gut, als ein Capital. Denn ein Capital ist mir nichts nutze, wenn ich nicht Ländereyen, Häuser und Waaren dafür kaufen kann, und ist nur in so fern etwas wehrt, als man dergleichen dafür haben kann. Man gebe Jemanden viele Millionen, und setze ihn damit in die See auf einen blossen hervorragenden Felsen, und lasse ihm nichts zufahren, wie viel Vergnügen wird er von seinen Capitalien haben. Darf ich also annehmen, daß Häuser einem Capital in einer gewissen Verhältniß gleich zu schätzen, so sind durch den grossen Brand in London einige Millionen todte Capitalien ins Gewerbe und in den Genuß kommen: dagegen aber sind so viele Millionen durch das Feuer allem Genuß entzogen worden, als die verbrannten Häuser und Waaren wehrt gewesen. Und was für ein Vortheil ist dadurch erhalten worden? Dieser: einige tausend Menschen sind arm worden, oder wenigstens in die Umstände gesetzt, daß sie sich mit weit grösserer Mühe ernehren und schlechter leben müssen,

sen, als vorher. Dagegen ziehen einige grosse Capitalisten, welche an sehr viele den Vorschuß zum neuen Bau thun, diejenigen Gelder, als Zinsen, von welchen jene vorher wol lebten und andere nehrten. Bringet denn dieses mehr Glück und mehr Vergnügen in eine Nation, als wenn die verbrannten Häuser und Waaren im Gewerbe und Genuß geblieben wären?

§. 90.

Fortsetzung des Vorigen.

Man sagt: So viele Arbeitsleute gewinnen durch ein solches Unglück, haben dadurch mehr Nahrung und folglich mehr Vergnügen. Diese verzehren daher mehr, wie sonst, und vergnügen dadurch wieder andere. Ich bleibe bey diesem letztern Satz zuerst stehen. Verzehren diese Arbeitsleute anietzo mehr, wie sonst, so verzehret ein grosser Theil der Abgebrannten so viel weniger, als sie vorher gethan, weil sie ärmer geworden. Dieses wird sich also gegen einander aufheben. Es ist derowegen nur zu untersuchen, ob ein solches Unglück für die Arbeitsleute ein Glück sey. Es ist nicht zu leugnen, daß einige durch eine solche Begebenheit reich werden.

Den

Den mehresten aber gereicht es gewiß zum Nachtheil, und ich meine klärlich beweisen zu können, daß, wenn man überhaupt von der Sache reden wollte, man sagen müste, ein solcher Unfall gereiche auch den Handwerkern und Arbeitsleuten zum Schaden. Es ist bekannt, daß solche grosse und ausserordentliche Unglücksfälle nur selten kommen, auch nicht oft kommen dörfen, wenn eine Stadt dadurch nicht ganz heruntergesetzt werden soll. Weil nun dergleichen traurige Begebenheiten nur selten kommen, so leben in einem Reiche nicht mehr Handwerker und Arbeitsleute, als die gewöhnlichen und beständigen Arbeiten erfordern. Denn mehrere können sich nicht nehren. Entstehet nun durch eine ausserordentlich grosse Feuersbrunst funfzigmahl so viele Arbeit, als sonst gewöhnlicher massen vorfällt, so werden zwar einige auch fleissiger, und arbeiten mehr, als sie sonsten thun: dieser gemehrte Fleiß kann aber die ausserordentlich grosse Arbeit nicht überwinden, sondern man ruft nicht nur aus ganz Engelland sondern auch aus fremden Landen Leute zusammen, welche die Arbeit beschleunigen.

nigen. Hierbey werden die Arbeitsleute auf einige Jahre rar und alle Baumaterialien theuer. Diese beyden Dinge verursachen, daß manche Arbeit unterbleibt, die sonst geschehen wäre. Mancher, der die Wege seines Gartens alle Woche reinigen ließ, lässet sie iezo ganz grün werden. Ein ander, der in seinem Hause manches hätte ändern lassen, lässet iezo alles, wie es ist. Noch ein anderer, der ein Haus von zwey Aufsätzen gebauet hätte, lässet es bey einem einzigen bewenden. Jener, der sich hätte einen kostbahren Schrank machen lassen, kauft ihn iezo den Abgebrannten ab, diese aber behelfen sich hinfüro ohne dergleichen. Ist also durch diesen Brand mehr Arbeit, wie sonst, entstanden, so bleibet auch viele andere liegen, die sonst geschehen wäre. Ferner wird vieles von dieser ausserordentlichen Arbeit durch Fremde verrichtet. Man saget: was diese verdienen, verzehren sie auch wieder, und das Geld bleibt also doch im Lande. Es ist dieses wahr. Indessen aber haben sie doch, so lange sie in London arbeiten, den Genuß und Lebensunterhalt von ihrem Verdienste. Dieser Genuß gehet aber,

wie

wie wir deutlich zeigen können, den einländischen Arbeitsleuten ab. Denn wovon jene auf etliche Jahre ihren Unterhalt haben, davon hätten so viel Einheimische auf lange Zeit leben können, wenn die Arbeit nicht auf einmahl, sondern nach und nach kommen wäre, so wie ein Haus nach dem andern wäre baufällig worden. Nach diesem Brande sind über 13000 Häuser in wenig Jahren aufgebauet worden. Hierauf aber vergehen auf die hundert Jahre, daß auf diesen bebaueten Plätzen keine erhebliche Arbeit wieder vorfällt. Nimmt man an, daß ein gemeines Wohnhaus gegen das andere gerechnet 150 Jahr stehet, so wären ein Jahr gegen das andere von diesen 13000 Häusern über achzig gebauet worden. Nun aber gehet eine so lange Zeit hin, ehe von denselben wieder etwas baufällig wird. Sollte dieses nun wol vortheilhaft für einen Zimmermann, für einen Tischler und dergleichen Leute seyn, wenn sie einige wenige Jahre so überhäufte Arbeit haben, daß sie fremde müssen zu Hülfe nehmen, eben hierdurch aber eine sehr lange Zeit erfolget, da sie nicht so viele Arbeit haben, als die Einheimischen

verrichten könnten? Wäre der grosse Brand zu London ein solches Glück und eine solche Wolthat für das gemeine Wesen, als unser Schriftsteller glaubt, so würden daraus allerhand politische Regeln folgen, welche wol Niemand leicht für gut erachten wird. Man würde müssen zugeben, daß wenn in langer Zeit kein solches glückliches Verhängniß durch einen Zufall erfolgte, weise Regenten verbunden wären, einen Ort, wenn eben ein Sturmwind wehete, heimlich anstecken zu lassen, damit viele Arbeit entstünde. Weise Regenten müsten ferner nicht dulden, daß steinerne und so feste Schlösser und Palläste gebauet würden, die viele hundert Jahre hinweg stehen können. Denn auch hierdurch wird die Arbeit in der Welt vermindert. Man bemerke noch, wie unser Schriftsteller die Glückseeligkeit eines Staats immer auf das äusserste Elend vieler tausend Menschen bauet. Ich gehe fort auf andere Unglücksfälle, welche als eine Wolthat und grosses Glück für das menschliche Geschlecht angesehen werden.

§ 91.

§ 91.

Unser Verfasser behauptet, es sey ein sehr grosses Glück für einen Staat, der Handlung zur See treibet, daß viele Schiffe mit ihrer Ladung in den Abgrund des Meers gestürzet werden. Es sey daher sehr nöthig, daß heftige Sturmwinde entstünden, ingleichen daß man unvorsichtige und liederliche Bootsleute hätte, die im Rausch die Schiffe an Klippen und auf die Sandbänke jagen liessen. Denn kämen gleich eine sehr grosse Menge Menschen um, deren Wittwen und Kinder in das äusserste Elend geriethen: gienge hierdurch auch gleich mancher Kaufmann und Fabricant zu Grunde; so würden dadurch so viele andere erfreuet, welche neue Arbeit erhielten. Giengen keine Tücher unter, so hätten die Spinnerinnen und Weber weniger zu thun. Verunglückten keine Schiffe, so könnten sich nicht so viele vom Schiffbau nehren. Man brauchte auch viel weniger Schiffsleute ein Schiff zu führen, wenn die See niemahls stürmete. Man hätte auch nur den vierten Theil von Schiffen nöthig, wenn sie bey beständig gutem Wind und Wetter ihre Reisen in

Ob der Untergang mancher Schiffe ein Glück für Seestaaten.

ganz kurzer Zeit vollenden könnten. Folglich sey Sturm und Wetter nebst dem Untergang so vieler Schiffe, Waaren und Menschen für das gemeine Wesen kein Unglück, sondern ein wahrhaftes Glück *). Ich will erst bey einzelnen Stücken dieses Schlusses etwas erinnern, und hernach das Hauptwerk desselben näher untersuchen. Unser Verfasser meint, wenn nicht so viele Ballen Tücher untergiengen, so hätten die Weber und Spinnerinnen, die Packer und andere dergleichen Leute weniger zu thun. Ich halte diesen Schluß für falsch. Es ist bekannt, daß ein Kaufmann allen möglichen Verlust auf die Waare schlägt. Die Waaren steigen derowegen, wie die Gefahr, der sie ausgesetzt sind. Ein Käufer muß daher alle die Schiffe bezahlen, die untergehen, nebst der Wolle, den Farben, den Tüchern und was sie sonsten gefahren. Giengen nun keine Schiffe unter, so würden alle die Waaren, so darauf geladen werden, wolfeiler, und mancher kaufte sich ein Kleid von Englischen Tüchern, der sich ietzo mit einem schlechten Tuche behilft. Es würde

*) Tom. II. pag. 203 - 208.

de also durch eine sichere Schifffahrt den Wollenarbeitern in Engelland, als auf welche unser Schriftsteller sein Auge allein gerichtet, nichts abgehen. Denn ie wolfeiler eine Waare wird, desto häufiger wird sie verbraucht und desto mehr Leute ernehret sie. Wenn hat der Thee oder der Caffee mehr Leute genehret? da sie noch sehr theuer waren? oder aniezt, da diese Dinge vom alten Preis sehr herunter gefallen? Unser Verfasser behauptet ferner, daß wenn die Schiffe immer guten Wind und Wetter hätten, würden sie ihre Fahrt gar zu geschwind vollenden, und man würde kaum den vierten Theil so viel Schiffe nöthig haben, wie aniezt. Hier wird ein gewaltiger Sprung gemacht von wütenden Sturmwinden auf eine solche Verfassung der Luft, da ein ieder Schiffer Wind hätte, wie er eben wollte, da der eine mit Nordwind, der andere mit Südwind gerade vor einander vorbeyführen. Diese Verfassung der Luft ist nicht möglich, und wenn gleich keine heftige Sturmwinde wären, welche die Schifffahrt hinderten, so müste doch ein Schiff nach dem

andern auf einen ihm beqvehmen Wind warten, oder mit Seitenwinden und Laviren, seine Reise thun. Folglich würden sie auch ohne Sturmwinde eine solche Zeit zu ihren Fahrten nöthig haben, daß keine drey Viertheile von der ietzigen Anzahl der Schiffe unbrauchbahr würden. Man schämet sich nicht die übertriebensten und thörigtesten Rechnungen zu machen, wenn man glaubt die Tugend dadurch bestreiten zu können.

§ 92.

Fortsetzung des Vorigen.

Gesetzt aber, diese ausschweifenden Rechnungen hätten ihre Richtigkeit: was folgte daraus? Unser Verfasser saget: dieses, daß so viele Menschen weniger leben könnten. Folglich könnte eine Nation keine weltliche Hoheit erlangen, und sich ihren Nachbarn fürchterlich machen. Die grossen Unglücksfälle, als insbesondere heftige Sturmwinde, der Untergang so vieler Schiffe und Waaren machten also ein Reich groß und ansehnlich. Diesen Schluß zu wiederlegen, frage ich, ob denn durch Unglücksfälle, und besonders durch heftige und wütende Winde und durch den Umsturz so vieler Schiffe mehr Lebensmittel

tel in die Welt kommen? Man ist gezwungen einzugestehen, daß selbige dadurch nicht vermehrt, sondern vermindert werden. Man sagt aber, es wird dadurch mehr Arbeit in die Welt gebracht, und folglich mehr Gelegenheit gegeben, Lebensmittel von den Bauern und Fischern und dergleichen Leuten an sich zu ziehen. Diesem Vorgeben setze ich eine neue Frage entgegen. Sind nemlich keine andere Arbeiten möglich, als diejenigen, welche durch solche Unglücksfälle verursachet werden? Ich könnte dergleichen genug angeben. Damit ich mich aber in keine Weitläuftigkeiten einlasse, so will ich mich nur auf das Chinesische Reich beziehen. Es ist nunmehr eine ganz ausgemachte Sache, daß dieses Land das allerbevölkerteste sey, so wir kennen. Es enthält so viele Menschen, als es bey dem besten Ackerbau nur ernehren kann. Diese grosse Menge von Menschen hat es aber gezeuget, und sie nicht nur mit der Nothdurft, sondern auch bey ihrem Fleiß und sehr ordentlichen Lebensarth mit den grösten Beqvehmlichkeiten und Erfrischungen versehen, ohne daß sie selber eine sonderliche Schifffahrt zur See unterhalten

und auch ehe die Europäer von ihnen Waaren abgeholet. Man weiß nunmehr mit guter Zuverlässigkeit, daß China gegen zweyhundert Millionen Menschen, und folglich mehr, denn ganz Europa ernehret, da es doch nur ohngefehr sechs mal so groß ist, wie Frankreich *), und alle diese Leute haben Arbeit und Nahrung, ohne daß sie mit den wütenden Wellen des Meeres sonderlich streiten. Im Gegentheil aber bauen sie ihren Acker auf das allerbeste, sie machen kleine Flüsse schiffbahr, und durchstechen das Land mit Canälen, damit man bequehm Lasten von einem Ort des Landes zu dem andern bringen könne. Sie errichten und unterhalten feine Städte, darinnen allerhand Künstler und Handwerker wohnen, deren Arbeiten sich das ganze Land selber bedienet. Auf eine ähnliche Arth könnten auch in andern grossen und von der Natur geseegneten Ländern nach ihren Umständen die Menschen mit Arbeiten versehen werden,

*) Man lese des Herrn Süßmilchs Göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts § 28 pag. 91. und schlage des *du Halde* Descript. de Chine, unter den hierher gehörigen Titeln nach.

den, wenn man derselben gleich weniger zur See und sonsten zu Bestreitung allerhand grosser Unglücksfälle nöthig hätte.

§ 93.

Weitere Fortsetzung.

Ich will abermahl annehmen, daß wenn keine Unglücksfälle wären, daß alsdenn wenigere Menschen in der Welt ihren Unterhalt finden würden; so folget dennoch nicht, daß eine Nation dadurch ihr Gleichgewicht gegen die andere verlöhre. Denn die andere Nation würde alsdenn auch weniger Menschen haben, und man würde sich von beiden Seiten nur mit kleinen Armeeen und Flotten schlagen. Unser Verfasser hat dieses selber eingesehen *). Dennoch hat ihm seine Rechnung so sehr gefallen, daß er sie beybehalten, ob er gleich ihre Unrichtigkeit gestehet. Er fähret aber fort auf diese Arth zu schliessen. Er spricht **):

*) Tom. II. p. 208.

**) Tom. II. pag. 208. 209. Ich ziehe alles in die Kürze, doch so, daß die Schlüsse unsers Verfassers nicht das geringste von ihrer Stärke verlieren.

Wollet ihr diese Glückseeligkeit in ihrer grösten Vollkommenheit sehen? Setzet noch dieses erwünschte Gut hinzu. Nehmet an, daß alle Völker iederzeit in Friede mit einander lebten. Nehmet an, daß ein ieder Fürst und Volk dem andern sein Versprechen erfüllte, und daß man mehr Hochachtung für das Gewissen und die Religion, als für den Staat und eine weltliche Klugheit hätte. Lasset sie allezeit das geistliche Wol anderer ihren eigenen fleischlichen Lüsten vorziehen, und die Aufrichtigkeit, Sicherheit und den Frieden ihrer Ruhmsucht, der Rachbegierde und dem Hochmuthe. Diese Glückseeligkeit würde einer Gesellschaft verdrüßlich und schädlich werden, welche ihre Glückseeligkeit in einer weltlichen Grösse sezte. Ich erinnere hierbey erstlich, daß es ein Fehler, wenn unser Verfasser die Hochachtung für das Gewissen und Religion und die Sorgfalt für den Staat und eine weltliche Klugheit als Dinge ansiehet, die einander entgegen sind und nicht bey einander stehen können. Verbietet denn das Gewissen und die Religion die Liebe zum Vaterlande und die Fürsorge für die wahre Wolfahrt einer Nation?

Unter-

Untersaget sie alle weltliche Klugheit? Sind denn alle Tugendhafte nothwendig Narren? Eine tugendhafte Person und ein kluger Staats-Minister seyn, ist dieses eine unmögliche Sache? Ich komme zweytens auf den Hauptsatz, daß ein beständiger Friede und eine allgemeine Redlichkeit einer Gesellschaft eckelhaft und schädlich seyn würde, die ihre Glückseeligkeit in einer weltlichen Grösse suchte. Es ist oben angezeigt, daß unser Verfasser die weltliche Grösse einer Nation darinne setze, daß sie reich, mächtig, kriegerisch und folglich ansehnlich und fürchterlich bey ihren Nachbarn sey. Ich will beweisen, daß die Nationen sich leicht mit den Reichthümern und deren ruhigen Genuß vergnügen, und die beiden letztern Stücke der weltlichen Hoheit gern fahren lassen, wenn sie damit einen ewigen Frieden erkaufen können. Warum wird ein so reiches und mächtiges China, welches nur sehr selten Kriege führt, des Friedens nicht überdrüssig? Warum umzäunt es sich auf der einen Seite mit breiten Wüsteneyen, die Niemand anbauen darf, damit nicht so leicht ein fremdes Kriegesheer durch selbige in das Land

brechen

brechen könne? Warum verzäunt es sich hiermit selbst den Weg von dieser Seite, andere anzugreifen? Warum wird eine Schweiz des Friedens nicht müde? Die kleine aber reiche Republik Genev könnte ja gar leicht ein Theil einer Nation von der ersten weltlichen Grösse werden, wenn sie sich Frankreich unterwürfe. Warum hat denn diese weltliche Grösse so gar wenige Reizung bey den Genevern? Warum wollen sie lieber klein und in der Stille bleiben, als an den grossen Siegen Frankreichs Antheil haben? Ist etwa der Geschmack dieses kleinen Staats so gar verderbt, daß sie nicht wissen, was vortheilhaft oder schädlich sey? Jedermann weiß, daß die Weisheit und Künste zu Genev blühen, und es daselbst Leute von recht gesundem Geschmacke gebe. Ist ferner der Friede den Völkern so sehr eckelhaft, woher kommt es doch, daß man in Kriegeszeiten die mehresten Soldaten mit List und Gewalt anwerben und zum Streit führen muß? Wir kennen die Menschen nicht, wenn wir ihnen, überhaupt betrachtet, eine solche Begierde durch Kriege sich ansehnlich und fürch-

ter-

terlich zu machen beylegen, daß ihnen ein langer Friede würde eckelhaft werden. Man findet dergleichen nicht, als erstlich bey ganz rohen ungebaueten Völkern, welche von einer delicaten Lebensarth noch nichts wissen. Als derowegen Lycurgus seine Spartaner recht kriegerisch machen wollte, untersagte er ihnen ganz und gar alle Delicatessen, und wollte, daß sie sich zu der rauhesten und härtesten Lebensarth gewöhnen sollten. Wenn der Geschmack der Menschen erst ein wenig fein worden, sind sie insgemein vom Kriege sehr abgeneigt und wehlen ihn nicht, als im Fall der äusersten Noth. Zweytens ist der Krieg denen angenehm, welche lieber vom Raube leben, als von ordentlicher Arbeit. Drittens ist der Friede eckelhaft einem solchen Gemüth, wie Alexander hatte, welches nehmlich an der Herrschsucht und an der Begierde zu einer Universalmonarchie krank ist und Grausamkeit genug besitzet, seinen ausschweifenden Begierden die Wolfahrt ganzer Länder und das Blut vieler tausend Menschen aufzuopfern. Viertens ist ein langer Friede unangenehm jungen Helden, welche die Beschwehrden

des

des Krieges noch nie gekostet, und alle Menschenliebe, eine einzige geheime Arth derselben ausgenommen, so weit verleugnet, daß sie sich mit dem Wunsch des Krieges groß machen und verlangen, daß viele tausend sollen verstümmelt, zerhackt und zerschmettert, und ganze Länder in Jamer und Elend gesetzt werden, damit sie auf jenen Haufen von Leichen und auf den Trümmern einer verwüsteten Stadt zu einem Hauptmann oder Obersten in die Höhe steigen können. Es geben aber weder jene ungebaueten und räuberischen Völker, noch diese einzelnen Personen geschickte Richter ab, ob ein allgemeiner und beständiger Friede etwas eckelhaftes und unseeliges für die Nationen sey. Selbst unser Schriftsteller hätte die ersten zwölf Verse seiner Fabel ganz anders abfassen müssen, wenn er geglaubt, daß nach dem Geschmack solcher Personen die Staaten müsten eingerichtet werden *). Es

*) Der Anfang der Fabel ist nach der Französischen Uebersetzung dieser: Un nombreux Essaim d' Abeilles habitoit une ruche spacieuse. Là, dans une heureuse abondance elles vivoient tranquiles. Ces Mouches, célebres par leurs Loix, ne l' étoient pas

Es ist folglich durch die Erfahrung unleugbahr, daß gebauete Nationen diejenige weltliche Hoheit, welche durch öftere Kriege erhalten wird, gerne fahren lassen, und eines beständigen Friedens nicht überdrüssig werden. Wie gerne würde eine gewisse angesehene Nation von Europa auf den Ruhm so vieler erfochtenen Siege und eroberten Städte Verzicht thun, wenn es denen, die das Ruder führen und bloß ihre Begierden zu vergnügen suchen, gefiele ihr einen recht langen Frieden zu schenken. Am wenigsten würden die Völker des Friedens überdrüssig werden, wenn sie, wie hier angenommen wird, vollkommen tugendhaft wären. Sie würden nicht verlangen, daß andere sich fürchteten, wenn sie dagegen

pas moins par le succès de leurs armes, et par la manière, dont elles se multiplioient. Leur domicile étoit un Seminaire parfait de Science et d' Industrie. Jamais Abeilles ne vécûrent sous un plus sage Gouvernement: cependant jamais il n' y en eut de plus inconstantes et de moins satisfaites. Elles n' étoient ni les malheureuses Esclaves d' une dure Tyrannie, ni exposées aux cruels desordres de la feroce Democratie. Elles etoient conduites par des Rois, qui ne pouvoient errer, parceque leur pouvoir étoit sagement borné par les Loix.

gegen auch von andern nichts zu befahren hätten. Sie würden das Geld, so sie ietzt zu den Kriegen hergeben müssen, an ihre Aecker, Vieh, Fischerey, in ihren Handel und Gewerbe, an prächtige Häuser, lustige Gärten und Weinberge, schönes Hausgerath, unschuldige Lustbarkeiten, sittsame Musiken und Schauspiele und andere dergleichen vergnügende Dinge wenden. Und weil der beständige Besitz und Genuß hiervon ihnen weit angenehmer seyn würde, als wenn ihr König sich durch schwehre Kriege den Beynahmen eines Grossen erwürbe, und unter zehn tausenden von ihnen einer als ein siegender General sein Grab nicht weit von den Gräbern der Könige bekäme; so würde ihnen der Friede nie zuwieder werden, sondern allezeit angenehm bleiben. Diese weltliche Hoheit würde ihnen genug seyn, daß sie der Reichthümer und Delicatessen der Erde genössen, und die Ehre eines gebaueten Verstandes und der Tugend, und daß sie vielen andern Menschen zur Freude gereichten, würde ihnen ein weit sanfter Vergnügen geben, als wenn Einer von ihnen mit Triumph über

einige

einige tausend Erschlagene durch einen niedergeschossenen Wall in eine verheerte und mit Blut und Thränen überschwemmete Stadt zöge.

§. 94.

Kurzer Inbegriff aller vorhergehenden Zweifel des Mandeville.

Was unser Verfasser bisher in vielen einzelnen Beweisen auszuführen bemühet gewesen, das häuft er hernach zusammen in einen Hauptbeweis, welchen er in diese Vorstellung einkleidet (*). Er schreibet: Niemand hat nöthig sich wieder seine Glückseeligkeit in Gegenverfassung zu setzen. Die Tugenden der Menschen und die Wohlthaten des Himmels sind keine Dinge, dagegen man sich zu wehren hat, und die uns nöthigen wieder sie zu arbeiten. Je grösser die Tugenden der Menschen und ie häufiger die Wolthaten des Himmels, desto weniger sind wir zur Arbeit genöthiget und desto weniger blühen Wissenschaften, Künste, Handel und Wandel. Unsere Bedürfnisse, unsere Laster und Unvollkommenheiten nebst den Grausamkeiten der Elemente, der Luft, des Feuers, des Wassers und die Unfruchtbarkeit der Erde sind die Qvellen aller Künste, des Fleis-

ses

(*) Tom. II. pag. 210. 211. Ich fasse abermahls alles in die Kürze.

ses und der Arbeit und die Mutter aller Erfindungen. Der Hunger, der Durst und die Blösse sind die ersten Tyrannen, die uns zwingen uns in Bewegung zu setzen. Der Hochmuth, die Trägheit, die Begierde zur sinnlichen Wollust und eine leichtsinnige Unbeständigkeit sind die grossen Beschützer der Künste und Wissenschaften, des Handels und der Handwerker und des mannigfaltigen Berufs, indem die grossen Befehlshaber, die Nothwendigkeit, der Geiz, der Neid, die Ehrbegierde ein iedes Glied der Gesellschaft in derjenigen Ordnung und Arbeit erhalten, die ihnen angewiesen worden. Alle Glieder sind daher gezwungen, sich einer niederträchtigen sklavischen Beschäftigung ihres Berufs zu unterziehen, selbst die Könige und Fürsten nicht ausgenommen. Und die mehresten thun dieses mit Freuden. Je grösser die Mannigfaltigkeit des Gewerbes und der Handwerker, und ie beschwehrlicher sie sind, und ie mehr sie getheilt sind in allerhand Gattungen, destomehr Personen können in einer Gesellschaft unterhalten werden und darinne leben, ohne daß eines dem andern im Wege ist. Daher entstehen natürlicher Weise die Reichthümer, die

Macht

Macht und der blühende Zustand eines Volkes. Der Mangel der Tugend beschäftiget viele Hände und selbige mag wol eine kleine Nation ehrlich und fromm, aber niemahls groß machen. Wie der Verfasser in dieser Vorstellung seine vorigen Beweise zusammengezogen, so hat er auch alle vorhergegangene Fehler darinne wiederholet. Er setzet die natürlichen und an und vor sich unschuldigen Triebe und die Laster in eine Klasse. Eine vernünftige Ehrbegierde und ein tummer Stolz, eine gemässigte Begierde zu einigem Vermögen und ein unersättlicher und räuberischer Geiz, eine Neigung zur Begvehmlichkeit und eine schläfrige Faulheit, eine unschuldige Ergötzung der Sinne und eine ausschweifende üppige Wollust sind bey ihm einerley. Er nennet das eine, wie das andere, Laster. Den natürlichen Hunger, Durst und Blösse macht er zu Tyrannen des menschlichen Geschlechts, und nennet sie eben so wol ein physicalisches Uebel, als eine Hungersnoth, Pest, Feuersbrünste und Wasserschaden. Ich habe oben diesen unvernünftigen Mischmasch schon angezeiget, und auf iede beson-

dere Stücke geantwortet. Ich wiederhole, worauf das Hauptwerk bey dieser Streitigkeit ankommt. Wenn christliche oder auch bloß philosophische Sittenlehrer untersuchen, ob die Laster und gewisse physicalische Uebel die menschliche Gesellschaft glücklich oder unglücklich machen; so ist die Frage nicht, ob die natürlichen Triebe die Menschen in eine Unseeligkeit setzen und an und vor sich schädlich sind, sondern ob die unvernünftigen, heftigen und unordentlichen Ausschweifungen derselben zum Wol der Menschen gereichen oder ihnen höchst nachtheilig sind. Die Triebe des Menschen gehören zu seinen Vollkommenheiten, und durch selbige wird er über einen leblosen Klotz erhaben. Der Mensch aber hat neben denselben die Vernunft, wodurch er diese Triebe regieren soll. Thut er dieses nicht, so entstehen thörigte und unordentliche Ausschweifungen, und selbige nennet man Laster, und von diesen, nicht von den natürlichen Trieben wird behauptet, daß sie der menschlichen Gesellschaft höchst schädlich seyn. Was die physicalischen Uebel betrifft, so ist nicht die Frage, ob Hunger, Durst, Blösse und die

Be-

Bedürfniß der Speisen, des Getränks, der Kleider, der Häuser, des Hausgeraths, ingleichen ob abwechselnde Wärme und Kälte, Nässe und Dürre, Wind und stille Luft heilsam oder schädlich; denn es ist offenbahr, daß alle diese Dinge theils nothwendig, theils sehr heilsam und nützlich für das menschliche Geschlecht sind. Dieses aber ist die rechte Streitfrage, ob die zufälligen beschwehrenden Uebel als eine solche Hitze und Kälte, welche die Gewächse verderben, übermässiges Ungeziefer, eine daher entstehende Hungersnoth, Pest unter Menschen und Vieh, grosse Ueberschwemmungen, zerstörende Sturmwinde, umstürzende und verschlingende Erdbeben, anhaltende und den Menschen mit unsäglichen Schmerzen tödtende Krankheiten, und andere dergleichen Dinge, wenn man sie nicht als Strafen betrachtet, die das sittliche Uebel einschränken sollen, mehr Vortheil oder Schaden, mehr Vergnügen oder Jammer in die Welt bringen. Hieraus entstehet denn diese zusammengesetzte Hauptfrage, wenn die Laster und diese erwehnten physicalischen Uebel nicht auf diesem Erdboden wären, ob die menschliche

Gesellschaft alsdenn glücklicher oder unglücklicher wäre. Unser Verfasser meint, daß es alsdenn weit schlechter um die menschliche Gesellschaft stünde, wie ietzt. Niemand hätte sich wieder sein Glück zu wehren, sondern wieder sein Unglück. Wären also keine beschwehrenden Laster und Unglücksfälle in der Welt, so würden alle Gegenanstalten dawieder hinwegfallen, folglich alle Wissenschaft, Handwerker, Gewerbe, ja alle oder doch die mehreste Arbeit hinwegfallen. Folglich würden sich nur wenige Menschen nehren können und die Nationen schwach und arm seyn. Wären alle Menschen redlich, so würde man weder Richter noch Advocaten gebrauchen. Wären keine Diebe, so würden diejenigen, welche feste Schlösser an die Thüren machten, nichts zu thun haben. Wären keine liederliche Säufer, so würden weniger Weinberge und Brauereyen und Wirthe nöthig seyn. Wären keine Kriege, so brauchte man keine Soldaten und alle Gewehrfabriken und viele andere Handwerker fielen hinweg. Wären keine schmerzliche Krankheiten, so brauchte man keine

Aerzte.

Aerzte. Alle solche Personen, welche entweder durch Veranlassung der Laster oder durch die Unglücksfälle ihren Unterhalt fänden und wieder andere nehrten, könnten nebst diesen nicht leben, wenn die Welt ohne Laster und ohne Unglücksfälle wäre. Wie leer und wüste würde die Welt seyn?

§. 95.

Kurz wiederholte Beantwortung derselben.

Es ist wahr, mit den Lastern und Unglücksfällen würde manche Wissenschaft, Kunst und Geschäfte aus der Welt verbannet werden; aber bey weiten nicht alle. Es giebt Wissenschaften, Künste und Arbeiten, welche weder die Laster noch die beschwehrenden Unglücksfälle, so wie wir selbige bestimmet, zum Grunde haben. Man lasse nur dem Menschen die unschuldigen und natürlichen Triebe. Man lasse ihm den Trieb zu leben, zu essen, zu trinken, seinen Leib zu bedecken und zu zieren, seine Augen, Ohren und Geruch zu vergnügen, die Neigung zur Begvehmlichkeit, Gesellschaft, bey andern beliebt zu seyn, die Neubegierde u. d. g. Man setze sie unter das Regiment einer erleuchteten Vernunft. Man lasse die nothwendigen

Unvollkommenheiten, welche von endlichen Dingen unmöglich können getrennet werden. Man lasse abwechselnde Winter und Sommer, Kälte und Wärme, Nässe und Sonnenschein. Man lasse den Menschen etwas Arbeit an den Dingen, die zu seiner Erhaltung und Vergnügen nöthig sind; so werden noch Wissenschaften, Künste und Geschäfte bleiben. Die mehresten mathematischen Wissenschaften, die Physik, die Geographie, Historie, Gottesgelahrtheit, Sittenlehre, Poesie, Musik würden bleiben, wenn gleich die Laster und Unglücksfälle aufhörten. Selbst die Rechtsgelahrtheit würde nicht ganz weggeworfen werden. Menschen bleiben allezeit endliche Creaturen. Selbigen können zweifelhafte Fälle wegen des Eigenthums vorkommen. Man würde selbige nach den Regeln des Rechts entscheiden: aber ohne Zank und Schikane. Alle Handwerker, die an Häusern, Hausgerath, Kleidern, schönen Gärten, Pferdegeschirr und Wagen, Uhren, musikalischen Instrumenten und vielen andern Dingen arbeiten, würden noch statt finden, wie oben mit mehrerem

ist

ist bewiesen worden. Was aber diejenigen Arbeiten betrifft, die alsdenn aufhörten, so sind es solche, dadurch keine Lebensmittel in die Welt geschafft, sondern selbige vielmehr verwüstet werden. Alle Geschäfte, die zum Kriege gehören, mehren die Fruchtbarkeit der Erde nicht, sondern viele derselben machen die Erde öde und wüste. Das Laster der Unmässigkeit vermindert das Aufkommen der Erde ebenfals, indem einer so viel durchbringet, davon zweene leben könnten. Durch die Unglücksfälle kommt gleichfals vieles von den Dingen um, welche das Leben der Menschen erhalten. Wenn also die Geschäfte aufhören, welche durch die Laster und Unglücksfälle gezeuget werden, so verschwindet dadurch noch nicht das geringste von allen denen Dingen, welche das Leben der Menschen erhalten und vergnügen. Denn alle diese Dinge werden in der Menschen Hände geliefert durch den Ackerbau, Viehzucht, Gärtnerey, Fischerey, Jagd und Bau der Bergwerke, und durch diejenigen Wissenschaften und Künste, welche sich nicht mit den Lastern und Unglücksfällen, sondern mit den bloß vergnügenden Be-

dürfnissen beschäftigen. Folglich finden bey der Tugend und einem beständig geseegneten Erdboden mehr Menschen Nahrung und vergnügende Dinge, als bey den Lastern und Unglücksfällen. Wie ein ieder, der ietzo von den Lastern und Unglücksfällen seine Nahrung hat, durch andere Geschäfte dazu gelangen könne, ist auch schon oben (§. 92.) gewiesen worden. Ich setze nur noch dieses hinzu. Die Menge und Mannigfaltigkeit der Arbeit allein macht die menschliche Gesellschaft nicht glücklich. Der Verfasser muß dieses selber zugeben, indem er der Tugend mehr als einmahl zur Last leget, daß man bey derselben zur Arbeit recht verhärtet seyn müste. Sondern dieses macht eine Nation glücklich, wenn sie bey weniger Arbeit hinlängliche Nahrung, und einen Ueberfluß an vergnügenden Dingen hat, so sie anders tugendhaft ist, und den Ueberfluß sich nicht zu den Lastern und Störung der allgemeinen Ruhe reizen lässet. Ist sie zu diesen letztern geneigt, so ist es besser, wenn sie durch beständige Arbeit niedergehalten wird. Ist sie aber tugendhaft, so ist es besser, wenn sie bey weniger

Ar-

Arbeit Nahrung und Vergnügen hat. Nun überlege man Folgendes. Anjezo muß der Bauer bey nahe Tag und Nacht nicht arbeiten, sondern qvälen. Und wieviel genieſſet er von seiner Qvälerey? Wer da genau ausrechnet, wie viel er von seinem Erarbeiteten weggeben muß, der wird finden, daß ihm nicht der vierte Theil zu seinem Genuß übrig bleibet. Man nehme einen Bauer, der eine Hufe Landes hat. Man zähle das Einkommen derselben zusammen, und setze darneben die Zinsen, Frucht- und Fleischzehnten, Contribution, Schatz, Magazin, Herrendienste, Dienstgeld, Licent, und was dergleichen mehr ist, so er davon abtragen und leisten muß, man thue noch so viel von den Wagner-Schmiede-und Sattler-Unkosten hinzu, als auf dasjenige verwendet werden muß, das ihm nicht zu gute kommt, ingleichen, was das Vieh kostet, so wegen der Abgiften und Herrendienste in grösserer Anzahl erhalten werden muß, als der Bauer zu seiner Ernehrung nöthig hätte, so wird man meine Angabe richtig finden. Wozu wird denn dasjenige gebraucht, was er so sauer erarbeitet und hergiebt? Ein grosser, ja der

größte

größte Theil muß angewandt werden, damit er für den Lasterhaften Sicherheit habe. Es müssen davon so viele Richter und Gerichtsbediente besoldet werden. Es werden davon Festungen erbauet, Soldaten unterhalten, so viele Handwerker bezahlet, welche Mordgewehre machen, und sonsten dem Kriegeswesen dienen. Der Bauer muß also gewiß die Hälfte von seiner Arbeit und Erwerb anwenden, damit ihm von Räubern und Feinden nicht alles genommen werde. So theuer muß er den ruhigen Genuß von einer schlechten Kost und den nächtlichen Schlaf von vier bis fünf Stunden erkaufen. Könnte er diese Sicherheit bloß durch die Tugend ohne Unkosten erhalten, würde er nicht gerne die Hälfte seines Ackers denen abtreten, die sich iezo damit beschäftigen, daß sie fürchterliche Gewehre machen, oder die da lernen selbige wol zu gebrauchen, und nach der Kunst Menschen zu ermorden, und Städte anzuzünden, und selbige zu Steinhaufen zu machen, und sich verbinden ihre eigene Glieder und Leben dabey aufzusetzen? So hätte der Bauer für halbe Arbeit, das was er iezt hat, und diese übrigen bekämen an statt ihrer vorigen Geschäf-

schäfte andere Arbeit, so sie ernehrete. Und würde dadurch Nahrung und Vergnügen in der Welt gemehret oder gemindert? Behielten obbenannte nicht insgesammt ihren iezigen Unterhalt und noch so viele Zeit übrig, die sie zu ihrer Ruhe, zu vergnügten Gesellschaften, Spaziergängen, Anlegung angenehmer Gärten, Lesung eines guten Buchs, Uebung in der Musik, und dergleichen vergnügenden Beschäftigungen anwenden könnten? Eben so muß der Bürger einen guten Theil des Erwerbes hergeben, um Ruhe und Sicherheit von innern und äussern Feinden zu haben. Er muß Schoß, Licent, Einqvartierung, Magazin, Servis und andere Ausgaben übernehmen. Er steckt kein Bisgen Brodt in den Mund und trinket keinen Krug Bier, ohne daß er dafür zahlet, damit er solches in Frieden thun könne. Und daß dieses alles bestehen könne, muß der gröste Theil Tag und Nacht arbeiten. Könnte er ohne diese Abgiften Schutz und Sicherheit haben, würde er nicht gerne weniger arbeiten, und einen Theil seiner Arbeit andern überlassen? Würde er nicht lieber nur des Morgens arbeiten und gehen, wie ein

Man-

Mandeville, des Nachmittags bisweilen in Gesellschaften? Fielen also gleich alle diese Arbeiten hinweg, welche wegen der Sicherheit müssen veranstaltet werden, so hätten die übrigen Handwerker so viel übrig, daß sie diesen könnten abgeben, und ein ieder verdiente doch so viel, als er anjezt zu seiner Erhaltung und Vergnügen anwenden kann. Z. E. Ein Schuster macht die Woche, wenn er recht fleißig ist, acht paar Schuhe. Was er an sechs paaren verdienet, bleibt ihm zu seiner Unterhaltung, was er an den übrigen beiden hat, muß er in die öffentlichen Kassen liefern. Eben so verhält es sich mit drey andern seiner Nachbarn von gleichem Handwerk. Von dem, was diese viere in die öffentlichen Kassen geben, wird z. E. wöchentlich ein Schmiedegeselle, der Säbel schmiedet, bezahlet. Dieser muß abermahls sechzehn Stunden des Tages arbeiten, und den vierten Theil von diesem seinem Lohn wieder für seine Sicherheit in die öffentlichen Kassen zahlen bey dem, was er verzehret. Er hat also für sich eigentlich nur den Gewinnst von sechs paar Schuhen. Machte nun die Tugend, daß

man

man keine Säbel wieder Feinde gebrauchte, so würde ein ieder von jenen Schustern, und zwar ohne den geringsten Nachtheil die Arbeit von zwey paar Schuhen wöchentlich fahren lassen, und dafür spazieren gehen, und wenn dieser Schmiedegesell sechs paar wöchentlich davon zu machen übernähme, so verdienete er eben so viel mit etwas weniger Arbeit wie iezt. Und was verlöre denn das menschliche Geschlecht dabey? Nichts als Instrumente, die nicht zum Vergnügen, sondern zum Schrecken und zur Marter der Menschen gemacht werden, und womit man nur andere Uebel abwenden will, welche bey der Tugend ohnedem wegfielen. Nach diesem Muster können noch weit mehr Rechnungen gemacht werden, welche alle beweisen, daß unzählige Arbeiten und Qvälereyen aus der Welt weg seyn könnten, ohne daß ein einiger Mensch seinen Lebens-Unterhalt oder die ganze Erde von ihren Reichthümern etwas verlöre.

§. 96.

Wie diejenigen in einer tugendhaften Welt zu erneh-

Aber wie soll denen gerathen seyn, welche glauben, daß sich für sie gar keine Arbeit schicke, und welche in dieser lasterhaften

ren, die iezo ohne Arbeit wol leben.

ten Welt das mehreste Vergnügen genieſſen, ohne ſich mit etwas anders als allerhand kleinen Tändeleyen, die ich nicht nennen darf, abzugeben? Sollten denn ſelbige auch etwas nützliches verrichten, wenn die Welt tugendhaft würde? Sollten ſie alsdenn etwas mehr lernen als ihre Haare aufkrauſen, fluchen, ſchwören, Poſſen reiſſen, eſſen, trinken und was ſich etwa ſonſten ſtarke Geiſter zu eigen machen? Irre ich nicht, ſo iſt Mandeville in ſeiner Fabel und deren Erläuterung hauptſächlich wegen des Glücks ſolcher Perſonen beſorget, und befürchtet, daß ſie bey einer allgemeinen Tugend ihr Wolſeyn ſo nicht finden möchten. Denn was den gröſten Haufen der Menſchen betrifft, ſo ſoll derſelbe nur qvälen und arbeiten. Er hält eine Welt, darinne keine Unglücksfälle und keine Laſter wären, deswegen für unglücklich, weil nicht Arbeit genug darinne vorhanden. Und ie beſchwehrlicher dieſe Arbeiten ſind, deſto vortheilhafter hält er ſie (*). Er iſt dergeſtalt für die Menge und Mannigfaltigkeit der Arbeiten, daß er die Erfindung der Bügel-Röcke und der durch-

(*) Tom. II. pag. 210. 211.

durchgeneheten Unter-Röcke wichtiger und vortheilhafter für die Blüte der Staaten findet, als die geschehene Reformation der Religion, ob er das Papstthum gleich äusserst hasset (*). Die Tugend hält er derowegen für höchst schädlich, weil mit derselben zu viel Arbeit wegfiele. An einem andern Orte verwirft er zwar die Tugend deswegen, weil die Personen einer überall tugendhaften Nation nothwendig arm und zur Arbeit recht verhärtet seyn müsten (**): allein ich mag ihn deswegen nicht beschuldigen, daß er sich selber widersprochen. Ich vereinige diese beiden wiedrig klingenden Aussprüche also. In einer tugendhaften und glücklichern Welt, als dieser Erdboden ist, würde für diejenigen, auf welche iezo alle Arbeit gelegt wird, nicht so viel Arbeit zu finden seyn, wie iezt. Für diejenigen aber, die iezo fast ohne alle Mühe wol leben, würde jene Welt zu hart seyn, indem die Tugend sie wenigstens zu einer nützlichen Arbeit verbände. Würde also der gröste Theil jener Welt gleich

(*) Tom. II. pag. 193.
(**) Tom. I. pag. 323.

gleich glücklicher seyn, wie diese Erde, so würden doch diejenigen, welche aniezo glauben, daß die Dinge und so gar auch ein grosser Theil der übrigen Menschen bloß für sie geschaffen worden, weit unglücklicher seyn, wie bey der iezigen Verfassung, da Tummheit und Laster den grösten Theil der Menschen zu einem sklavischen und harten Joche geschickt machen. Wäre mir nur daran gelegen, daß einem Mandeville und seinen Brüdern bey diesem Vorwurfe der Mund gestopfet würde, so könnte ich sie mit einer Antwort abfertigen, die er mir selber in die Feder giebt. In seiner Abhandlung, welche er wieder die iezigen Waisenhäuser und Freyschulen, so für arme Kinder in Engelland häufig unterhalten werden, aufgesetzt, hält er dieses für höchst schädlich und für eine Quelle unzähliger Unvollkommenheiten, daß die armen Kinder nicht zu recht schlechter Kost und harter und vieler Arbeit gewöhnet werden. Er hält die Arth des Mitleidens, so man gegen sie hat, so wol für ein Laster, als Zorn und Rachbegierde. Er gestehet von selbsten, daß ihm dieses zu einer Unbarmherzigkeit ja Grausamkeit werde ausgeleget werden.

Die-

Diese lehnt er aber auf folgende Arth ab(*). Er spricht: das Glück eines Menschen bestehet in seinem Vergnügen. Ist der ärmste Bauer so vergnügt, wie sein König, so ist er eben so glücklich. Dieses Glück aber kann man denen armen Kindern, die man zu schlechter Kost und harter Arbeit gewöhnen will, geben, wenn man ihren Verstand ungebauet lässet, und ihn weiter auf nichts richtet, als auf diejenige grobe Arbeit, die sie verrichten sollen. Die Unwissenheit ist das bewährte Mittel diese Armen glücklich zu machen. Man lasse ihnen weder lesen noch schreiben beybringen (**). Man lasse sie dafür beständig grobe Arbeit thun. Man lasse sie nichts sehen von den angenehmen Dingen der gebaueten Welt, so werden sie in dem schmutzigsten Kittel, bey der schlechtesten Kost, bey der sauersten und unangenehmsten Arbeit, und bey wenigem Schlaf so vergnügt und folglich so glücklich seyn, wie die Könige. Mit einer ähnlichen Antwort könnte ich obigem Vorwurfe begegnen. Ich könnte sagen, die Glückseeligkeit des Menschen beruhet

(*) Tom. II. pag. 124. 125. 126. 127.

(**) Tom. II. pag. 83.

auf seinem Vergnügen. Hat er dieses, so ist er glücklich, seine übrigen Umstände mögen seyn wie sie wollen. Lasset daher unsere wollüstigen Müssiggänger in der Unwissenheit derjenigen Dinge, welche sie anjezt für ihr Glück achten, erzogen werden. Lasset sie keine Karten noch Würfel kennen lernen. Lasset sie nie erfahren, was ein Kaffeehaus oder Weinschenke sey. Lasset sie nie eine Person sehen, welche mit dem Halstuch zugleich die Schaamhaftigkeit abgelegt. Lasset sie dafür täglich in einer nützlichen Arbeit sich üben, so werden sie bey selbiger eben so glücklich und vergnügt seyn, wie iezo bey ihrem Müssiggange, und die Arbeit wird ihnen weniger beschwehrlich werden, als wenn sie sich iezo die hohe Ehre anthun und ihr Bisgen Vernunft unter einem heldenmüthigen Rausch niederlegen.

§. 97.

Fortsetzung des Vorigen.

Obgleich ein Mandeville wieder diese Antwort nichts sagen darf, so wird sie doch andern zu hart vorkommen. Ich will daher obigen Einwurf auf eine andere Arth zu heben suchen. Sollte es wol nicht höchst wahrscheinlich oder vielmehr gewiß seyn, daß, wenn GOtt zum Voraus gesehen,

daß

daß die Menschen sich insgesamt der Tugend ernstlich befleissigen würden, er sie entweder auf einen glückseeligern Erdballen gesetzt, oder dieses Wohnhaus bequehmer eingerichtet, und noch mit mehrern angenehmen Dingen angefüllet haben würde, wie so schon geschehen ist? Wer dieses ableugnen will, muß zugeben, daß entweder keine glücklichere Erde möglich, oder daß der Weiseste die vernünftigen Geschöpfe bloß nach einem blinden Zufall vertheile, ohne auf das Verhältniß des Wohnhauses zu den Einwohnern zu sehen. Dörfen wir aber hoffen, daß, wenn eine allgemeine Tugend die Menschen beherrschte, die Erde gesegneter seyn, und folglich wenigere beschwehrliche Arbeit haben, und selbige dennoch mit dem angenehmsten Einkommen belohnen würde, so habe das Zutrauen zu unsern Müssiggängern, sie würden es für keine Beschwehrde achten, sich täglich einige Stunden mit nützlichen Arbeiten zu unterhalten. Ich zweifele hieran um destoweniger, da die Menschen von Natur einen so starken Trieb sich zu beschäftigen haben, daß es einem gesunden Menschen eine recht harte Strafe seyn würde, wenn man

ihm aufgäbe, ein Viertel-Jahr ganz stille zu sitzen, ohne etwas vorzunehmen. Die grösten Herren suchen daher öfters ihr Vergnügen in solchen Dingen, welche den Leib auf das heftigste angreifen. Sie stellen Jagden an, wobey sie so viel Schweiß vergiessen, als die Niedrigsten bey ihren Arbeiten. Sie scheuen dabey auch weder Wind noch Wetter. Wie sollte es ihnen beschwehrlich fallen, andere nützliche Arbeiten zu übernehmen, wenn sie von Jugend auf dazu angeführet worden? Am mehresten scheinet dieses anstössig zu seyn, daß bey einer allgemeinen Tugend kein so grosser Unterschied unter den Menschen seyn würde, wie anjezt, und daß auch die Reichthümer nicht so gar ungleich ausgetheilet seyn, folglich mancher nicht so viele Leute haben würde, die um seinetwillen Tag und Nacht qvåleten, wie ietzo geschiehet. Ich kann freilich nicht in Abrede seyn, daß eine allgemeine Tugend diese Wirkung haben würde. Indessen aber würde nicht aller Unterschied mit der Tugend aufhören. Es hat ein Mensch mehr Verstand und mehr Kräfte als der andere. Dieses würde manchen in den Stand setzen mehr zu erwer-

werden, wie dem andern möglich wäre. Einige würden durch Erbschaften reicher werden, da andere Familien einen Ueberfluß an Kindern hätten, davon einige eine Zeitlang andern dienen müsten, deren Dienst aber auch nicht beschwehrlich seyn würde, weil sie tugendhafte und liebreiche Herrschaften hätten. Man würde auch nicht ohne Obern seyn, welche die Gesellschaften in Ordnung erhielten, und sie zum gemeinschaftlichen Besten anführten. Denn in Gesellschaften endlicher Geister bleibt dergleichen nothwendig. Es müssen Häupter seyn, die sie zusammen halten, in den gemeinen Angelegenheiten Anführer abgeben, Sorge für eine gute Policey tragen, und die Glückseeligkeit der Gesellschaft immer höher zu treiben suchen. Die Schrift eignet daher so gar den Engeln dergleichen Häupter und Ordnungen zu. Und es wird auch in der seeligen Ewigkeit nicht aller Vorzug aufhören. Nur wird keiner den andern dabey verachten noch beneiden. Und auf eine solche Arth würde ja denn auch bey der Tugend der Begvehmlichkeit und der Ehrbegierde edler Seelen gerathen seyn.

§. 98.

Wie sehr sich Mandeville selber widerspricht.

Ich meine hiermit die wichtigsten Einwürfe, welche aus der Fabel von den Bienen denen in dieser Betrachtung erwiesenen Hauptwahrheiten können entgegen gesetzet werden, beantwortet zu haben. Es sind indessen noch sehr viele Dinge darinne, welche einige Anmerkungen verdienten. Weil sie aber mit meiner ietzigen Abhandlung keine Verbindung haben, so mag ich mich dabey nicht aufhalten. Nur dieses will noch anzeigen, wie sehr wiedersprechend unser Schriftsteller in den vornehmsten Materien seines Werkes ist, und wie gar übereilt (ich bediene mich des gelindesten Wortes, um mich von der Grobheit unsers Schriftstellers auf das weiteste zu entfernen) wie gar übereilt er in das Gelag hinein schreibet. Indem ersten Theil seines Werkes ist seine Absicht, die christliche Religion dadurch zu bestürmen, daß er hauptsächlich behauptet, die Laster, welche das Christenthum untersaget, seyn nothwendig zum Wol der Staaten, und daß die grösten Vortheile aus den allerschändlichsten Bubenstücken entstünden. In dem zweyten Theil aber will er vornehmlich dar-

darthun, wie schädlich es sey, wenn man einem ieden den Verstand so weit aufkläre, als das Christenthum erfordert, und diejenige Liebe und das so zärtliche Mitleiden gegen Arme ausübe, welches unsere Religion mit zu ihrer allerwichtigsten Tugend macht. Er will insbesondere die in Engelland häufigen Freyschulen und andere milde Stiftungen für arme Kinder verwerflich machen. Und dieses thut er hauptsächlich dadurch, daß er sie zu einer Quelle unzähliger Laster macht, über welche er sich höchstens beschwehret, da er doch alle Laster in dem Vorhergehenden und Nachfolgenden als die allernöthigste und nützlichste Sache in der menschlichen Gesellschaft vertheidiget. In der eigentlichen Fabel dichtet er alle Bienen als lasterhaft, und nimmt dieses als den einzigen Hauptgrund ihrer Glückseeligkeit an. Es ist oben beygebracht worden, wie nothwendig er es hält, daß grausame Geizige seyn, welche Wittwen und Waisen um das Ihrige bringen, damit ein flüchtiger Verschwender selbiges verzehren und Nahrung unter die Leute bringen könne. Er will, daß die Handwerkspursche liederlich seyn, und

glaubet, wenn dieses nicht wäre, würde halb London barfuß gehen müssen. Er vertheidiget Sauf- und Hurhäuser. In der Betrachtung aber über die dortigen Armenschulen nimmt er einen Vorwurf wieder selbige daher, daß durch sie so gar schlechte Diener und Mägde gezogen würden. Ihr Verstand würde zu sehr gebauet, sie lerneten zu viel von dem Angenehmen der Welt kennen. Daher käme es, daß sie so grossen Lohn forderten, keine schwehre Arbeit thun wollten, wenn sie für ihren Herrn etwas kauften und bezahlten, von dem Kaufmann ein ansehnliches Geschenk verlangten, welches der Herr denn austhun müste, bey denjenigen Herrschaften nicht gerne dienten, wo nicht oft Gastmahle gegeben würden und viele Trinkgelder vorfielen, und zu alledem ihre Herrschaften noch betrögen, wo sie könnten. Hiermit giengen sie in die berüchtigsten Wirthshäuser und übeten allerhand Liederlichkeiten aus, und bedienten ihre Herrschaften auf das schlechteste. An diesen liederlichen Orten lerneten sie nun noch die Bosheiten und Ränke, die ihnen bisher etwa unbekannt geblieben. Selbige wären die rechten Academien, wo die Bedienten

dienten den höchsten Grad der Betrügereyen und Laster erreichten. Zugleich beschwehrt er sich über die gelinden und freygebigen Herrschaften, welche die Bedienten in ihrer Freyheit stärkten (*). Wie wunderbahr ist dieses? Andere Leute mögen betrügen, wie und wen sie können. Es ist dieses, nach der Meinung unsers Schriftstellers, eine Wolthat für das gemeine Wesen. In einer Nation, die glücklich seyn soll, muß alles betrügerisch seyn, nur die Diener und Mägde nicht. Die Ueppigkeit ist eine höchst nothwendige Sache in einem Staat. Vornehme Herren müssen verschwenderisch und niedrige Handwerkspursche liederlich seyn; nur aber keine Bedienten angesehener Herrschaften. Wie wiedersinnig und eigennützig klinget solches nicht? Unser Verfasser hat diesen Vorwurf zum voraus gesehen. Wie hebet er ihn? Er führet nicht alles an, was ihm zur Last gereicht, und folglich beantwortet er nicht alles, und was er antwortet, ist überdem sehr übel angebracht. Er macht sich den Einwurf ohngefehr mit diesen

(*) Tom. II. pag. 105-109.

sen Worten: ob er nicht selber behauptet, daß die Ueppigkeit keinem Staate schadete, wenn die Waaren, so man von aussen kommen liesse, den Wehrt derer nicht überstiegen, die man von Inländischen aussendete. Er antwortet, das, was er bisher getadelt, nämlich daß die Bedienten so grossen Lohn bekämen, so viel Trinkgelder erpreßten und so viele Gelegenheit hätten ihre Herrschaften zu hintergehen, könnte nicht auf die Rechnung eines üppigen Aufwandes (Luxe) geschrieben werden, sondern es liefe auf eine wahrhaftige Narrheit hinaus. Ein Reicher möchte seiner Beqvehmlichkeit und allerhand Vergnügen geniessen, auch so gar bis zur Ausschweifung (*). Er mag sich, heißt es ferner, die Welt zu Nutze machen, es mag ihm so viel Mühe und Geld kosten, als es will, wenn er nur bey allem, was er thut, Vernunft sehen lässet. Dergleichen aber kann man nicht sagen von denen, welche sich bemühen ihre Bedienten ausser den Stand zu setzen, ihnen zu dienen. Das übermässige Geld, das gar grosse Lohn, die

(*) Bis zu einer solchen Ausschweifung, daß man viele andere betrogen und arm gemacht. Tom. I. pag. 102.

die unbilligen Nebenverdienste verderben durchgängig die Bedienten. Daß Jemand fünf und zwanzig Pferde hält, kann ihm zu keiner Narrheit ausgeleget werden, wenn es ihm seine Umstände erlauben. Aber wenn er nur ein einziges hält, und selbigen zu viel zu fressen giebt um mit seinen Reichthümern zu prahlen, so behaupte ich, daß er seinen Verstand verlohren. Bey dieser Antwort mache ich folgende Erinnerungen.

Erstlich setzt unser Schriftsteller an andern Orten dieses feste, man müste bey den Lastern nicht auf die Beschwehrden, welche sie einzelnen Personen verursachten, sehen, sondern auf den Vortheil, so sie dem Staate und insbesondere dem Gewerbe brächten. Aus diesem Grundsatze vertheidiget er alle Laster. Sollte es denn, nach den Grundsätzen der Fabel von den Bienen, dem Staate nicht vortheilhaft seyn, wenn die Bedienten viel zu verzehren haben und so manchem Menschen Nahrung geben? Sollte dieses nicht eben so vortheilhaft seyn, als wenn ein grosser Verschwender viele Menschen aussauget

und

und um ihr Brodt bringet, und das Erpreßte wieder verschleudert?

Zweytens lässet sich das Gleichniß von den Pferden dergestalt ändern, daß man daraus einen Beweis für die Liederlichkeit der Bedienten nehmen kann. Wenn ein reicher Herr viele Pferde hält, um des Morgens und des Nachmittags andere gebrauchen zu können: wenn er einige hat um kleine Reisen auf das Land damit zu thun, andere aber vor den Staatswagen: wenn er sie alle so gut futtert, daß sie recht muthig seyn, sich bisweilen losreissen und Schaden verursachen: wenn er ihnen kostbahre Ställe bauet, sie aus marmornen Muscheln fressen lässet, sie mit schönen Decken belegt, die weichesten Streuen machen lässet, ihnen silbern und golden Pferdegeschirr anhänget, und dennoch zu Zeiten, um die Pferde zu schonen, einen Weg zu Fusse thut, und wenn er zwey Meilen über Land reisen will, Postpferde nimmt, damit die seinigen nicht zu sehr angegriffen werden, so wird unser Herr Mandeville nichts dabey zu erinnern haben. Warum wäre es denn wol nicht eine Sache, daß ein reicher Herr viermahl so

viel

viel Bedienten nähme als er nöthig hat, und nur allezeit etliche gebrauchte, den andern aber Zeit gäbe, ihrer Liederlichkeit nachzugehen? Warum sollte es so übel seyn, wenn er eben so viel Geld an sie wendete, als an die Pferde? Was wäre es denn, nach der von mir bestrittenen Sittenlehre, wenn sie sich einmahl vereinigten allzusammen zu schwermen, und der Herr sich entweder selber bediente, oder einige Miethlaqvayen auf einen oder ein paar Tage annähme. Es gäbe ja dieses viel Gewerbe und nehrte viele Menschen? Warum ist dieses schädlicher, als wenn ganze Heerden Handwerkspursche ausschweifen? Unser Mandeville leidet darunter. Seine Bedienten wollen es alsdenn auch so haben.

Drittens macht der Verfasser hier mit vielem Nachdruck die Regel: ein Reicher solle mit Vernunft verschwenden. Und an einem andern Orte sagt er, daß alle Verschwender Narren wären, aber solche Narren, deren Fehler recht edel wären (*). Er führet ein solch Exempel an, welches nicht närrischer seyn kann. Er schildert

(*) Tom. I. p. 103. 104. 105.

dert einen ab, der viele Hunde von allerhand Gattungen hält ohne iemahls zu jagen, der viele Pferde auf der Streue hat ohne iemahls zu reiten, der an heslichen liederlichen Metzen solchen Gehalt giebet, als an die schönsten Fürstinnen, und in wenig Jahren sich selber um alle das Seinige bringet. Und einen solchen hält er für ein höchst nützliches Glied eines blühenden Staats. In der einen Stelle will er lauter vernünftige, und in der andern unvernünftige Verschwender haben. Und damit Niemand gedenke, daß dieses letztere bloß eine Spötterey sey, so lese man nur in dem Folgenden, wie nachdrücklich er einen raubenden Geiz und eine so tumme Verschwendung vertheidiget, und wie einfältig er diejenigen hält, welche wieder die Ausschweifungen dieser Laster reden und glauben, daß es besser, wenn der Geizige milder und der Verschwender spahrsamer wäre. Man bemerke insbesondere, daß er diesen Ausspruch hinzusetzt. Die Spahrsamkeit und Zufriedenheit mit wenigem ist, wie die Redlichkeit, eine armseelige aushungernde Tugend, welche sich nur schickt für kleine Gesellschaften (Nationen) von guten friedliebenden

Leu-

Leuten, welche gern arm sind, wenn es ihnen nur leidlich gehet; aber in einer grossen muntern Nation mag man davon leicht genug haben (*). Ich werde diesen Satz in dem Folgenden noch gebrauchen. Anjetzo mag er nur einen Beweis abgeben, wie ernstlich der Verfasser an dem einen Orte die tummeste Verschwendung vertheidiget, welche er an andern Orten, wenn sie ihm zur Beschwehrde gereichet, unter die Gesetze der Vernunft will gebracht wissen.

Viertens ist unser Schriftsteller so sehr empfindlich über die Laster der Bedienten, daß er es für eine unleidliche Narrheit hält, zu Unterhaltung dieser Laster Gelegenheit zu geben. Er tadelt daher die Herr-

(*) Ich habe dieses genau nach dem Englischen übersetzt. Der Französische Uebersetzer umschreibet diese Stelle Tom. I. pag. 106 also. Il en est de la Frugalité comme de la Probité. Un Homme pauvre, vertueux et frugal, n' est propre que pour les petites Sociétés, composées toutes entières d' hommes, qui contens d' être pauvres, pourvû qu' ils soient libres, n' ont de désirs que pour la paix. Mais dans une grande Nation composées d' Hommes inquiets, contens, d' un moindre degré de vertu, l' on en a toujours assez.

Herrschaften, welche durch ihre Verschwendung und Gelindigkeit die Bedienten verderben. Er verwirft die Armenschulen und milden Stiftungen, weil sie Schulen lasterhafter Bedienten wären. Und weil er sich einen grossen Vorwurf machen würde, wenn er unangezeigt liesse, daß liederliche Häuser das Ihrige auch dazu beytrügen, so legt er es auch selbigen zur Last, daß sie liederliche Bedienten machten. Auf was für eine unverschämte Arth aber erhebt er an einem andern Orte die allerliederlichsten Häuser? Er behauptet, daß es das gröste Unheil nach sich ziehen würde, wenn dergleichen ganz und gar sollten abgeschafft werden, wie einige Narren, d. i. Personen von Religion wünschten (*). Und zwar will er solche Häuser für Leute von dem niedrigsten Stande haben. Er vertheidiget ferner die Trunkenheit nicht nur der Reichen und Vornehmen, sondern auch der Niedrigen und Armen (**). Und nun, da man die Armenschulen und eine christliche Milde verwerflich machen will, heisset alles eine Narrheit, was zu der Liederlichkeit des Gesindes Gelegenheit

(*) Tom. I. pag. 93-97.
(**) Tom. I. pag. 122.

heit giebt. Wie soll man diese Dinge mit einander reimen?

Fünftens fordert unser witzige Schriftsteller zu einem wol eingerichteten gemeinen Wesen, daß die Herrschaften mit gutem Gesinde versehen werden, welche für geringen Lohn viele und treue Dienste leisten. Die Könige seines glücklichen Bienenstocks aber umgiebt er mit so schlechten Bedienten, daß wir uns nicht einmahl unterstehen, die Abschilderung derselben hieher zu setzen. Ich führe nur den Anfang ihrer Beschreibung an. Er schreibt (*): ihre Könige waren auf alle Weise schlecht bedienet. Und, welches das merkwürdigste, so bald sie mit rechtschaffenen und treuen Bedienten von den Göttern versehen wurden, gieng ihr Staat zu Grunde. Ein Mandeville will für wenig Geld geschickte und treue Bedienten haben: die Könige aber und ihre Staaten müssen auf das schlechteste damit versehen werden. Wunderbahre Gedanken!

So vielmahl muß sich unser Schriftsteller wiedersprechen, wenn er einen einzigen

(*) Tom. I. pag. 8.

Vorwurf heben will, der ihm aus seinen eigenen Sätzen gemacht wird.

§ 99.

Fortsetzung des Vorigen.

Es finden sich dergleichen wiedersinnige Dinge in seinen Beschwehrden über die Armenschulen und Waisenhäuser und über die Laster der Bedienten noch weit mehr. Ich will noch einige davon anführen. Er hält es für eine Hauptqvelle der Laster, so unter dem Gesinde herrschen, daß in denen Armenschulen der Verstand der Kinder so weit gebauet werde, daß sie lesen, schreiben und rechnen lernen. Von ihrer Erkänntniß leitet er es her, daß sie so sehr viel Lohn und Trinkgelder verlangen. Wären sie in ihrer natürlichen Tummheit und Unwissenheit gelassen worden, so würden sie sich nicht so hoch im Preise halten. Er ruft derowegen bey den starken Forderungen der Bedienten aus: was für eine Raserey besitzt uns, daß wir sie dazu aufmuntern, indem wir mit Sorge und auf unsere Unkosten ihre Erkänntniß vermehren? da sie nicht ermangeln werden, sich selbige von uns noch einmahl bezahlen zu lassen, indem man ihnen nemlich so viel Lohn und Geschenke

geben

geben muß (*). Er will geschickte Bediente haben, und keine ungeschliffene Tölpel, und ihr Verstand soll doch ungebauet bleiben. Doch sie sollen verständig seyn, aber nur auf ihren Dienst. Uebrigens sollen sie so albern bleiben, daß sie nicht wissen, was ein groß oder klein Lohn, und daß man es besser habe in einem Hause, wo viele Geschenke vorfallen, als wo man von dergleichen nichts weiß. Ist es möglich, daß ein Verständiger solche Dinge zusammensetzen kann? Es ist ferner sehr wunderbar, daß, da er in seinen Beschwehrden über die Bedienten und ihre Laster fast ganz allein von dem Gesinde vornehmer Herren und wohlhabender Leute redet, er dieses tadelt, daß sie in den Armenschulen lesen, schreiben und rechnen lernen. Man fordert ja dergleichen von den Laqvayen, Haus- und Kammer-Jungfern. Was aber Kinder betrifft, die man dereinsten zum Ackerbau oder anderer schwehren Arbeit gebrauchen will, so macht sie die Erlernung des Lesens, Schreibens und Rechnens nicht ungeschickt dazu. Ich kenne Dörfer, wo ein ieder Einwohner nebst Knech-

(*) Tom. II. pag. 105.

ten und Mägden lesen kann, und wo sie durch langen Fleiß eines treuen Lehrers eine sehr gute Erkänntniß im Christenthum haben. Anbey können viele von ihnen schreiben und einige auch etwas rechnen. Dennoch sind sie recht gute und fleissige Bauern. Es kommt nur darauf an, daß sie neben dem Lesen, Schreiben und Rechnen auch zu derjenigen Arbeit bey Zeiten angeführt werden, wozu sie bestimmt sind. Auch folgende Forderung des Herrn Mandeville ist ganz wiedersinnig. Er will, die Bedienten sollen keusch, mässig, treu und fleissig seyn. Er führet herbe Klagen darüber, und legt es abermahls den Armenschulen und Waisenhäusern mit zur Last, daß die mehresten Bedienten Hurer, Säufer, freche Zänker und andern Lastern ergeben seyn (*). Wie kann doch ein Mandeville solche Forderungen machen, der da behauptet, in einem glücklichen Staate sollen die Laster herrschen, und zwar ein ieder Stand soll damit angefüllt seyn (**)? Wie kann derjenige tugendhafte Bedienten verlangen, der öffentliche Sauf-

(*) Tom. II. pag. 106. 112.
(**) Tom. I. pag. 10.

Sauf- und Hur-Häuser als nöthige Stücke eines woleingerichteten Staates angiebt? Wie soll ein Bedienter, der so wenige Religion und Tugend hat, als Mandeville in der Welt leiden will, ohne Lust zum Saufen bleiben, da er oft in Gesellschaft aufwarten muß, wo man ein so grosses Vergnügen und eine Ehre in der Unmässigkeit suchet? Wie soll ein solcher Bediente die Keuschheit lieb behalten, der seinen Herrn so oft auf liederlichen Wegen begleiten muß? Wie wird ohne diejenige grosse Verleugnung, welche unser Verfasser so oft bespottet und verworfen hat, dessen Brust frey von unreinem Feuer bleiben, der täglich hinter Personen stehet, die sich auf das üppigste gekleidet, und alle Kunst anwenden, andere zu entzünden? Werden solche Leute dadurch in der Mässigkeit und Keuschheit eine unbewegliche Standhaftigkeit bekommen, daß man die Waisenhäuser zerstöret und den Leuten das Lesen und Schreiben nicht lehret? Sind dergleichen standhafte Tugenden bloß durch die Tummheit zu erhalten? Wenn dieses auch möglich wäre, wie lange würden denn solche Leute bey ihrer Einfalt bleiben, da sie täg-

lich die Klugheit ihrer Herrschaften hören? Und wie lange wird jene ungebauete Viehwärterin in ihrer einfältigen Unschuld beharren, wenn ihr ein gelehrter Jünger des Mandeville seinen Witz bis in den Kuhstall nachträget? Will man mehr tugendhafte Bediente haben, so ist kein besser Mittel dazu vorhanden, als daß die Herrschaften sich mit Ernst der Tugend befleissigen, und diejenigen Laster ihre Bediente nie sehen lassen, welche selbige nicht nachahmen sollen.

§ 100.

Weitere Fortsetzung desselben.

Unser Verfasser leget der Milde der Engelländer und ihren Waisenhäusern und Armenschulen ferner zur Last, daß darinne keine Bediente für das Land und überall keine solche Personen gezogen würden, welche sich zu schwehrer Arbeit schickten. Ich kann nicht leugnen, daß dieses ein wahrer Fehler mancher Waisenhäuser sey. Es rühret selbiger aber nicht daher, daß diese Kinder zum Lesen und Schreiben angeführet werden, sondern davon, daß sie nicht zugleich in schwehrer Arbeit geübt werden. Denn es kann dieses, wie kurz vorher bewiesen worden, sehr wol mit einander verbunden

bunden werden. Weil aber die Waisenhäuser insgemein in die Städte verlegt werden, so fehlet ihnen die Gelegenheit zu recht schwehrer Arbeit. Wollte nun aber unser Mandeville unpartheyisch seyn, so müste er die Milde gegen arme Kinder nicht verwerfen, sondern nur zeigen, wie sie wol anzuwenden. Er müste anmerken, daß es ein Versehen, wenn man die Waisenhäuser alle auf einen Fuß errichtete und nicht einige so anlegte, daß die Kinder in der Land- und andern schwehren Arbeit könnten geübt werden. Er müste das unschuldige Lesen und Schreiben nicht tadeln, sondern dieses, daß sie neben demselben nicht zur Arbeit angeführet würden. Er müste bedenken, daß wenn man keine Barmherzigkeit an solchen Kindern bewiese, und auf ihre Zucht und Unterhaltung etwas verwendete, sie sich das Betteln angewöhnen würden. Wen lehret aber die Erfahrung nicht, daß sehr wenige von solchen Personen die Tugenden erlangen, welche unser Verfasser zu einem guten Gesinde fordert. Wollte aber unser Schriftsteller auf eine so billige Arth zu Werke gehen, so müste er sich noch gar zu gefällig gegen die christli-

che Religion beweisen und Anstalten loben, welche aus den Grundgesetzen derselben folgen. Ehe er dieses thut, wiederspricht er sich lieber selber, und geräth auf die wiedersinnigsten Einfälle. Ich will etwas davon anführen. Indem er den Mangel solcher Personen, die gern schwehre Arbeit übernehmen, vornehmlich von den Armenschulen herleitet, so ruft er mit einem grossen Eifer aus (*). Das Gleichgewicht des Staats ist aufgehoben. Der Leute, die arbeiten und der Armen, die sonsten nichts wissen, als ihr Handwerk, ist zu wenig gegen die Uebrigen. Ein Kaufmann kann zehn Buchhalter haben oder solche, die sich dafür ausgeben, da es den Pächtern an Arbeitern fehlet. Ihr könnt zwanzig Kammerjungfern bekommen, da ihr eine Köchin schon sehr theuer bezahlen müsset. Ich mache hierbey folgende Anmerkungen.

Erstlich ist die Menge der Buchhalter und Kammerjungfern nicht den Armenschu-

(*) Tom. II. p. 104. Es ist auch diese Stelle von mir in die Kürze gezogen. Das Französische Wort Cuisinier habe ich durch Köchin übersetzt, weil der Zusammenhang erfordert das Englische Wort Cook, welches Koch und Köchin heißt, also zu geben.

schulen beyzulegen. Denn aus den Armenschulen pflegen dergleichen Personen sehr selten zu kommen, und man findet das Uebergewicht solcher Personen auch an den Orten, wo keine Armenschulen sind. Wiewol geschickte Buchhalter und tugendhafte Kammerjungfern werden allezeit eben so rar bleiben, als getreue Köchinnen, Ackerknechte und Viehmägde. Ein Mandeville müste dieses auch gar nicht anders verlangen, weil die Tugend nach seiner Meinung eine höchstschädliche Sache für die Staaten ist.

Zweytens will unser Verfasser eine so gar grosse Menge Leute haben, welche schwehre Arbeit thun, und zwar sollen sie sehr fleissig seyn, und sechs Tage in der Woche qvälen und dabey mit schlechter Kost und geringem Lohne vorlieb nehmen (*). An andern Orten aber legt er es der Tugend zur Last, daß selbige Leute erfordere, die zur Arbeit verhärtet wären, und sich schlecht behülfen, und behauptet, daß man durch die Laster bey weit gelinderer Arbeit zu den angenehmsten Wollüsten dieses Lebens gelangete. Und in einer Stel-

(*) Tom. II. pag. 124.

Stelle, so ich kurz vorher angeführt, schreibt er, daß eine sparsame Zufriedenheit mit wenigem eben, wie die Redlichkeit, eine armseelige und aushungernde Tugend, welche sich nur für kleine Gesellschaften von guten friedliebenden Leuten, welche gern arm wären, schicke, wenn es ihnen nur leidlich gienge. Aber in einer grossen und muntern Nation möchte man davon leicht genug haben. Wie reimet sich dieses letztere mit dem ersten?

Drittens, wenn unser Schriftsteller auf die beschwehrlichen Unglücksfälle dieser Welt kommt, so hat er ganze Schaaren von armen Leuten, die sklavische und schwehre Arbeit suchen, und Gott darum danken, daß sie selbige nur bekommen mögen, ob sie gleich ihr Leben dabey aufsetzen müssen. Er hält es daher für ein grosses Glück, daß so viele Schiffe untergehen und ihre Ladungen verderben, weil dadurch die Arbeit vervielfältiget, und die Armen beschäftiget und ernehret werden (*). Er setzt sogar hinzu, daß Engelland sonst nicht Arbeit genug hätte um seine armen Leute zu beschäftigen und zu ernehren

(*) Tom. II. pag. 196. 206. 207.

ren (*), und daß es daher ein wahrhaftes Unglück für Engelland seyn würde, wenn zur See die gewöhnlichen grossen Unglücksfälle nicht wären. Wenn er aber einer christlichen Milde einen Vorwurf machen will, so kann er nicht Leute genug bekommen, die sich einer niedrigen und beschwehrlichen Arbeit unterziehen wollen.

Viertens gehört unser Schriftsteller zu denjenigen, welche die öftern Kriege, womit diese Erde beschwehret wird, für nöthig halten, damit dem Ueberfluß der Menschen gewehret werde. Er meinet, daß Krieg, wilde Thiere, die gerichtlichen Hinrichtungen, die Ermordungen und hundert andere Begebenheiten von dieser Arth, nebst den Krankheiten und allen ihren Folgen kaum hinreichten, den Ueberfluß der Menschen in einer volkreichen Nation aufzuheben (**). Die allermehresten Menschen aber, welche durch die Schlachten, Belagerungen und bey Gelegenheit des Mangels, in welchen sie der Krieg setzet, hinweggerafft werden, sind solche, die zu den niedrigsten und schwehre-

(*) Tom. II. pag. 208.
(**) Tom. IV. pag. 87. 102. 103.

resten Arbeiten gewöhnt sind. Es ist daher diese einmahl behauptete Meinung entweder falsch, oder es sind die Klagen ungegründet, daß es einen so grossen Mangel an Leuten gebe, die sich zu grober Arbeit beqvehmen. Unser Schriftsteller sagt an dem einen Orte, daß Engelland so viel nöthige Arbeit anweisen könnte, daß über die ietzige Anzahl Arme noch mehr, denn hundert tausend auf drey bis vier hundert Jahre könnten beschäftiget werden um das Land an allen Orten fruchtbahr zu machen und es recht zu bevölkern. In einem andern Augenblicke aber findet er den Ueberfluß der Menschen so groß, daß Krankheiten allein nicht hinreichen, das Gleichgewicht der Menschen zu erhalten, sondern es sind dazu noch öftere Kriege, Mörder und Nachrichter nöthig, damit nur Menschen um das Leben kommen. Heisset dieses nicht zu beiden Seiten ausschweifen?

§ 101.

Warum die Fabel von den Bienen so vielen gefällt.

Ich mag nicht mehrere Blätter mit dergleichen sich selbst aufhebenden Sätzen anfüllen. Die Proben, so ich davon angeführt, können genug seyn einen Beweis abzugeben, wie sehr übertrieben und ausschwei-

schweifend die Gründe sind, womit unser Schriftsteller der Tugend Hohn spricht, und wie oft er sich selber wiedersprechen muß, wenn er bald dieses, bald jenes Stück der christlichen Religion bestreiten will. Indessen findet er vielen Beyfall, und nicht nur die Feinde der christlichen Religion, sondern auch viele Christen zählen ihn unter die recht grossen Geister. Und welches ist die wahre Ursach hiervon? Keine andere als die Dreistigkeit und beissende Schreibarth, womit er nicht nur die Religion, sondern auch die höchsten Standespersonen angreift und lächerlich zu machen sucht, und dadurch dem Hochmuthe seiner Leser die angenehmste Nahrung giebet. Wenn ein junger flüchtiger und in sich selbst verliebter Mensch ein solches Buch lieset, und findet darinne so viele Meinungen, welche von der gewöhnlichen Arth zu denken abgehen, und daß so viele Lehren, die man als Heiligthümer verehret, mit den lächerlichsten Einfällen vermischt und verspottet werden, so glaubet er, es sey solches eine Weisheit, die nur wenige besitzen, und er werde über so viele tausende erhaben, und er könne selbige weit übersehen

und

und verlachen, wenn er das annehme und nachschwatze, was ihm ein Mandeville vorgesagt. Seht, wie vergnügt trit jener muntere und wol geputzte Polysoph einher. Warum ist er so freundlich und lachet in sich selber? Er hat eine grosse Probe seines Witzes abgelegt. Er war in einer Gesellschaft, wo Jemand erzählte, er habe an dem Tage mit vielem Vergnügen die und die Predigt in dem Tillotson gelesen. Er aber antwortete: ich habe in der *Fable of the Bees* und denn ein Stück aus dem Petron gelesen. Wer sollte sich über einen solchen angebrachten Witz nicht freuen? Was für ein Vorzug vor andern Menschen, wenn man Dreistigkeit und Verstand genug hat, gleich aus dem Stegreif also zu sprechen? Für einen so witzigen und lustigen Geist ist es ferner ein sehr groß Vergnügen, wenn er im Stande ist, das Betragen anderer und ihr Fehler hönisch durchzunehmen. Ein jedes Buch, das ihm hierzu Witz und Worte leihet, ist ihm ein rechter Schatz. So verhaßt ihm die Geistlichen sind, so kann er doch einen Swift noch leiden, weil ihm derselbe manchen spöttischen Einfall geschenket,

wo-

womit er sich in Gesellschaft hervorthun können. Und aus eben dieser Ursach wird die Fabel von den Bienen so sehr geliebet. Sie verschonet die höchsten Stände nicht. Indem uns aber solches so sehr gefällt und wir unsere Weisheit darein setzen, daß wir dergleichen ungeprüft annehmen, und uns dadurch zu erheben suchen; verrathen wir damit nicht einen sehr seichten Verstand und schlechten Geschmack? Ist es ein Beweis von einer tiefen Einsicht, wenn man die wiedersinnigsten Dinge als das Höchste der menschlichen Vernunft verehret, und damit so gar für die Laster wieder die Tugend streitet? Ich mag mich hierbey weiter nicht aufhalten, damit ich mich nicht in den Verdacht setze, daß eine geistliche Rachbegierde meine Feder führe, weil unser Mandeville vor andern die Geistlichen am allerlächerlichsten gemacht. Ich will vielmehr zum Beschluß einen Beweis geben, daß ich mich bemühet, ihn mit einer wahren Unpartheylichkeit zu lesen.

§ 102.

So ungegründet ich dasjenige halte, was er wieder eine christliche Tugend geschrie- Vorwürfe so Mandeville den Christen

wegen der schlechten Ausübung der Tugend macht.

schrieben, so nahe gehet es mir, daß man diejenigen Beweise grossen Theils gar zu gegründet findet, welche er wieder die wirkliche Ausübung solcher Tugend unter den Christen vorbringet. Ich rechne dieses zwar zu seinen Ausschweifungen, wenn er hier und da so redet, als wenn man gar bey Niemanden eine wahre Tugend anträfe, sondern ein ieder ein unvernünftiger Sklav unordentlicher Leidenschaften wäre: aber wie kann ich leugnen, daß seine Vorwürfe nicht bey einer leider gar zu grossen Menge der Christen gefunden würden? Wie sehr wünschte ich, daß besonders die christliche Tugend unter ihren eigenen Lehrern gemeiner wäre, und die vielen Schandflecke derselben den Spöttern keine Gelegenheit gäben, alle Geistliche des Hochmuths, des Geizes, des Neides, des Eigensinnes, der Ueppigkeit und anderer Laster zu beschuldigen. Wie weh thut es mir, daß Religion und Tugend so rar unter den Gelehrten sind, daß unser Feind der christlichen Tugend sich unterstehet sie als eine Sache auszugeben, die man nur bey ganz tummen Leuten zu suchen hätte (*).

Es

(*) Tom. II. pag. 50. 51. 114. 115.

Es ist allerdings ein wahrer Vorwurf und eine rechte Schande für uns Christen, daß unsere studirende Jugend so wenig zur Tugend angeführet wird, und man sich ins besondere auf hohen Schulen so wenige Mühe giebet, jungen Leuten Weisheit und Tugend zugleich einzuflössen. Wir finden unter den Alten viele heidnische Weltweisen, die sich dieses mit vielem Ernst zu ihrem Ziel gemacht haben. Wie weit aber entfernen sich von diesen viele Lehrer auf christlichen Academien? welche es dabey nicht bewenden lassen, daß sie selber ganz öffentlich böse Exempel geben, sondern auch, wenn sie ihre Zuhörer belustigen wollen, Religion und Gottesdienst bespotten, und solche Leute ziehen, welche gewissenlose Peitschen ganzer Staaten werden. Es sollte zwar billig hieraus kein Schluß wieder die Religion und Tugend selber gemacht werden. Man sollte bedenken, daß eine vernünftige Sammlung von Gesundheits-Regeln dadurch nicht unvernünftig wird, wenn selbst gelehrte Aerzte dawieder handeln. Aber wer weiß nicht, daß Exempel einen grössern Eindruck geben, als die vernünftigsten Regeln? Unser

Verfasser greift noch eine Arth Christen auf das heftigste an, in dem letzten Theile seines zweyten Gesprächs. Man siehet zwar gar leicht, daß auch hier die Sache übertrieben: aber wie sehr wünschte ich, daß ich alles für Verleumdungen ausgeben könnte, was er hier wieder das Christenthum solcher Personen vorbringet, auf welche die Augen so vieler Menschen gerichtet sind? Ich will ein paar Stellen daraus anführen. Vielleicht findet sich Jemand, der von einem Mandeville dasjenige annimmt, was er für Einfalt hält, wenn es ihm ein christlicher Prediger sagt. Tom. III. p. 96-100 lässet er seinen HORACE und CLEOMENE Folgendes reden.

HOR. Je n' ai pas honte d' avouer, que je suis un grand poltron sur Mer. Mais mettez moi en Terre - Ferme, alors - - -

CLEO. Six ou sept moi, après vous être battu en duel, je me souviens, que vous eûtes la petite vérole. Vous étiez alors dans des terribles alarmes, par la crainte de la mort.

HOR. Ce n' étoit pas sans sujet.

CLEO. Les Médecins disoient, que la crainte où vous étiez, vous ôta le som-

ſommeil, augmenta la fièvre, et vous fit autant de mal que la maladie même.

HOR. C' étoit là un tems bien critique pour moi, je ſuis charmé qu' il ſoit paſſé, ma Soeur en eſt morte. Avant que d' avoir la pétite vérole, j' étois dans des craintes continuelles; et il m' eſt arrivé pluſieurs fois d' être mal à mon aiſe, pour en avoir ſeulement entendu parler.

CLEO. Le courage naturel eſt une armure génerale contre la crainte de la mort, ſous quelque forme qu' elle ſe préſente, *ſi fractus illabatur orbis.* Ce courage ſoutient l' homme ſur les mers orageuſes, et dans un fiévre chaude, tout comme dans le ſiége d' une Ville, ou dans un duel avec des Seconds, pourvû ſeulement qu' il ait la liberté de penſer.

HOR. Quoi? Vous aller me prouver que je n' ai point de courage?

CLEO. Bien loin de là. Il ſeroit ridicule de douter de la bravoure d' une perſonne, qui l' a fait voir d' une manière ſi extraordinaire dans plus d' une occaſion. Je doute ſeulement de l' Epithète que vous y avez donnée tantôt, en joignant au mot de courage celui de naturel; car il y a une très grande difference entre ce courage là, et le courage artificiel.

HOR. Voilà une chicane où je ne veux point entrer; mais je ne conviens point avec vous de ce que vous avez dit ci-devant. Un Gentil homme n' eſt obligé de faire voir ſa bravoure, que dans les cas où ſon honneur eſt intéreſſé. Dès qu' il ôſe ſe battre pour ſon Roi, pour ſon Ami, pour ſa Maitreſſe, et dans toutes les occaſions où ſa réputation eſt engagée, nous croirons du reſte ſur ſon compte tout ce qu' il vous plaira. D' ailleurs il y auroit de l'extravagance à temoigner du courage et de l' intrépidité dans les maladies, dans les afflictions, et dans les autres dangers où l' on reconnoit viſiblement le doigt de Dieu. L' intrépidité dans les châtimens eſt une eſpèce de rebellion, c' eſt faire la guerre au Ciel; crime dont il n' y a que les Athées et les Eſprits forts qui voulûſſent ſe rendre coupables. Il n' y a qu' eux qui puiſſent ſe glorifier dans leur impénitence, et parler de mourir avec fermeté. Tous les autres Hommes qui ont quelque ſentiment de Religion, ſouhaitent de ſe repentir avant que de quiter ce Monde. Le meilleur même d' entre nous n' a pas toûjours vécu, comme il ſouhaiteroit l' avoir fait pour mourir.

CLEO. Je ſuis ravi de vous voir ſi pieux. Mais n' appercevez vous pas en-

encore combien peu vous êtes d' accord avec vous même? Comment quelqu' un peut-il désirer sincèrement de se repentir, dans le tems, qu' il se plonge volontairement dans un péché mortel, et que sans y être forcé, ou sans nécessité, il va commettre une action qui expose sa vie à un péril, qu' on peut presque regarder comme plus grand que tout autre.

HOR. Je vous ai déja avoué plus d' une fois que le duel est un péché; et je crois même que c' est un péché mortel, quand on n' y est pas obligé par necessité. Mais ce n' est point là le cas où je me suis trouvé, c' est pourquoi j' espère que Dieu me pardonnera ma faute. La punition est réservée pour ceux qui font un jeu de cette action. Mais quand on ne s' y porte qu' avec une répugnance infinie, et qu' on fait tout son possible pour l' éviter, on peut, ce me semble, dire avec justice, qu' on y a été forcé, et qu' on a agi par necessité. Condamnez tant qu' il vous plaira les rigides loix de l' Honneur, et la tirannie de la coutume, quiconque veut cependant vivre dans le monde, doit et est obligé de les suivre. N' en feriez-vous pas tout autant?

CLEO. Ne me demandez point ce que je ferois, il s' agit de ce que chacun

cun est tenu de faire. Peut-on croire la Bible, et concevoir en même tems un Tiran plus rusé, plus malin, plus inexorable, plus inhumain et plus terrible que le Démon; où un malheur plus grand que l' Enfer, et des peines plus affreuses et plus durables que des tourmens inexprimables et éternels? vous ne répondez point? Quel mal y a t-il, ditez vous encore? Pensez y mûrement, et ditez moi quelles sont les terribles choses que vous redoutez, quelles sont les craintes qui vous font négliger ces Loix, et mépriser ce cruel Tiran. Dans quel abime de malheurs vous allez vous plonger! Voions ce qu' il y a de pis à craindre.

HOR. Voudriez vous passer pour un lâche et un poltron?

CLEO. Pourquoi? parce que je n' oserois violer toutes les loix humaines et Divines?

HOR. A parler à la rigueur, vous avez raison, et il n'y à rien à repliquer. Mais qui peut envisager les choses sous ce point de vue?

CLEO. Tous les veritables Chrétiens.

HOR. Où sont-ils aujourd' hui? Tous les Hommes en général mépriseroient, et se moqueroient d' une personne

sonne qui auroit ces scrupules. J' ai oui et vu des Ecclesiastiques même qui marquoient du mépris pour les poltrons, malgré tout ce qu' ils pouvoient dire et recommander en chaire. C' est une extrémité bien terrible que de se voir obligé de fuir entiérement le monde, et de renoncer tout à la fois à la conversation de tous ceux qui en sont dignes. Voudriez-vous devenir l' entretien de la Ville? Pourriez-vous vous résoudre à être le sujet de railleries et des mépris de ceux qui fréquentent les Cabarets, de ceux qui se trouvent dans les Coches et dans les Places Publiques? Or ne seroit-ce point là le sort de tout Homme qui refuseroit de se battre, ou qui souffriroit patiemment un affront? Soïez raisonnable, *Cleomene*, peut-on toujours éviter de se battre? Si on le refusoit dans bien des cas, ne deviendroit-on pas le jouet de tout le monde? Ne seroit-on pas montré du doigt dans les rues? Ne serviroit-on pas d' amusement aux Enfans, et aux garçons qui portent des flambeaux pour éclairer ceux qui marchent dans une nuit obscure? Ceux qui conduisent les Fiacres, ne s' en feroient-ils pas un sujet de divertissement? Tout cela peut-il se souffrir?

CLEO. Vous qui en tout autre cas regardez l' opinion du Vulgaire avec

un si grand dédain, comment se peut-il qu' elle vous cause tant d' inquiétude dans celui-ci?

Pag. 114--118. setzen Horace und Cleomene ihre Unterredung also fort.

HOR. Quelle machine etonnante, quel composé héterogène est-ce que l' Homme! Vous m' avez presque déjà vaincu.

CLEO. Je ne cherche point à vaincre. Tout ce que je souhaite, c' est de vous rendre service en vous détrompant.

HOR. D' où vient que la même Personne, dont on voit les fraïeurs peintes sur le visage dans une maladie, ou dans un orage, ne donne aucun indice de peur dans un duël, et dans toutes les actions militaires? Résolvez aussi, je vous prie, cette difficulté.

CLEO. Je m' en acquiterai de mon mieux. Dans toutes les conjonctures où l' on croit que la réputation est interessée, la crainte de la Honte se réveille avec efficace dans les Personnes d' honneur; et la vanité venant incessamment à leur secours, rassemble toutes leurs forces pour les soutenir contre la crainte de la Mort. Tous les prodigieux efforts qu' ils font dans ces occasions, étouffent entiérement cette crainte, ou

du

du moins ils font qu' il n' en paroit aucun ſymptôme. Mais dans les autres perils, où ils ne croient point leur Honneur engagé, leur vanité reſte tranquile. Ainſi, rien ne reprimant la crainte de la Honte, elle paroit telle qu' elle eſt. Pour vous aſſurer de la vérité de cette raiſon que je viens d' alléguer, faites attention à la conduite differente que tiennent les Gens d' honneur, ſuivant qu' ils ſe piquent d' être Chretiens ou Incrédules; (car il y a de ces deux ſortes de gens) et vous verrez, dumoins le plus ſouvent, que vos Eſprits forts, et ceux qui veulent paſſer pour douter d' un état futur (je parle des Perſonnes d' honneur) donnent de plus grandes marques de tranquilité et d' intrépidité dans les mêmes dangers où les pretendus Croïans d' entre vous paroiſſent manquer le plus de courage, et être le plus troublés.

HOR. Pourquoi dites-vous les pretendus Croïans? A vôtre compte il n' y a point de Chretiens parmi les Gens d' honneur.

CLEO. Je ne vois pas, comment il peut y avoir parmi ceux de véritables Croïans.

HOR. Pourquoi, je vous prie?

CLEO.

CLEO. Pour la même raiſon qu' un Catholique-Romain ne ſauroit être un ſujet ſur qui l' on puiſſe compter dans un Païs Proteſtant, ou même dans tout autre Païs que celui qui eſt ſous la domination de SA SAINTETE. Aucun Souverain ne peut ſe confier entiérement dans la fidélité d' une Perſonne qui reconnoit ſur la terre une autre Puiſſance ſupérieure, à laquelle il rend hommage. Je ſuis perſuadé que Vous me comprenez.

HOR. Fort bien.

CLEO. Vous pouvez attacher au même joug le Chevalier et le Prebendier, et les faire ſeoir enſemble dans le même Siége; mais l' honneur et la Religion ne purent jamais être aſſociés, *nec in una ſede morantur.* Il en eſt de ces choſes comme de la majeſté et de l' amour. Examinez vôtre conduite, et vous trouverez que ce que vous avez dit du *doigt de Dieu*, étoit uniquement un ſubterfuge, une échappatoire. Vous admites alors cette idée, parce que vous en aviez beſoin. Vous avez dit hièr dans une autre occaſion que *la Providence dirigeoit et gouvernoit tout ſans exception.* Vous auriez donc dû appercevoir que le *doigt de Dieu* paroit autant dans un accident ordinaire de la

la vie, et dans un malheur, que dans un autre que n' eſt pas plus extraordinaire. Une rude attaque de maladie eſt peutêtre moins funeſte, qu' une légere eſcarmouche entre deux Partis ennemis; et une querelle ſurvenue pour une bagatelle entre deux Perſonnes d' honneur, eſt ſouvent plus dangereuſe que le plus violent orage. Un Homme de ſens, qui ſe règle ſur de principes fixes, ne peut donc pas regarder comme une impiété, de ne témoigner aucune crainte dans un certain péril, et être couvert de confuſion, quand il paſſe pour avoir eu peur dans une autre ſorte de danger qui étoit tout auſſi grand. Reflechiſſez ſeulement, combien vous étes peu d' accord avec vous méme. Quelquefois, pour vous juſtifier de la crainte que vous avez de la Mort, ce qui arrive dans les cas où la vanité eſt dans le ſilence, vous dévenez religieux dans un moment. La delicateſſe de vôtre conſcience pouſſe méme le ſcrupule ſi loin, que vous régarderiez la fermeté qu' on feroit paroître dans les châtimens que le Tout-puiſſant nous infligeroit, comme une declaration impie d' une guerre contre le Ciel. D' autres fois au contraire, quand l' Honneur l' exige, vous avez

non

non seulement l' audace de violer de dessein prémédité les Commendemens de Dieu les plus positifs, mais encore de soutenir que le plus grand malheur qui pût vous arriver, seroit que le monde crût, ou seulement soupçonnât que vous eussiez pu hésiter quelques momens pour commettre ce crime. Peuton se moquer plus visiblement de la Majesté Divine? Il n' y auroit pas la moitié autant d' impudence à nier l' Existence de Dieu, qu' à tenir une pareille conduite, après avoir reconnu cette Existence. Il n' est point d' Athéisme - - - .

O betrübter Umstand für uns Christen! daß wir selber einen feindseeligen Spötter unserer Religion in den Stand setzen, uns auf das heftigste anzugreifen, uns Hohn zu sprechen und uns zu verlachen. Was soll man ihm auf solche Vorwürfe antworten? O mein GOtt! dörfen wir denn gar nicht denjenigen glücklichen Zeitpunct hoffen, da christliche Reiche diese wiedrige Vorwürfe von sich ablehnen? Werden wir nie so aufmerksam und ehrerbietig gegen deine unendliche Majestät werden, daß wir aufhören, denen alle Ehre und Würdigkeit abzusprechen,

chen, welche nicht frech genug sind, wieder deine erhabensten Eigenschaften und heiligsten Willen sich aufzulehnen und deine Gesetze mit Füssen zu treten? Man ist so glücklich gewesen, den unvernünftigen Bann, so ehmals die Kirche beschwehrte, abzuschaffen. Man hat es gar dahin zu bringen gewust, daß heutiges Tages auch verruchte Bösewichter und die heslichsten Schandflecke der Christenheit von den grösten Heiligthümern der Religion nicht leicht mehr dörfen ausgeschlossen werden: sollte es nicht möglich seyn, den fürchterlichsten Bann aufzuheben, vermöge dessen alle diejenigen, welche sich über den niedrigen Rest der Menschen in die Höhe geschwungen, aller ehrliebenden Gesellschaft unwürdig erkläret werden, wenn sie nicht wegen eines nichtswürdigen Wortes wieder den weisesten und heiligsten Willen GOttes Blut vergiessen und Glieder und Leben in Gefahr setzen wollen?

§ 103.

Ich beschliesse diese Betrachtung. Ich schmeichele mich mit der Hoffnung, daß die angeführten Gründe hinlänglich sind zu beweisen, in wie grosse Thorheiten diejenigen

Beschluß dieser Betrachtung.

jenigen sich verwickeln müssen, welche den Lastern das Wort reden und behaupten, daß GOtt selbigen gar keine Schranken gesetzt, noch die willkührlichen Verhängnisse dieser Erden nach der Gemüthsverfassung der Menschen eingerichtet habe. Es gereicht der Tugend zu einer wahren Ehre, wenn diejenigen, welche sie als etwas schädliches verlästern, selber dafür eifern, so bald sie von den Lastern anderer Personen beunruhiget werden. Haben sie anietzt die Unmässigkeit, die Unzucht, die Verschwendung und die mit diesen Lastern verknüpfte Unordnungen und Betrügereyen zu nothwendigen Stützen der gemeinen Wolfahrt gemacht, so schelten sie doch auf eben diese Laster, wenn sie dieselben an ihren Bedienten finden, und fordern und loben an selbigen die Mässigkeit, Keuschheit, Fleiß und Treue. Selbst der Hauptbeweis, den man wieder die Tugend führet, beweiset ihren grossen Vorzug vor den Lastern. Man meinet, bey der Tugend hätte man zu wenige Dinge, wieder welche ein Mensch streiten und sich in Sicherheit setzen müste. Folglich gäbe selbige zu wenig Arbeit und Gewerbe. In diesem Beweise gestehet man, daß die Tugend etwas sey, wowieder

man

man sich nicht zu wehren hätte, die Laster aber setzten unsere Wolfahrt in Unsicherheit. Ein wahres Lob für die Tugend, so ihr ein Feind derselben giebt. Und sind diese unordentlichen Begierden der Menschen so beschaffen, daß man sie nothwendig einschränken muß, wenn nicht alles zu trümmern gehen soll, so überlege man, ob man einige Wahrscheinlichkeit vor sich hat, wenn man annimmt, daß der GOtt, welcher den Wellen des Meers und der Gewalt der Ströme Ufer entgegen gestellet, der ungestümen Wuth der Laster gar keine Schranken gesetzt. Ist es aber an dem, daß die Laster eine unerträgliche Beschwehrde der menschlichen Gesellschaft, und daß derjenige grosse Schöpfer, welcher Ordnung liebet und für das Wol seiner Kreaturen sorget, selbige durch seine Verhängnisse einzuschränken sucht; so überlge man, wie vernünftig es sey, wenn man so wol bey den angenehmen als wiedrigen Verhängnissen dieses Lebens ganz unempfindlich bleibet, auf denjenigen, der sie nach den weisesten Absichten bestimmt, gar nicht siehet und selbigen weder liebet noch fürchtet. Welche Kreatur sollte wol in den

Augen des Allwissenden die edelste und weiseste seyn, diejenige, welche bey ihren Schicksahlen auf die Hand des Allmächtigen achtet, und dessen Regierung in Demuth verehret, oder diejenige, die überhäuft von Wolthaten unerkänntlich und bey wiedrigen Verhängnissen ohne eine demüthige Ehrerbietung bleibet? Man betrachte folgendes nachdenkende Gemüth. Es befindet sich in dem Besitz desjenigen, was zu seiner Nothdurft und Vergnügen gereichet. Es stellet darüber öftere und ernstliche Betrachtungen an. Es erweget, wie es eben so leicht Schmerzen und Mangel leiden könnte. Es überdenket, von wem es vorgezogen und so glücklich gemacht worden. Es steiget in diesen Gedanken, bis zu einer unverdienten Liebe GOttes in die Höhe. Es wird hierdurch gerühret. Es entzündet sich in demselben eine zärtliche Gegenliebe. Es achtet GOtt eines liebreichen Andenkens, einer erkenntlichen Dankbegierde, einer ehrerbietigen Unterwerfung, eines gefälligen Gehorsahms würdig, und übergiebet sich völlig demjenigen, in dessen Händen seine Wolfahrt ruhet. Die Zeiten ändern sich. Die vergnügten Tage werden durch wiedri-

ge Abwechselungen unterbrochen. Ein Theil seines Glücks wird zweifelhaft oder gar aufgehoben. Es wird dadurch noch mehr bestärket, wie unser Vergnügen in der Gewalt einer höhern Vorsehung stehe. Es findet auch in der Mischung seiner Schicksahle weise und gütige Absichten. Es erblickt darinne weise Vorkehrungen Gottes, die unsere wilden und ausschweifenden Begierden bezähmen und einschränken und seinem heiligsten Willen unterwerfen sollen. Es bemerket darinne einen nachdrücklichen Beweis von der Eitelkeit aller irdischen Dinge. Es wird gewahr, daß das Gegenwärtige mit einer Ewigkeit verbunden, und daß der ewige und seelige GOtt seine vernünftigen Geschöpfe zu einer immerwährenden Glückseeligkeit und einer süssen und ununterbrochenen Ruhe führen wolle. Es demüthiget sich immer mehr und mehr unter die gewaltige Hand GOttes. Es folget seinem gnädigen Winke. Es erkennet und verehret auch in den wiedrigen Verhängnissen eine heilige Majestät des Höchsten. Es ziehet seine Begierden von dem, was der Absicht des HErrn entgegen, zurück. Es lernet die vergänglichen

Dinge nicht über seinen Wehrt zu schätzen, und ringet vornehmlich nach jenen vollkommenen Gütern, die ihm die Ewigkeit anbietet. Es suchet sein höchstes Gut in GOtt und in einer liebreichen Vereinigung mit demselben. In dieser Verbindung bemühet es sich ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Es ist ein treuer Menschenfreund, beleidiget Niemanden, sondern ist gefällig, und gereicht vielen zur Freude und Erqvickung. Man vergleiche dieses Gemüth mit einem Geiste, der sich vor andern stark und edel zu seyn dünket und es sich eifrigst angelegen seyn lässet, recht nach der heutigen Mode zu denken und zu leben. Er ist von der göttlichen Vorsehung vieler Vorzüge gewürdiget. Er ist gesund, reich und geehrt. Aber eben dieses bewegt ihn, sich viel zu erhaben zu halten oft an GOtt zu gedenken, und dessen Liebe zu bewundern und zu verehren. Es ist ihm zu gemein, und ein Uebelstand für ihn auf seinen Schöpfer zurück zu sehen und seine Vorzüge als göttliche Wolthaten zu betrachten und zu rühmen. Es würde seinen Gedanken nach zu niederträchtig und pö-

pöbelhaft seyn, Liebe, Hochachtung, Ehrerbietung und Dankbarkeit gegen das höchste Wesen blicken zu lassen. Und wie einfältig ist es in seinen Augen, um den Willen des Allmächtigen bekümmert zu seyn, und selbigen zur Richtschnur seiner Handlungen zu machen? Dieses gehöret für die Einfalt von niedrigem Stande. Es entstehen fürchterliche Begebenheiten, die ganze Länder erschüttern: er aber ist großmüthig und verbannet Furcht und Nachdenken. Andere sehen hierbey auf den grossen Beherrscher der Welt, dessen Absichten und heilige Regierung: er aber lacht und scherzt, und spielt und verdoppelt seine Verwegenheit und Sünden. Andere beugen ihre Knie vor der höchsten Majestät, die alles regieret: er aber lästert und spottet hierüber, so lange seine Person und Glück unversehrt bleibet. Wird er aber selber angegriffen, seine Reichthümer zerstreuet, seine Wollüste unterbrochen und seine Gewalt und Ansehen beenget; so ringet er mit Verzweifelung, er schilt, er flucht und erfüllet die Luft mit lauter ängstlichen Klagen. Er sucht aber die Ursach solcher Begebenheit nicht in sich, noch vielweni-

ger demüthiget er sich vor dem Unendlichen und ringet nicht darnach bey einer gründlichen Veränderung seines Gemüths dessen Gnade und eine dauerhafte Vereinigung mit demselben zu erlangen. Wie sollte er glauben, daß sein Gemüth eine bessere Gestalt haben müste? Er ist ja verständig und honête (*). Und was heisset dieses bey ihm? Verständig nennt er sich, weil seine Seele zu lustigen Einfällen und listigen Ränken aufgelegt, und von erhabenen Begriffen von GOtt und der Tugend ganz rein gesäubert ist. Zur Honêteté erfordert er weiter nichts, als daß Jemand um zu stehlen nicht in die Häuser breche, noch die Strassen beraube, ein gewisses Scheltwort nicht ungeahndet lasse, und die Spiel-Schulden richtig bezahle. Ueppig leben, mehr Schulden machen, als man abtragen kann, den Bauer aussaugen, den Bürger betrügen, im Umgange recht nach der Kunst falsch seyn, saufen, ein unschuldig Mädchen schänden, und höchst unglücklich machen, Ehfrauen zur Un-

(*) Ich bediene mich der Sprache dieser Leute.

Untreue verführen, armseelige Kinder zeugen und für selbige nicht väterlich sorgen, sich die heßlichsten Krankheiten zuziehen und andern zubringen, alles dieses und noch mehr dergleichen hält er für Dinge, die Jemand thun und dabey ein vollkommen Honête homme bleiben könne. Allwissender und weiser GOtt, ist jenes ehrerbietige und tugendhafte Gemüth in deinen Augen so einfältig und unedel und verächtlich, als es vor der Welt angesehen wird? Und hat diese letztere Seele die Schönheiten, die dir gefallen? Sind die Menschen, welche also gesinnet sind, diejenigen, die dein unendlicher und reiner Verstand unter die weisen und erhabenen Geister setzt? Erkennest du die für thörigte und abgeschmackte Seelen, die dich auf das zärtlichste lieben, und auf dich als ihren Schöpfer und höchsten Wolthäter in allen Dingen sehen? Sind diejenigen deine geliebten Freunde und angenehmsten Geschöpfe, die es für eine Schande halten dich zu fürchten und zu lieben, und sich als erkenntliche und dankbahre Geschöpfe zu beweisen, und auf

deine weiseste Regierung, besonders in den Schicksahlen dieser Welt zu achten? Vollkommenster GOtt, wer sind in deinen Augen die Klugen, und welche sind die Thoren? welche sind die, so du vor andern liebest?

Abhandlung von dem Geistlichen Geschmack.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-1192015415-1883789672-18/fragment/page=0446

****

Abhandlung
von dem
Geistlichen Geschmack.

§. 1.

Es würde mich und den Leser zu lange aufhalten, wenn ich erzählen sollte, was bey mir die Entschliessung verursachet, diesem dritten Theile meiner Betrachtungen eine Abhandlung von dem geistlichen Geschmack beyzufügen. Wer die Vorrede nebst der vorhergehenden Betrachtung gelesen, wird ohne weitere Anzeige sehen, wie ein Gedancke dem andern Gelegenheit gegeben. Ich gehe also gleich zur Ausführung meines Vorhabens fort. Einleitung.

§. 2.

Der Gebrauch hat dem Wort Geschmack nach und nach eine sehr weitläuftige Bedeutung gegeben. Anfänglich hat man damit die besondere Empfindungen der Zunge bezeichnet, welche durch die Salze verursachet werden, so in den Dingen, die wir Was hier Geschmack heisse.

wir in den Mund nehmen, liegen. Ingleichen hat man das Vermögen, diese Empfindungen zu haben, und die Kraft der Dinge, diese Arth der Empfindungen zu verursachen, mit diesem Nahmen benennet. Wenn wir der fünf Sinne Erwehnung thun, und den Geschmack als einen Sinn nahmhaft machen, so verstehet man darunter das Vermögen, durch Hülfe der Zunge die Salze der Dinge zu empfinden. Wenn wir aber sagen, der Zucker hat einen süssen Geschmack, so ist unsere Meinung, der Zucker habe die Kraft, diejenige Empfindung in unserm Munde zu verursachen, welche wir süß nennen. Mit der Zeit aber ist die Bedeutung des Wortes Geschmack sehr ausgedehnet worden. Man sagt, daß die Kleidertracht, die Häuser, die Lebensarth, eine Rede, eine Musik nach einem guten Geschmack eingerichtet seyn. Auch bey diesem Gebrauch bezeichnet das Wort Geschmack bald ein Vermögen gewisser Empfindungen, nebst den Empfindungen selber; bald die Beschaffenheit der Dinge, dadurch sie solche Empfindungen verursachen. Wenn man von den Einwohnern einer Stadt in Absicht

auf

auf ihre Kleidung, Gebäude und Lebensarth spricht: sie haben keinen Geschmack, so ist der Sinn dieser Worte, sie haben kein Gefühl von artiger und von einfältiger Kleidung, von schönen und von schlechten Häusern, von einer zärtlichen und von einer ungebaueten Lebensarth, und das Vermögen, solches zu empfinden, sey bey ihnen nicht aufgeweckt, sondern ganz erstorben. Lobet man an einer Rede oder Gedichte, daß ein guter Geschmack darinne herrsche, so ist die Meinung, sie seyn von solcher Beschaffenheit, daß ein Kenner Schönheiten darinne wahrnehme, die ihm angenehme Empfindungen machen. Wenn ich in dieser Abhandlung von dem Geschmack rede, so verstehe ich darunter eine Empfindlichkeit der Seele gegen das Wahre und Falsche, Erhabene und Kriechende, Schöne und Heßliche, und überhaupt gegen das Vollkommene und Unvollkommene, vermöge welcher der Mensch diese Stücke nicht nur wahrnimmt, sondern auch dabey ein Vergnügen oder Misvergnügen, eine Neigung oder Abneigung fühlt. Wer auf sich selber Achtung giebet, der bemerkt in seiner Seele ein gewisses

wisses Gefühl, dadurch er sowol äussere Dinge durch Hülfe der fünf Sinne, als auch seine inneren Vorstellungen und Begierden empfindet, und zwar nicht alles auf eine gleichgültige, sondern auf eine angenehme oder unangenehme Arth, mit einer Zuneigung oder Abneigung, und wenn wir nur auf das Wahre und Falsche sehen, werden wir dabey geneigt, die von aussen empfundene Sache oder unsere innere Vorstellungen für wahr oder falsch zu halten. In so ferne nun dieses beschriebene Gefühl oder Empfindlichkeit auf das Wahre und Falsche, Erhabene und Kriechende und Niederträchtige, auf das Schöne und Heßliche, und überhaupt auf das Vollkommene und Unvollkommene gehet, machet selbiges denjenigen Geschmack aus, von welchem hier die Rede ist (*). Man mag

ihn

(*) Man fordere von mir keine vollständige Erklärung des Geschmacks. Ich unterstehe mich nicht, selbige zu geben. Ich kann weiter nichts, als eine unvollständige Beschreibung davon beybringen, dabey ein ieder in seine Seele gehen, und dasjenige durch die innere Erfahrung näher bemerken muß, was hier bezeichnet wird. Wir können überhaupt die inneren Vermögen und Wirkungen der Seele

ihn nennen, den Geschmack im verblümten und weitläuftigen Verstande, um ihn von dem eigentlichen Geschmack der Zunge zu unterscheiden. Dieser Geschmack im weitläuftigen Verstande ist entweder gut oder schlecht und verdorben. Gut ist er in Absicht auf gewisse Dinge, wenn unsere Empfindlichkeit groß ist das Wahre und Falsche, das Schöne und Heßliche, und überall das Vollkommene und Unvollkommene in denselben richtig wahrzunehmen, und zwar dergestalt, daß uns das Schöne und Vollkommene ein solches Vergnügen, und das Heßliche und Unvollkommene einen solchen Eckel erwecket, als es der Grösse der Vollkommenheit und Unvollkommenheit gemäß ist. Der Geschmack ist aber schlecht und verdorben, wenn diese Empfindlichkeit gering, unrichtig und ganz verkehrt, oder auch nach Beschaffenheit der Sache zu heftig ist, da man Kleinigkeiten als grosse Dinge empfindet. Das Fol-

Seele nicht genau erklären, sondern die innere Empfindungen müssen hinzu kommen, wenn Jemand die Beschreibungen, so man davon giebet, recht verstehen will. Wer wird eine Erklärung der Liebe begreifen, wenn er nie etwas von der Liebe bey sich gefühlt?

Folgende wird alles mit Exempeln deutlich machen. Ich setze nur noch diese Erinnerung voran. Ich sollte wol billig von dem Geschmack des Wahren und Falschen erst reden, weil ein guter Geschmack des Schönen und anderer Vollkommenheiten den Geschmack des Wahren zum Voraus setzet. Weil man aber im gemeinen Umgange und auch in den mehresten Schriften, wo des Geschmacks Erwehnung geschiehet, insgemein die Fähigkeit, das Erhabene und Schlechte, das Schöne und Heßliche lebhaft zu empfinden, damit bezeichnet, es aber so gewöhnlich noch nicht ist, von einem Geschmack des Wahren und Falschen zu reden, folglich die erste Arth des Geschmacks bekanter ist, als diese letztere, so will von jenem zuerst handeln, damit das Unbekantere durch das Bekantere desto deutlicher werde. Ich habe zu dieser Versetzung noch eine Ursach. Was ich von dem Geschmack des Wahren beybringen kann, ist nicht so angenehm zu lesen, als was von dem Geschmack des Erhabenen und Schönen kann gesagt werden. Ich mag daher jenes nicht zuerst abhandeln, damit ich meine Leser

nicht

nicht im ersten Anfange verdrießlich mache (*).

§. 3.

(*) Es ist schon vieles von dem guten Geschmack geschrieben. Das Vollständigste aber, so ich davon gesehen habe, ist des Herrn Hofrath Joh. Ulrich Königs Abhandlung von dieser Materie, so er den Canitzischen Gedichten angehänget. Man findet daselbst die besten Schriften hiervon angeführet, wohin ich diejenigen Leser, welche gern eine Sammlung davon wissen wollen, verweise. Wiewol die gelehrte Welt auch nach der Zeit, daß der Herr Hofrath diese Abhandlung geschrieben, mit noch mehr dergleichen Schriften bereichert worden. So ist zum Haag im Jahr 1737 gedruckt worden: Essais Historiques et Philosophiques sur le Gout. Es ist auch noch hier und da zufälliger Weise davon gehandelt worden. So findet man davon eines und das andere in des Abts Trublet Gedanken über verschiedene Sachen, welche zur Gelehrsamkeit und Sittenlehre gehören, welche von der Frau von Steinwehr in einer deutschen Uebersetzung herausgegeben worden. Die mehresten, welche bisher von dem Geschmack geschrieben, haben zu ihrem vornehmsten Augenmerk den guten Geschmack in den sogenannten schönen Wissenschaften gehabt. Und auf selbigen siehet auch hauptsächlich Herr König. Doch hat er auch vieles von dem Geschmack überhaupt, dessen sehr weiten Umfange und vielen Gattungen beygebracht. Er bleibet aber mehrentheils bey dem Begriffe des Geschmacks

§. 3.

Der Geschmack ist sehr verschieden und veränderlich.

Es haben alle endliche Dinge gewisse Vollkommenheiten und auch gewisse Unvollkommenheiten. Es ist nur ein einiges höchst vollkommenes Wesen möglich. Alle übrigen Dinge haben ihre Schranken und eines ist vollkommener als das andere. Daher können wir anjetzo an einer Sache einen Geschmack haben, die uns zu einer andern Zeit zuwieder ist, nachdem wir das einemahl ihre Vollkommenheiten, das anderemahl ihre Unvollkommenheiten am stärcksten wahrnehmen und empfinden. Es sind noch andere Ursachen, welche

schmacks überhaupt und einer ieden besondern Gattung und bey der Historie des guten Geschmacks in der Dicht- und Rede-Kunst und einigen andern zu dieser Materie gehörigen historischen Umständen stehen. Weil nun diese sehr angenehme und gelehrte Abhandlung mit den Canitzischen Gedichten in sehr vielen Händen, und ich mich der Kürze gern befleissige, so setze ich dasjenige, was der Herr Hofrath König davon geschrieben, zum Voraus, und halte mich hauptsächlich bey Untersuchung der Natur und Grund-Gesetzen sowol des Geschmacks überhaupt, als besonders des geistlichen Geschmacks, auf, und zeige, wie derselbe verbessert und verschlimmert werden könne.

welche den Geschmack veränderlich machen. Der Mensch hat verschiedene Triebe, welche nicht allemahl einerley Stärke äussern. Einige sind in der Jugend heftig, legen sich aber mit den Jahren. Andere hingegen werden stärker, so wie wir am Alter zunehmen. Daher pflegt der Geschmack der Menschen sich mit den Jahren zu verändern. Insgemein wird die Jugend am mehresten von der Wollust gerühret, das mittlere Alter liebet am stärksten die Ehre, und graue Häupter pflegen oft das Geld am höchsten zu halten. Nimmt unsere Erkänntniß zu und unsere Vernunft dringet näher in die wahre Beschaffenheit der Dinge, so erblicket sie hier und da Vollkommenheiten, die uns vorher verdeckt waren, und in andern Dingen bemerket sie Unvollkommenheiten, die weit grösser sind, als die Schönheiten, so uns vorher daran gefielen. Auch dieses macht den Geschmack veränderlich. Unsere Seele ist ferner endlich. Sie kann daher nicht alle Dinge auf einmahl übersehen und sich an ihren Schönheiten vergnügen. Anbey hat der weise Schöpfer einen Trieb zur Abwechselung in sie ge-

legt. Diese beyden Ursachen machen, daß wenn sie sich an einer gewissen Vollkommenheit eine Zeitlang vergnüget, sie von derselben nicht mehr empfindlich gerühret wird, sondern zu einer andern Sache fortgehet und in der Schönheit derselben eine angenehme Empfindung suchet. Der Geschmack des Menschen liebet daher die Abwechselung. Die Triebe der Menschen sind auch nicht bey allen gleich gemischt. Bey dem einen hat dieser, bey einem andern ein andrer Trieb eine vorzügliche Stärke. Ueberdem kann unsere eingeschränkte Vernunft sich nicht auf gar zu viele Dinge richten und ihre Schönheit kennen lernen. Folglich kann dem einen dasjenige kein sonderliches Vergnügen geben, woran der andere einen Geschmack findet, sondern bey verschiedenen Menschen entstehet hieraus ein unterschiedlicher Geschmack. Ein Wollüstiger und ein Geiziger suchen derowegen nicht einerley Hauptvergnügen. Und jener Gelehrte hat die Schönheit eines Virgils kennen gelernet, und er findet einen reizenden Geschmack an demselben. Die Vollkommenheit eines recht schönen Pferdes ist

ihm

ihm aber unbekannt. Ein alter steifer Karrengaul und ein wolgestalteter, junger und zugerittener Hengst machen ihm derowegen einerley Empfindung. Dieser aber kennet schöne Pferde und weiß nichts von der Poesie. Jene ergötzen ihn daher, da er bey einem guten Vers unempfindlich ist.

§. 4.

Erste Haupt-Regeln, wornach der Geschmack sich richtet.

Wenn man den sehr verschiedenen Geschmack der Menschen und das Veränderliche in demselben zuerst wahrnimmt, so scheint es, als wenn gar keine gewisse Regeln wären, wornach sich derselbe richtete. Wenn man aber den Unterschied und die Veränderungen desselben genauer betrachtet, so findet man, daß alles nach gewissen Gesetzen der Natur der Dinge und unserer Seele gehet. Ich habe folgende bemerket. Vielleicht sind ihrer aber noch mehr.

I. Wenn man bey Dingen weder etwas Erhabenes noch Kriechendes, weder eine Schönheit noch Heßlichkeit, und überhaupt weder Vollkommenheiten noch Unvollkommenheiten auf eine empfindliche Arth bemerket, so sind wir bey derselben

gleichgültig, und finden weder einen Geschmack noch Wiederwillen daran. Wenn uns aber selbige bey einer Sache empfindlich werden, so greifen sie unsern Geschmack an und machen denselben auf eine angenehme oder wiedrige Arth rege.

II. Vollkommenheiten, die uns empfindlicher rühren, als andere, sind mehr nach unserm Geschmack als andere, wovon wir weniger empfinden. Was folglich mit dem stärksten Triebe eines Menschen am mehresten übereinstimmet, ist ihm am angenehmsten. Eine ähnliche Verhältniß ist zwischen den Unvollkommenheiten und dem Eckel wieder dieselben.

III. Wenn uns die Unvollkommenheit einer Sache empfindlicher ist, als ihre Vollkommenheit, so ist sie uns zuwieder. Werden wir aber gleich an einer Sache Unvollkommenheiten gewahr, es werden selbige aber von merklichen Vollkommenheiten übertroffen, so bleibet sie uns dennoch in einem gewissen Grad angenehm.

IV. Je mehr Vollkommenheiten wir an einer Sache zu erkennen im Stande sind, desto angenehmer wird sie uns. Und eben so verhält es sich auf eine umgekehrte

Arth

Arth mit den Unvollkommenheiten. Je mehr Jemand die Baukunst und Mahlerey verstehet, einen desto grössern Geschmack wird er an recht guten Gebäuden und künstlichen Gemählden finden, und desto grösser wird im Gegentheil sein Eckel seyn, wenn er schlechte Häuser und einfältige und grobe Mahlereyen siehet.

V. Wenn eine Sache an und vor sich keine sonderlich reizende Vollkommenheiten hat und folglich unsern Geschmack nicht erregen kann, so darf man nur etwas reizendes damit verbinden, so wird sie nach unserm Geschmack werden. Man lasse ein paar junge Herren eine recht beschwehrliche und närrische Tracht aus Frankreich mitbringen. Man führe sie in eine Gesellschaft, wo man viel von neuen Moden redet. Man bewundere und lobe daselbst diese neue Tracht und lasse solches einen dabey stehenden Petit Maitre hören. Er wird sich gleich diese neue Mode nachmachen lassen und das Lob, so ihr von andern beygelegt worden, wird selbige in seinen Augen so schön machen, daß er ein Redner darüber wird und ihr ganze Stunden Lobreden hält. So kann eine Sa-

che, die wahre Schönheiten hat, uns zuwieder werden, wenn etwas Wiedriges damit verknüpft wird, so jene Schönheiten nach unserm Geschmack überwieget. So kann man unterweilen Jemanden eine in der That schöne Sache zuwieder machen, wenn man ihn drüber verhönet und belachet. Es darf dieses bey manchem nur ein einzigesmahl geschehen, so wird sein Gemüth den dabey empfundenen Verdruß allezeit wieder fühlen und einen Eckel an derselben Sache bekommen. Unsere Einbildungskraft, welche diejenigen Dinge vorstellet, welche ehmahls bey einander gewesen, so bald nur das eine unserm Gemüth wieder vorgebracht wird, äussert hierbey eine grosse Stärke. So weiß ich, daß eine gewisse nicht unangenehme Melodey Jemanden ganz und gar zuwieder ist, weil er sie ehmahls viel von einem Nachtwächter singen hören, der eine ganz unleidliche Stimme gehabt. So bald er anjetzo diese Melodey höret, so empfindet er durch Hülfe der Einbildungskraft alle die wiedrigen Töne, welche jener Nachtwächter ehemahls dabey hervorgebracht, und daher ist sie ihm eckelhaft.

VI.

VI. Weil die angenehmen Empfindungen von den Dingen, die unserer Seele ganz gewöhnlich, endlich unmerklich werden, andere Dinge aber, deren Vollkommenheit nicht so oft in unsere Sinne fällt, oder unsere Vernunft beschäfftiget, uns empfindlicher sind, als jene; so kann eine Sache, die zwar weniger Schönheit hat, als eine andere, die wir beständig um uns haben, unsern Geschmack eine Zeitlang mehr vergnügen, wenn sie nur neu und uns nicht ganz gewöhnlich ist.

§. 5.

Wie der Geschmack zu bilden und zu verbessern.

Aus dem Vorhergehenden erhellet, daß so wol die Natur, als die Kunst ihren Antheil an demjenigen Geschmack habe, von welchem wir hier reden. Und zwar ist ein Theil unsers Geschmacks dergestalt in unserer Natur gegründet, daß keine Kunst denselben verändern kann. So kann Niemand, weder bey sich, noch bey andern, wieder das erste Grundgesetz des Geschmacks machen, daß wir bey Schönheiten, die wir als Schönheiten erkennen und empfinden, einen Wiederwillen oder Eckel fühlen sollten. So kann es ferner Niemand erzwingen, daß wir bey Dingen,

die wir als heßlich erkennen, von ihrer Heßlichkeit eine angenehme Empfindung haben sollten. Es scheinet zwar, als wenn der Neid hier die Natur des Geschmacks ändern könnte, indem sich selbiger über die Schönheit eines andern betrüben und über die Heßlichkeit desselben freuen kann. Allein man bemerke, daß der Neid uns das Schöne nicht zuwieder und das Heßliche angenehm mache. Der Neid liebet selbst das Schöne: Er will es aber gern allein haben. Er findet einen Eckel an dem Heßlichen, denn er will, daß er durch die Heßlichkeit anderer allein oder vorzüglich schön erscheine. Die Schönheit ist ihm folglich nicht entgegen, sondern dieses, daß ein andrer sie besitzt. Und die Heßlichkeit ist ihm nicht angenehm, sondern, daß er durch die Heßlichkeit anderer gewisse Vorzüge erhält, freuet ihn. Es kann ferner durch die Kunst nicht erzwungen werden, daß ein von Natur sangvinischer Mensch vollkommen den Geschmack einer von Natur cholerischen Person bekomme. Indessen bleibet der Kunst sehr vieles übrig, den Geschmack auf diese oder

jene

jene Arth zu bilden. Ich will einige Regeln davon angeben.

I. Uebe und schärfe man die Sinne, die Einbildungskraft, das Gedächtniß und die Vernunft, das Erhabene und Niederträchtige, das Schöne und Heßliche, das Vollkommene und Unvollkommene der Dinge wahrzunehmen, wol von einander zu unterscheiden und das Bild davon in unserer Seele hervorzubringen, so oft wir urtheilen und wehlen sollen. Alle Vermögen unserer Seele können geschärfet und erhöhet werden. Und wenn dazu kein Fleiß angewendet wird, so bleiben sie stumpf und ohne Leben. Das mehreste beruhet hierbey auf der Uebung. Ein Jäger, der seine Augen gewöhnet entferntes Wildpret zu entdecken, erblicket schon einen Hasen, wo andere noch nichts sehen. Ein guter Weinkenner hat durch Uebung das Gefühl seiner Zunge so zart gemacht, daß er Weine genau unterscheidet, daran andere keinen Unterschied bemerken. Wie hoch man das Gefühl der Hände treiben könne, pflegen die Blinden zu beweisen, welche durch ihre Finger sehr vieles unterscheiden, wozu ein Sehender nicht geschickt

ist,

ist, weil er sich nicht darauf geübet hat. Auf ähnliche Arth erhält die Einbildungskraft, das Gedächtniß und die Vernunft ihre Stärke, wenn man sie viel gebraucht. Und nachdem das natürliche Vermögen gut ist, kann es ein Mensch durch die Uebung ziemlich weit bringen. Soll nun Jemand einen guten Geschmack bekommen, so muß man seinen Verstand vor andern auf die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten der Dinge richten, und ihm sagen, was hier oder da Erhabenes oder Niederträchtiges, Schönes oder Heßliches anzutreffen und zu bemerken. Weil aber unser Verstand gegen die grosse Mannigfaltigkeit der Dinge zu enge Schranken hat, so können wir nicht viele Dinge zugleich genau kennen lernen. Wir müssen daher billig suchen, einen solchen zuerst auf seine eigene Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten scharfsichtig zu machen und ausser ihm auf diejenigen, welche auf seine Glückseeligkeit den größten Einfluß haben. Nechstdem kann man diese und jene Sache vor andern wehlen ihm eine Erkänntniß davon beyzubringen und von ihren Vollkommenheiten eine genaue Wis-

senschaft

senschaft einzuflössen. Einem, der ein Mahler werden soll, muß man besonders die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten eines Gemähldes, einem künftigen Baumeister das Vollkommene und Unvollkommene der Gebäude bekannt machen und überhaupt einen ieden hauptsächlich auf dasjenige führen, worinne er einen Kenner oder Meister abgeben soll.

II. Muß man sich bemühen, denjenigen, dessen Geschmack man bilden will, auf das Erhabene, Schöne und Vollkommene, so er lieben soll, ingleichen auf das Niederträchtige, Heßliche und Unvollkommene, so ihm soll zuwieder werden, recht empfindlich zu machen. Der Mensch hat zwar von Natur durch die ihm anerschaffenen Triebe eine gewisse Empfindlichkeit gegen das Schöne und Heßliche, gegen das Vollkommene und Unvollkommene: wenn aber diese Empfindlichkeit nicht gebauet und erhöhet wird, so bleibet sie, einige wenige Dinge ausgenommen, bey welchen sie immer eine grosse Stärke zeiget, sehr schwach und verlieret sich wol ganz und gar. So hat ein Mensch von Natur eine Empfindlichkeit bey

Tönen,

Tönen, die mit einander stimmen, oder einander zuwieder sind. Er hat eine Empfindung von der Schönheit und Heßlichkeit seiner Handlungen, als welche mit zu dem Gewissen gehöret. Allein diese und verschiedene andere Empfindungen bleiben sehr dunkel, wenn man sie nicht bauet und schärfet. Die Empfindung aber von unserm Leben, von unserer Ehre und dem Lobe, so uns andere beylegen, von dem Leben unserer Kinder, von unserer Beqvehmlichkeit pfleget ordentlicher Weise bloß durch die natürlichen Triebe eine sehr grosse Stärke zu haben und zu behalten. Wie hat man es aber anzufangen, die Empfindlichkeit eines Menschen zu erhöhen? Mir fallen hierbey folgende Regeln ein, welche vielleicht von andern noch sehr vermehret werden können.

1) Man gebe Jemanden viele Gelegenheit, das Erhabene, das Schöne und Vollkommene der Dinge, die ihm sollen angenehm werden, zu empfinden, so wird seine Empfindlichkeit davon immer subtiler und schärfer werden. Eine blosse historische Wissenschaft des Erhabenen, Schö-

Schönen und Vollkommenen macht es nicht aus. Es kann Jemand eine recht gute Erkänntniß davon haben, wie es in einem ordentlichen und aufgeräumten Zimmer aussehen muß: er hat aber von dieser Ordnung so wenige Empfindung, daß er in der unordentlichsten Kammer mit vielem Vergnügen wohnet. Er kann wissen, daß ein weisses Tischtuch, reinliche und glänzende Schüsseln und Teller schöner aussehen, als ein beschmiertes Laken und bleyfarbigtes Zinn. Er ist aber dabey so unempfindlich, daß er von einem dergestalt schmierigen Tischtuch speiset, auf welchem Teller und Brodt bekleben bleiben, und es schmecket ihm von Tellern, auf welchen noch Speisen von vorigen Tagen hängen, so gut, als vom gescheuerten und blanken Geschirr. Es kann Jemand eine sehr gute Erkänntniß von guten und löblichen Handlungen haben: er ist aber so unempfindlich bey selbigen, daß er die Niederträchtigsten ohne das Gefühl einer Schaamhaftigkeit begehen kann. Damit nun Jemand empfindlicher werde, so muß man ihn in die Umstände setzen, daß er oft von demjenigen

eine

eine Empfindung habe, so ihm soll angenehm werden. Soll Jemand in der Musik, in der Poesie, in Reden empfindlich werden, so lasse man ihn oft recht wolgesetzte Musiken, Meisterstücke in der Poesie und Redekunst hören, so wird er an selbigen endlich einen solchen Geschmack finden, daß ihm schlechte Musiken, Poesien und Reden einen Eckel erwecken. Soll er von der Höflichkeit, Ordnung, Reinlichkeit ein zärtliches Gefühl erhalten, so lasse man ihn mit höflichen, ordentlichen und reinlichen Leuten umgehen. Soll Jemand zu einer Arth der Wissenschaften ein Belieben bekommen, und er hat anders die natürliche Fähigkeit dazu, so lasse man ihn selbige eine Zeitlang treiben, so wird ihm das Schöne und Angenehme derselben, dessen wenig oder viel seyn kann, empfindlich werden. Man kann die Sache durch Beobachtung dieser Regel sehr hoch treiben, wenn man einen fähigen Kopf nur in einer Arth Wissenschaften so weit übet, daß er das Angenehme derselben schmecket. Man kann dadurch machen, daß dieser glaubt, alle Schönheiten und Vollkommenheiten im Corpore Iuris, und jener in dem Talmud,

mud und noch ein anderer in dem Aristoteles zu finden, und daß ein ieder von diesen alle übrige Wissenschaften für Tand hält.

2) Man hüte ein Gemüth auf alle mögliche Arth daß es das Angenehme, so manche niederträchtige, heßliche und unvollkommene Dinge bey sich führen, nicht empfinde, sondern in einer Unwissenheit desselben bleibe. Hingegen zeige man ihm dieselben, wenn sie sich in ihrer größten Heßlichkeit, Unvollkommenheit, Schändlichkeit und schädlichen Wirkungen darstellen. Man lasse z. E. einen Menschen in keine Saufgesellschaften gehen, und das Lob, so den Saufhelden gegeben wird, und die Saufmusiken nicht hören. Man zeige ihm aber die Besoffenen, wenn sie sich schlagen, im Koth herumwälzen, verächtlich und zum Gelächter machen. Man lasse ihn sehen und riechen in die Schlafkammer eines Berauschten, der in seinem Unflath liegt und schnarchet und ⁂. Man zeige ihm die Säufer in der Gestalt, die sie haben, wenn sie das Ihrige verzehret und wol ganze Güter durchgebracht. Man richte seine Augen auf ihre Nach-

kommen, die sie in Armuth und übel erzogen zurück lassen. Man weise ihn auf diejenigen, welche sich durch das Gesöff vor der Zeit tödten, so wird ihm das Niederträchtige und Heßliche einer solchen Sache empfindlich und recht eckelhaft werden.

3) Man lobe das Erhabene und Schöne, und verachte und verwerfe das Niederträchtige und Heßliche, so oft man nur Gelegenheit dazu finden kann. Man erweise denen viele Hochachtung, welche nach wahren Vollkommenheiten eifrig streben, und entziehe sich solchen, welche ihre Vollkommenheit in niederträchtigen und heßlichen Dingen suchen. Der Mensch liebet sich selber. Ehre und Lob rührt ihn dergestalt, daß man ihn dadurch stark genug machen kann, wieder Feuer und Schwerdt zu gehen. Ehre und Ruhm haben daher auch einen überaus grossen Einfluß in den Geschmack des Menschen.

4) Wa[illegible] insbesondere den Geschmack in Absicht auf die Tugend und das Laster betrifft, so stelle man einem Gemüth, das man bilden will, die Folgen der Tugend so angenehm, und die Wirkungen der Laster so fürchterlich vor, als sie

in

in der That sind. Man gebe seinen Vorstellungen durch den Ton der Rede, durch die Mienen und Bewegungen des Cörpers ein Leben und Nachdruck. Man verwundere und freue sich, wenn man einen wolgesitteten Menschen siehet; man erschrecke, man lasse einen Schauder merken, man seufze, man wehklage bey dem Anblick eines Lasterhaften, besonders wenn man ihn in dem sich selber zugezogenen Unglück wahrnimmt: es wird dieses alles nicht eine geringe Wirkung in den sittlichen Geschmack des Menschen haben. Der letztere Theil dieser Regel wird manchen lächerlich und abgeschmackt vorkommen. Ich kann aber beweisen, daß selbige in der Natur des Menschen gegründet, und daß die Beobachtung derselben bey jungen Gemüthern von dem größten Eindruck sey. Die Erfahrung lehret, daß man durch die Bewegung seines Cörpers in die Seele eines andern Empfindungen und Leidenschaften und in die Nerven desselben eine Wirkung bringen kann, welche dem Zustande der Seele und der Nerven in jenem sich bewegenden Cörper in etwas ähnlich sind. Siehet man einen andern hojahnen, so werden

wir schläfrig und unsere Nerven auch zu der Bewegung des Hojahnens vorbereitet, und wir fangen öfters an, mit dem andern gleiche Bewegung zu machen. Höret man Jemanden reden, der Schleim im Halse hat, so werden wir im Halse die Empfindung bekommen, als hätten wir auch Schleim darinne, und werden anfangen zu räuspern. Siehet eine furchtsame und zum Schwindel geneigte Person einen Schieferdecker an einem hohen Thurme sich herumschwingen, so wird ihr zu Muthe werden, als wenn sie oben an den Thurm hienge, und wird einen Schwindel fühlen. Eine weichliche Person, die nahe dabey ist, wenn einem Uebelthäter der Kopf abgeschlagen wird, und nicht genau auf sich Acht giebet, wird den Kopf zucken, wenn der Scharfrichter den Streich thut, eben als wenn ihr das Schwerdt durch den Hals gienge. Diejenigen, welche von Pantomimen haben Comödien spielen sehen, wissen, wie selbige, ohne ein einziges Wort zu reden, durch blosse Mienen die stärksten Bewegungen in den Gemüthern der Zuschauer erregen können. Besonders kann man in junge Gemüther dadurch einen grossen

sen Eindruck bringen, wenn man in Worten und mit Mienen diejenige Leidenschaft vorstellet, welche sich in ihnen bey einer gewissen Sache regen soll. Man zeige z. E. einem Kinde einen Aal; man thue, als wenn man den größten Eckel für dessen Fleisch habe. Man wiederhole dieses, und das Kind wird einen Abscheu dafür bekommen. Bey manchen Menschen wird sich derselbe so fest setzen, daß, wenn man ihn nach vielen Jahren unvermerkt von einer solchen Speise zu essen giebet, und es ihm hernach entdecket, sein Eckel bis zum Erbrechen gehet. Man zeige einem Kinde einen Frosch; man stelle sich, als schaudere einem dafür, und weiche demselben aus, so wird ein solcher Mensch seine Hand zurück ziehen, ja vor mir fliehen, wenn ich ihm mit einem Frosche entgegen laufe. Man ist im Stande, Jemand in jüngern Jahren durch Worte und Mienen so schaamhaft zu machen, daß er auch so gar bey zunehmendem Alter lieber stirbt, als einem Wundarzte in einem Nothfall gewisse Theile des Leibes entblösset. So kann man Jemanden sehr furchtsam machen, wenn diejenigen, welche ihn in der Jugend umgeben, sich

furchtsam anstellen. Man verlache in Gegenwart eines jungen Menschen einigemahl eine Sache, so wird sie ihm auch lächerlich werden. Man nehme einen Menschen von der Römischen Gemeinde, man lache und scherze mit demselben. Auf einmahl aber, da das Venerabile ihnen entgegen kommt, werde man ganz stille, man falle auf die Knie, man hebe die Hände in die Höhe, seufze und schlage an seine Brust, so wird man seinem zarten Gemüthe dadurch die größte Ehrfurcht für eine geweihte Hostie einflössen, und es wird schwehr werden ihm selbige hernach durch die stärksten Vernunftschlüsse wieder zu benehmen.

5) Wenn entweder die Beschaffenheit der Dinge, oder die Schwachheit des Verstandes, oder das natürliche Temperament eines Menschen verursachet, daß er keine Empfindung des Schönen oder Heßlichen, des Angenehmen oder Unangenehmen von einer Sache haben kann, so verbinde man damit andere Dinge, welche ihm eine starke Empfindung verursachen, so wird man dadurch in vielen Fällen seinen Geschmack bilden und ihm Sachen sehr angenehm oder unangenehm machen können. Oder

sollen

sollen Jemanden Dinge von angenehmer Empfindung unangenehm, und unangenehme Sachen angenehm werden, so verbinde man stärkere gegenseitige Empfindungen damit, so wird man in vielen Fällen seine Absicht erreichen. Man wird dadurch Dinge angenehm und unangenehm machen können, nicht nur auf diejenige Zeit, da sie in der Verbindung mit reizenden oder wiedrigen Sachen stehen, sondern auch öfters auf künftige Zeiten, da diese Verbindung aufhöret. Es ist bekannt, und ein ieder kann es bey sich selber erfahren, daß die Einbildungskraft, Vorstellungen, Empfindungen und Gemüthsbewegungen, welche ehemahls mit einander verbunden gewesen, beynahe ganz wieder hervor bringet, wenn nur ein Theil davon von neuem in unser Gemüth gebracht wird. Haben wir ehemahls eine Stadt besehen, und darinnen verschiedene Palläste, Gärten, Werke der Natur und Kunst wahrgenommen, gute Freunde besucht und allerhand Lustbarkeiten genossen, und es fällt uns bey einem Landchartenkramer eine Charte von selbiger Stadt in die Augen, so werden wir uns der anietzt benannten Dinge erinnern, und

einen Theil des Vergnügens wieder empfinden, welches wir ehemals daselbst gehabt, und eine Charte von diesem Orte wird uns weit angenehmer werden, als andere Charten. Schenket uns ein Freund, den wir recht herzlich lieben, und an welchen wir immer mit vielen Freuden gedenken, eine Sache, die sonst ganz gemein und von einem so gar grossen Wehrte nicht ist, so wird uns selbige doch ganz besonders angenehm seyn, und wir werden ihr einen grössern Wehrt beylegen, als sie an und vor sich hat: denn sie erreget bey uns ein grosses Vergnügen, weil wir uns bey derselben unsers Freundes erinnern, und diese Vorstellung uns eine sehr angenehme Empfindung verursachet. So wurden einem Jacob die einsamsten Wüsten und ein beschwehrlicher Dienst angenehm, weil mit denselben eine schöne Rahel verbunden war, welche ihm von seiner Einbildungskraft an alle Orte gemahlet wurde. Man hat schon längst bemerkt, was es für einen Eindruck in die Gemüther der Kinder macht, wenn man ihnen bey gewissen Festen Geschenke giebt. Es pflegt das in der Jugend dabey empfundene Vergnügen sich im Alter

noch

noch zu regen, und ihnen ein solches Fest angenehm zu machen. Auf eine ähnliche Arth kann uns ein Eckel wieder eine Sache beygebracht werden. Man setze ein Kind mit Ungestüm bey die Bücher; man schelte und schlage dasselbe, so oft es etwas nicht gleich fasset: es werden ihm die Bücher und Wissenschaften bald verhaßt werden. Denn so oft es Bücher siehet und von Lernen höret, bringet die Einbildungskraft die wiedrige Vorstellung des Scheltens und Schlagens hervor. Wer diese Regel recht zu gebrauchen weiß, wird ganz wunderbahre Wirkungen dadurch hervorbringen können. Ich finde nach dieser Regel verschiedene Dinge in dem Plane des Herrn Grafen von Zinzendorf eingerichtet. Er macht durch seine Ehgeheimnisse, daß seine Anhänger bey unsichtbahren Dingen die allersinnlichste und heftigste Liebe fühlen. Es ist aber die Sache so heßlich, daß ich mich billig entziehe, die Arth und Weise, wie er dieses bewirket, zu erzählen. Auf eine weit anständigere Arth aber verfährt er nach dieser Regel in seinen Schulen. Er ahmt in selbigen den Orpheus nach, und braucht die Musik, um den Kindern das Lernen

angenehm zu machen, ihre wilden Begierden zu besänftigen und mit den Lehren, die er ihnen in den anmuthigsten Melodeyen vortragen lässet, die süssesten Empfindungen in ihrem zarten Gemüthe zu verbinden. Es hat die Musik eine ganz ausnehmende Kraft in die Gemüther der Menschen, und man kann durch selbige mit den Leidenschaften recht spielen. Man kann dadurch unter andern die abgeschmacktesten Dinge dergestalt erhöhen, daß sie uns nicht einmahl lächerlich vorkommen. Was würde uns abgeschmackter scheinen, als wenn wir hörten, daß ein grosser General seine Befehle singend austheilte? Stellt ihn aber auf die Schaubühne; lasset ihn singend commandiren, und begleitet seine Befehle mit einer wolgesetzten Musik: wir werden bey dieser lächerlichen Sache nicht einmahl den Mund ziehen, sondern glauben, es sey alles sehr erhaben und schön. Irre ich mich nicht, so ist die Musik ein wichtiges Mittel, wodurch der Herr Graf von Zinzendorf denen, die da kommen und sehen, erhabene Begriffe und Empfindungen von den lächerlichsten Dingen einflösset.

§. 6.

§. 6.

Wie der Geschmack verdorben wird.

Es wird unnöthig seyn, daß ich weitläuftig erzähle, wie der Geschmack in Absicht auf das Erhabene und Kriechende und Niederträchtige, auf das Schöne und Heßliche und andere Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten verderbt werde. Man darf nur einige von den vorhergehenden Regeln versäumen und andere auf eine umgekehrte Arth gebrauchen und sie anwenden, um das Schlechte, Niederträchtige, Heßliche und Unvollkommene uns angenehm zu machen, so wird der Geschmack schlecht und verdorben genug werden. Und zwar wird es weit wenigere Mühe kosten, den Geschmack eines Menschen zu verderben, als ihn zu verbessern. Denn da unser Verstand zu den größten Thorheiten aufgelegt ist, und die natürlichen Triebe in einer sehr grossen Unordnung sind und die Welt mit Leuten angefüllt, die einen verdorbenen Geschmack haben, so darf man einen Menschen nur seiner Natur und bösen Gesellschaften überlassen, so wird weiter nichts nöthig seyn, ihn zu einer Person von dem schlechtesten Geschmack zu machen.

§. 7.

§. 7.

Es giebt auch einen Geschmack des Wahren u. Falschen.

Der Mensch hat auch einen gewissen Geschmack, wornach er die Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Begriffe, Sätze und Schlüsse beurtheilet, d. i. wornach wir urtheilen, ob die Begriffe deutlich und mit der Sache übereinstimmen, unsere Sätze wahr oder falsch, und die Schlüsse richtig oder unrichtig sind. Wir halten unsere Begriffe, Sätze und Schlüsse die wenigste Zeit mit logikalischen Regeln zusammen, sondern wir folgen darinne gewissen innern Empfindungen, und darnach richten wir selbige. Z. E. es höret Jemand, daß der Raum erkläret wird durch eine Ordnung solcher Dinge, die zugleich und ausser einander sind, und er hat sich diejenige Philosophie, welche den Raum also beschreibet, noch nicht in ihrem ganzen Zusammenhange bekannt gemacht, so empfindet er, daß ihm diese Erklärung dunkel sey, wenn er auch gleich nicht zeigen kann, worinne diese Dunkelheit bestehet. Er empfindet ferner, daß dieser Begriff des Raums, und derjenige, den er bisher davon gehabt, nicht mit einander übereinkommen, ob er vielleicht gleich

gleich nicht zeigen kann, worinne sie von einander abgehen. Er hält folglich diese Erklärung für unrichtig. Den Satz: es ist unmöglich, daß ein Ding zugleich sey und nicht sey, nehmen wir bloß als wahr an, weil uns eine innere Empfindung dazu zwinget. Will ich das Gegentheil dieses Satzes gedenken, so fühle ich in mir einen solchen Wiederstand, den ich zu überwinden unvermögend bin. Eben so verhält es sich mit dem Satz: Zwey mahl zwey ist viere, und mit vielen andern. Im Schliessen folgen wir mehrentheils bloß innern Empfindungen. In unsern Schlüssen leiten wir die Wahrheit eines Satzes aus der nothwendigen Verbindung mit einem andern Satze her, welchen wir als wahr annehmen, und den wir nicht gedenken können, ohne den ersten Satz zugleich für wahr zu halten, so bald wir seine Verbindung mit demselben einsehen. Z. E. Ich schliesse: die Mässigkeit ist zu loben, weil dieser Satz mit dem wahren Ausspruch nothwendig zusammen hänget: alle Tugend ist zu loben. Diese Verbindung aber muß durch einen oder etliche andere Sätze deutlich

werden.

werden. Hier erhellet sie durch die dritte Wahrheit: die Mässigkeit ist eine Tugend. Der völlige Schluß ist daher: Alle Tugend ist zu loben. Die Mässigkeit ist eine Tugend. Derowegen ist die Mässigkeit zu loben. Die Verbindung solcher zweyer Aussprüche erkennen wir nicht allemahl so deutlich, daß wir uns die nöthigen Zwischensätze vorstelleten oder wüßten, sondern wir folgen, ich meine, daß ich mit Wahrheit sagen könne, insgemein innern Empfindungen, wornach wir diese Verbindung beurtheilen. Z. E. Es schliesset Jemand: die wahre Weisheit kann nicht ohne Tugend seyn: derowegen ist kein Weiser lasterhaft. Auch ein Ungelahrter erkennet diesen Schluß für richtig. Die wahre Verbindung dieser beiden Sätze aber wird nicht leicht Jemand aufsuchen. Und es wird selbst einem Gelehrten Mühe kosten, selbige durch lauter förmliche und recht aus einander gewickelte Schlüsse an einander zu hangen. Ja er wird es gar nicht thun können, wenn er nicht andere gleichgültige an ihre Stelle setzt. Ich würde nehmlich an statt des ersten diesen Satz nehmen: Wo wahre Weisheit ist, da ist

Tugend,

Tugend, und an statt des letztern: Bey keinem wahrhaftig Weisen sind Laster. Diese beiden Sätze würde ich durch folgende Schlüsse mit einander verbinden. Der erste würde seyn:

Wo die Tugend ist, da ist kein Laster.
Wo die Weisheit ist, da ist die Tugend.
Wo derowegen die Weisheit ist, da ist kein Laster.

Der andere Schluß würde dieser seyn:

Wo die Weisheit ist, da ist kein Laster.
Bey einem Weisen ist die Weisheit.
Derowegen ist bey einem Weisen kein Laster.

Diese weitläuftige Verbindung der beiden ersten Sätze überdenken wir nicht, wenn wir den letzten aus dem ersten schliessen, sondern wir fühlen gleich einen innern Wiederstand der Seele, wenn wir diese beiden Sätze mit einander reimen wollen: die wahre Weisheit kann nicht ohne Tugend seyn, und der Weise ist lasterhaft. Und deswegen urtheilen wir, kein Weiser sey lasterhaft. Noch deutlicher erhellet dieses bey obiger Veränderung der Sätze, wenn ich an statt: die Weisheit kann nicht ohne Tugend seyn,

diesen

diesen Satz nehme: wo Weisheit ist, da ist Tugend. Dieser letzte Ausspruch ist eigentlich eine Folge aus der ersten Wahrheit. Woher bin ich aber überführt, daß diese Gedanken in der That einerley seyn? Durch nichts, als durch die innere Empfindung, welche entstehet, wenn ich sie mit einander vergleiche. Ich wenigstens finde nichts, das mich von der Uebereinstimmung dieser beiden Gedanken überzeuget, als eben dasjenige innere Gefühl meiner Seele, welches mich nöthiget zu glauben, daß zweymahl zwey und vier einerley sey. Was noch mehr? die allerwenigsten Menschen wissen, wie schon erinnert worden, etwas von den Regeln der Logik, und die, welchen sie bekannt sind, denken die wenigste Zeit daran, und dennoch machen sie Schlüsse. Was regieret nun ihre Seele, wenn sie schliessen? Wodurch unterscheiden sie die offenbahr falschen Schlüsse von den richtigen? Ich weiß nichts anzugeben, als ein inneres Gefühl, das ihnen wiederstehet, wenn sie ganz offenbahr falsche Schlüsse vernehmen. In sehr vielen Schlüssen setzen wir die Aehnlichkeit der Dinge zum Grunde und

schliessen

schliessen von einer Aehnlichkeit auf die andere. Z. E. Wir sehen, daß diese Erde ein dunkler Körper, der von der Sonne erleuchtet und erwärmet wird, und daß selbige mit lebendigen Kreaturen angefüllt sey. Wir werden gewahr, daß es noch andere grosse Weltkörper gebe, welche der Erde darinne ähnlich, daß sie von der Sonne erleuchtet und erwärmet werden, und sonsten noch einige andere Stücke mit unserm grossen Wohnplatz gemein haben. Daher schliessen wir, daß selbige auch darinne der Erde ähnlich seyn werden, daß sie lebendige Geschöpfe haben. Eine Arth zu schliessen, die wir im gemeinen Leben unzählige mahl gebrauchen, ob man gleich gar leicht dabey kann betrogen werden. Wenn wir ungewiß sind, ob ein Schluß richtig oder nicht, so vergleichen wir ihn auch mit andern ähnlichen Schlüssen, und nachdem selbige richtig oder unrichtig sind, halten wir auch diesen für wahr oder falsch. Z. E. es macht Jemand diese Folge: Dieser und jener grosse und angesehene Gelehrte hält sich unzüchtige Personen; derowegen muß dieses keine Sünde seyn:

und ich antworte: dieser und jener angesehene Gelehrte borget und bezahlet nicht; derowegen ist dieses eine erlaubte und gute Sache; so zeige ich die Unrichtigkeit des ersten Schlusses durch die Aehnlichkeit mit einem andern, dessen Unrichtigkeit offenbahr ist. Die Aehnlichkeit aber, wornach wir Sachen und Schlüsse beurtheilen, erkennen wir nicht allezeit mit einer deutlichen Einsicht, sondern oft nur durch eine dunkele Empfindung. Z. E. wir haben ehmahls verschiedene Märchen gehöret, wovon wir gewußt, daß sie falsch sind. Wir hören abermahls etwas erzählen, so jenen ähnlich ist; so bemerken wir diese Aehnlichkeit durch eine dunkele innere Empfindung und sagen: dieses klinget märchenhaftig, ob wir gleich nicht einmahl sagen können, welches dasjenige sey, welches diese Erzählung mit jenen Märchen gemein hat, indem wir jene Fabeleyen schon längst vergessen und nur ein dunkler Begriff von der Beschaffenheit derselben in unserer Seele zurück geblieben. Wenn ein Satz oder Schluß in einem hohen Grad thörigt ist, und wir erkennen die Thorheit, die drinnen lieget,

so

so bewegt uns selbige zum Lachen. Wenn derowegen ein Satz oder Schluß uns lächerlich vorkommt, so pflegen wir ihn auch für thörigt zu halten. Viele machen daher den übereilten Schluß, daß sie einen Satz völlig wiederlegt, wenn sie ihn lächerlich gemacht. Auch hierbey gehen wir oft nach Empfindungen und zwar zu Zeiten nach einem ganz dunkeln Gefühl. Wir lachen über einen Satz und können nicht sagen warum. Wir fühlen dabey etwas, so uns zum Lachen bewegt, wir können aber nicht anzeigen, was es sey. Ich begreife viererley Arthen, wie Jemanden ein Satz lächerlich wird.

I. Durch die Natur desselben, wenn er so offenbahr wiedersprechend und thörigt ist, daß es nothwendig in die Augen fallen muß.

II. Durch Irrthum, wenn wir meinen, seltsame Wiedersprüche darinne zu finden, die doch nicht vorhanden. Wie lächerlich ist aus dieser Ursach ehmahls einem grossen Thomas nicht die Schwehre und Schnellkraft der Luft gewesen?

III. Wenn man die ernsthafteste Wahrheit mit recht lächerlichen Dingen ver-

gleichet. Denn so oft wir uns jener Wahrheit erinnern, fällt uns auch dieses Lächerliche bey. Man kann durch dieses Mittel diejenigen Wahrheiten lächerlich machen, welche die vollkommenste Gewißheit haben. Will man hiervon die völligste Ueberzeugung bekommen, so suche man einen Sextus Empiricus, einen Hobbes, einen Baile, einen Thomas, und stelle neben sie einige recht lebhafte und eifrige Mathematiker und Jünger des Euclid, des Leibnitz, und eines Neutons, und lasse sie mit einander vom Puncte, von der Linie überhaupt und ins besondere vom Cirkel, von den Tangenten, von Kegelschnitten, von Cycloiden, von der höhern Algebra disputiren, so wird man hören, wie lächerlich sie wechselsweise des andern Sätze machen, und zwar solche, davon der eine nothwendig wahr, der andere aber falsch seyn muß (*).

IV. Einem ganz jungen Gemüth kann man auch einen Satz lächerlich machen, wenn

(*) Man kann hierbey nachschlagen Thomasens Cautelen, bey dem Studio der Mathematischen Wissenschaften.

wenn man bey dessen Erwehnung nur immer ein lautes Gelächter anschlägt, und ausruft: Thorheit! Einfalt! Denn so fängt der junge Mensch auch an zu lachen, und dieses wird ihm dergestalt zur Gewohnheit, daß er eine Reizung zum Lachen fühlt, so oft er einen solchen Satz höret. Eben hierdurch aber werden ihm auch diejenigen Wahrheiten lächerlich, welche er in einer genauen Verbindung mit dieser findet.

Wie man die richtigsten und ernsthaftesten Wahrheiten kann als thörigt vorstellen, so können uns die thörigtesten und lächerlichsten Dinge als wahr und wichtig vorkommen. Es kann dieses dem größten und scharfsinnigsten Geiste begegnen, wenn er nehmlich das Thörigte eines Satzes nicht einsiehet, sondern glaubet, daß er mit den wichtigsten Wahrheiten zusammen hange. Will man ein merkliches Exempel davon haben, so lese man Christ. Thomasens Versuch vom Wesen des Geistes. Man wird kaum glauben können, daß ein so aufgeklärter Verstand dergleichen im Ernst schreiben können. Und dennoch hält er die darinne vorgetragene Gedanken für so gründlich, daß er wenigstens

zu der Zeit, da er seine beliebten Cautelen geschrieben, in dem Capitel von dem Studio der Physik sich fast alle Augenblicke darauf berufet. Will man recht thörigten und lächerlichen Sätzen bey jungen Gemüthern das Ansehen der Wahrheit geben; so lasse man sie ihnen von Männern vortragen, die bey ihnen in Ansehen stehen. Man mache dabey ihren Hochmuth rege. Man sage, dieses seyn besondere Meinungen, darinne man von dem Schwarm der gemeinen Gelehrten abgehe. Selbige seyn zu tumm, dergleichen zu fassen. Unser junge Gelehrte wird das Thörigteste mit der ernsthaftesten Miene annehmen, und sich sehr freuen, wenn andere über seine Meinungen lachen, indem er eben daher einen Beweis nimmt, daß er und sein Lehrmeister allein weise seyn. Eine andere Arth dieses zu bewerkstelligen, ist folgende. Man nehme einen jungen Menschen, man trage ihm die größten Wiedersprüche vor. Man gebe sie aber für Geheimnisse aus. Man hebe die Hände dabey in die Höhe und seufze. Man erkläre den geringsten Zweifel dawieder für eine verdammliche Gotteslästerung; so wird ihm die lächerlichste Thorheit kein Lachen, sondern einen heiligen Schauer erwecken.

§. 8.

§. 8.

Aus dem, was bisher beygebracht worden, lässet sich abnehmen, wie auch an dieser Arth des Geschmacks sowol die Natur, als die Kunst ihren Antheil haben. Der Mensch hat von Natur ein Vermögen, das Wahre und das Falsche durch Empfindungen von einander zu unterscheiden, welches sich zeiget, so bald er ein wenig heranwächset, und bey allen gesunden Menschen nach einerley Hauptregeln wirket. So wiederstehet einem Jeden, der nur erst weiß, was zweymahl zwey und fünfe sey, eine innere Empfindung, wenn er denken will: zweymahl zwey sey fünfe. So wird mich ein Jeder auslachen, ob er gleich nichts von einer Logik gelernet, und sonsten keine besondere und gekünstelte Uebung im Schliessen gehabt, wenn ich ihm einen Arbeiter mit folgendem Schlusse anpreisen wollte: Wer oft besoffen ist, der kann nicht viel arbeiten. Dieser Arbeiter ist täglich betrunken: derowegen wird er euch gedoppelte Arbeit leisten. So bald ein gesunder Mensch diesen Schluß höret, und den Inhalt desselben verstehet, wird ein inneres Gefühl ihn zwingen, den-

Natur u. Kunst haben bey diesem Geschmack ihren Antheil.

selben für thörigt zu halten und drüber zu lachen, ob er gleich nicht sagen kann, warum er falsch ist. Wie viel aber der Kunst hierbey übrig bleibe, ist aus dem vorhergehenden, ohne daß ich es wiederhole, vollkommen klar.

§. 9.

Wie der Geschmack des Wahren u. Falschen zu verbessern.

Aus dem vorhergehenden erhellet ferner, wie der Mensch einen guten und einen verdorbenen Geschmack auf das Wahre und Falsche haben, und wie man denselben verbessern und verschlimmern könne. Der gute Geschmack in dieser Gattung ist nehmlich eine Fertigkeit, das Wahre und das Falsche von einander zu unterscheiden, in so fern selbiges durch Empfindungen geschehen kann. Der verdorbene Geschmack aber ist eine Fertigkeit das Wahre als etwas Falsches und Lächerliches und die Unwahrheit als Wahrheit zu empfinden. Hiervon unterscheide ich noch einen ungeübten und groben Geschmack, welcher nur in wenig Fällen das Wahre und Falsche zu empfinden vermögend ist, und welcher sich bey denen findet, deren natürlicher Geschmack wenig

wenig geübt worden. Der gute Geschmack wird erhalten:

I. Wenn man das natürliche Vermögen das Wahre und Falsche zu empfinden, fleissig und von Jugend auf übet. Es geschiehet dieses:

1) Wenn wir Bücher lesen, in welchen deutliche Begriffe, bestimmte Sätze, richtige Schlüsse und in diesen allen eine ordentliche Verbindung ist.

2) Wenn wir viel mit Leuten von feinem Geschmack umgehen, welche ordentlich und richtig denken und sich deutlich ausdrucken.

3) Wenn wir uns öfters Mühe geben, solche Bücher und Personen nachzuahmen.

II. Müssen wir uns sehr hüten, daß wir nicht weitläuftige Grundsätze annehmen, die falsch sind. Denn so dieses geschiehet und wir empfinden, daß ein ander Gedanke damit streitet, so wiederstehet er uns alsbald, wie eine eckelhafte Speise und wir verwerfen ihn als falsch. Z. E. Nimmt Jemand diesen hochmüthigen Gedanken an, sein Verstand könne alles fassen,

so wiederstehen ihm alle Geheimnisse. Glaubt Jemand, er habe eine recht gesunde Vernunft, so leidet das innere Gefühl seiner Seele nicht, daß er etwas sollte annehmen, was mit seiner Arth zu denken streitet. Setzet Jemand, der sich beständig in einer chymischen Werkstätte aufhält, die ganze Natur sey nichts anders als ein chymisches Laboratorium, so verwirft er alle Physiken, die nicht durch und durch nach dem Treibkolben und Schmelztiegel schmecken. Ja, er macht wol gar eine chymische Religion.

III. Muß der Einbildungskraft, besonders, wenn sie gar zu lebhaft ist, ein Zaum angelegt und selbige der Vernunft unterworfen werden, damit sie sich in ihren Vergleichungen nicht übersteiget, und daselbst Aehnlichkeiten findet, wo dergleichen nicht anzutreffen.

IV. Muß man das Gedächtniß nicht mit vielen lächerlichen Dingen anfüllen und sich nicht gewöhnen so gleich über etwas zu lachen und selbiges mit thörigten Dingen zu vergleichen, es wird uns sonst zuletzt vieles als abgeschmackte Unwahrheiten vorkommen, so doch vollkommen

men gegründet ist, weil eine lebhafte Einbildung alles mit einander zu vergleichen im Stande ist.

V. Muß man seinen Geschmack öfters nach den Regeln der Vernunft untersuchen, und genau zusehen, ob unsere Empfindungen mit den Schlüssen einer ordentlichen Logik übereinstimmen. Man muß die Begriffe zergliedern, die Sätze bestimmen, die abgekürzten Schlüsse vollständig machen, und die Schminke der Redner hinweg thun, damit wir alles in seiner natürlichen Blösse sehen und uns kein falscher Glanz verblende, und unrichtige Empfindungen verursache.

VI. Da es, wenn diese Regeln sollen beobachtet werden, fast bey einem ieden Menschen hauptsächlich auf seine ersten Anführer ankommt, so müssen selbige einen guten Geschmack haben und gehörigen Fleiß anwenden, selbigen ihren Untergebenen einzuflössen. O glückliche Menschen, welche solche Anführer von Jugend auf haben und deren Eltern dergleichen abgeben!

§. 10.

§. 10.

Wie er verdorben wird.

Der Geschmack des Wahren und des Falschen wird verdorben:

I. Wenn Jemand viel lieset und höret, wo die Begriffe undeutlich und verworren, die Sätze unbestimmt, die Schlüsse unrichtig und die Gedanken sehr unordentlich und unter einander geworfen sind.

II. Wenn Jemand viele falsche Grundsätze annimmt, wodurch eine grosse Menge Wahrheiten durch das innere Gefühl von ihm entfernet werden. Z. E. Setzt Jemand bey sich feste: was heutiges Tages nicht mehr geschiehet, das ist ehmahls auch nicht geschehen, so wird er unzählige Dinge aus der Historie wegwerfen, welche doch von vielen glaubwürdig bezeuget worden. Es ist ihm nicht möglich, sich zu überreden, daß z. E. ein Archimedes die Römische Flotte mit Brennspiegeln angesteckt, bis in den heutigen Tagen wieder Jemand solche Spiegel macht, wodurch ein Aehnliches zu bewerkstelligen.

III. Wenn man die Einbildungskraft, ohne daß sie von der Vernunft regieret wird, ausschweifen lässet. Jener gehet

von

von einer Electrisier-Maschine in die Kirche und höret verlesen, daß eine kranke Frauensperson durch Anrührung des Kleides Christi gesund worden. So gleich empfindet er eine Aehnlichkeit zwischen einem electrisirtem Kleide und dem Kleide des Erlösers. Er fühlt einen innern Zug das Kleid des Heilandes für electrisch zu halten. Wie sehr eine ungezäumte Einbildungskraft den Geschmack des Wahren und des Falschen verderben könne, lerne man an den Sprachlehrern, welche alle Sprachen aus einander herzuleiten wissen, ingleichen an denen, welche sich unterstehen, alle alte Fabeln und Geschichte mit einander zu vergleichen, wie auch an denen, welche alte ausgegangene Schriften erklären. Mancher lieset, wo niemahls Buchstaben gestanden haben.

IV. Wird der Geschmack des Wahren und Falschen verdorben, wenn wir unsern Kopf mit vielen abgeschmackten Gleichnissen anfüllen, und uns selbige so geläufig machen, daß sie uns fast bey allen Wahrheiten einfallen, und kein Satz für unserer Bespottung sicher ist. Es werden uns dadurch nach und nach Wahrheiten

heiten lächerlich werden, welche wir anfänglich nur aus Scherz bestritten.

V. Verdirbt eine gar zu grosse Furchtsamkeit den Geschmack des Wahren und Falschen. Haben sich falsche Sätze dergestalt bey uns eingeschlichen und fest gesetzt, daß uns bey einem ieden Zweifel, so dagegen aufsteiget, und bey einem ieden andern Satze, der damit streitet oder nur zu streiten scheinet, angst wird, so wird uns diese ängstliche Empfindung zwingen, die lächerlichsten Thorheiten anzunehmen. Man verbinde in einem Gemüth mit einem ieden Zweifel wieder die gewöhnlichen Meinungen die Furcht für dem Feuer der Hölle oder eines Inquisitionsgerichts, so wird selbiges in den Stand kommen, wieder alle seine Sinne zu glauben.

VI. Wird die Verdorbenheit des Geschmacks immer grösser, wenn man denselben nie oder selten nach der Vernunft untersucht und verbessert. Wie weit unser Geschmack alsdenn verfallen könne, beweisen allerhand Secten, die so eifrig darauf dringen, daß der Esel der Vernunft unten am Berge des Gottesdienstes bleiben soll, und daher Predigten und Lie-

der

der, darinne gar kein Verstand ist, zusammen schreiben. Allerhand philosophische und auch alchymistische Romane können hier ebenfalls zum Exempel dienen.

VII. Wie heftige Leidenschaften den richtigen Gebrauch der fünf äussern Sinne sehr hindern und den Verstand verdunkeln können, so verderben sie auch den Geschmack des Wahren und Falschen recht sehr. Einem Hochmüthigen werden alle Sätze, die seiner Hauptleidenschaft schmeicheln, eine solche Empfindung eindrucken, die ihn bereitwillig machen, ihnen Beyfall zu geben. Im Gegentheil werden ihm alle Wahrheiten wiederstehen, welche mit der grossen Meinung, die er von sich selber hat, streiten.

VIII. Alle diese Ursachen eines verdorbenen Geschmacks werden sehr vermehret und erhöhet durch Anführer und Gesellschaften. Höret Jemand eine Wahrheit verlachen und bespotten, und das von solchen Personen, welche das Ansehen eines besondern Verstandes haben, so werden wir gegen selbige nach und nach gleichgültig werden, und endlich, ja oft gar zu bald, wird sie uns selber lächerlich vorkommen.

Hin-

Hingegen werden wir die wiedersinnigsten Sätze als grosse Wahrheiten annehmen, wenn sie uns besonders in jüngern Jahren täglich vorgesagt und als Stücke einer besondern Weisheit angepriesen werden.

§. II.

Wie gefährlich es um einen guten Geschmack stehe.

Aus diesen allen erhellet denn aber zur Gnüge, wie gefährlich es um unsern Geschmack überhaupt und besonders in Absicht auf die Wahrheiten stehe, und wie leicht wir ein ganz unrichtiges Gefühl bekommen können. Mir wird ganz angst, wenn ich hieran gedenke und an so viel tausend Exempeln sehe, wie unser Verstand zu den wichtigsten Irrthümern und lächerlichsten Thorheiten kann dahin gerissen werden, und wie schwehr es ist ihn aus seiner Verwirrung herauszuziehen. Ich mache mir hierbey dieses Gesetz, in wichtigen Dingen alle Behutsamkeit zu gebrauchen und nicht so gleichweg nach den innern Empfindungen von dem Wahren und Falschen zu urtheilen, sondern zu untersuchen, ob meine innere Empfindung auch richtig sey. Ich bemühe mich, die dunkeln Begriffe deutlich zu machen, die Sätze wol

mit

mit einander zu vergleichen und aus einander zu setzen, und die Schlüsse nach den Regeln einer gegründeten Vernunftlehre einzurichten. Ich lese und höre andere, die nicht meiner Meinung sind, und erinnere mich immer, daß ich ein Mensch und irren könne, und bemühe mich, wo möglich, durch deutliche Gründe entweder von meiner oder von der gegenseitigen Meinung überführt zu werden. Aber wie schwehr ist dieses? Und wie unvernünftig ist es, in wichtigen Wahrheiten ein leichtsinniges und geschwindes Urtheil zu fällen?

§. 12.

Begriff des geistlichen Geschmacks.

Nachdem ich von dem Geschmack überhaupt gehandelt, so gehe ich fort auf die Betrachtung des geistlichen Geschmacks insbesondere (*). Dieser ist eine Empfindlichkeit

(*) Ich halte dafür, daß die Schrift in eben dieser Bedeutung eines geistlichen Schmeckens Erwehnung thue. Ich glaube, daß von dem guten geistlichen Geschmacke in eben derjenigen ausgedehnten Bedeutung, die wir hier annehmen, geredet werde, wenn uns Hebr. Cap. 6. v. 4. 5. Christen beschrieben werden, welche erleuchtet sind, und geschmecket haben die himmlischen Gaben, und theilhaftig worden sind des

lichkeit gegen Gott und die Religion, und gegen das, was sie uns lehret und auszuüben

heiligen Geistes, und geschmecket haben das gütige Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt. Ich meine, daß hier nicht eine blosse erlangte Erkänntniß der christlichen Religion, sondern zugleich diejenige innere Empfindlichkeit und die Empfindungen bezeichnet werden, welche wir den guten geistlichen Geschmack nennen. So meine ich auch nicht zu irren, daß im Buch Hiobs Cap. 20. v. 12. von einem verdorbenen geistlichen Geschmack in der Bedeutung, wie hier das Wort genommen wird, geredet werde. Und zwar verführet mich nicht das deutsche Wort schmecken. Ich habe den Grundtext nachgesehen, und keine Ursach gefunden, meine Meinung zu verlassen. Weil ich aber wegen der Ruhe meines Gemüths allen Streit, wie ein Gift, fliehe; so will ich dieses Wort, nebst der ihm beygelegten Bedeutung, nicht aus der heiligen Schrift herleiten, sondern es annehmen als ein Wort, welches in dieser Bedeutung durch einen anderweitigen Gebrauch eben so eingeführet worden, wie andere Wörter der Gottesgelahrtheit, welche in der ihnen gegebenen Bedeutung in der Offenbahrung nicht vorkommen. Um den Begriff des geistlichen Geschmacks zu bestimmen, habe ich theils auf die Bedeutung des Wortes Geschmack überhaupt gesehen, wenn es im figürlichen Verstande gebraucht wird, theils auf die mancherley Redensarthen Achtung gegeben, darinne man des geistlichen Geschmacks Erwehnung thut, wenn man z. E. sagt: Dieses

schmecket

üben befielet. Bisweilen verstehet man die Empfindungen selbst, welche man von Gott und Religionslehren und Handlungen hat, unter dem geistlichen Geschmack. Dieser Geschmack ist entweder gut oder verdorben. Der gute geistliche Geschmack ist eine Fertigkeit, das Wahre und Falsche, das Erhabene und Niederträchtige, das Schöne und Heßliche, das Vollkommene und Unvollkommene bey der Religion auf eine lebhafte, aber vernünftige Arth zu empfinden. Da wir Christen nun von der Religion, so Jesus gelehret, eine Ueberzeugung haben, so können wir den guten geistlichen Geschmack noch genauer bestimmen und behaupten, daß er eine Fertigkeit sey, das Wahre, das Erhabene, das Schöne, und überhaupt die Vollkommenheiten der

schmecket nach Aberglauben. Dieser Mensch findet keinen Geschmack an dem Worte Gottes und an der Betrachtung seiner erhabenen Eigenschaften. Ein recht gläubiger Christ hat schon hier einen Vorschmack vom Himmel. In diesen und dergleichen Redensarthen wird kein blosses Wissen, sondern zugleich eine innere angenehme oder wiedrige Empfindung bezeichnet, und ich meine, daß sich aus selbigen meine Erklärung des geistlichen Geschmacks rechtfertigen lasse.

christlichen Religion, sowol in ihren Lehrsätzen, als Religionsübungen nebst dem entgegen stehenden Falschen, Niederträchtigen, Heßlichen und Unvollkommenheiten auf eine richtige, vernünftige und recht lebhafte Weise zu empfinden, in so fern sich dieses alles empfinden lässet. Diese letztere Einschränkungen unterscheiden die Empfindungen des guten geistlichen Geschmacks von den Einbildungen einer schwermenden Phantasie, und zeigen zugleich an, daß bey der christlichen Religion bey weiten nicht alles auf Empfindungen ankomme, sondern Gefühl und vernünftige Ueberlegung mit einander verbunden werden müssen. Ich will zur Erläuterung einige solche Empfindungen anführen, die ich zu dem guten geistlichen Geschmack rechne. Z. E. Die heilige Schrift weiset mich auf die Betrachtung dieser Welt, und behauptet, daß Gott selbige gemacht, und mich davon zu überzeugen, führt sie mich auf die so künstlich eingerichteten Dinge derselben. Wenn ich nun selbige ansehe, und halte den Gedancken der Schrift, Gott, ein unendliches, weises, mächtiges und liebreiches Wesen hat diese Welt bereitet

tet, zusammen mit dem Gegensatz, die Welt hat ohne ein verständiges Wesen ihre genauen Abmessungen, Verbindungen, Ordnungen und Schönheiten erhalten, und meine eigene Gliedmassen sind entstanden, ohne daß sie ein Verstand gegen einander abgemessen, und ihre Grösse, Verhältniß, Verbindung und Ordnung bestimmet, so empfinde ich, daß das erstere weit leichter zu gedenken, als dieses letztere: und dieses innere Gefühl neiget mich schon mehr zu dem Ausspruch der heiligen Schrift, als zu dem Gegensatz derselben. Sagt mir die Offenbahrung, der grosse Schöpfer bleibe dabey nicht stehen, daß er eine Welt aufgeführet und selbige mit unzähligen Kreaturen angefüllet, sondern er liebe auch dieselben, und äussere eine gnädige Vorsehung; ein ander aber giebet vor, Gott schaffe nur, weiter aber sorge er nicht für seine Geschöpfe, und es sey ihm ganz gleichgültig, wie es selbigen ergehe, so saget mir schon die innere Empfindung, daß die ersten Gedanken einander ähnlicher, und besser mit einander übereinstimmen, als diese letztern. Ein Gott, der seine Weisheit, Macht und Güte in der

Erschaffung der Kreaturen gleichsam verschwendet, hernach aber gleichgültig ist, wie sie bestehen und fortdauren, sind Begriffe, bey deren Vorstellung man in der Seele etwas wiederstehendes fühlt, ob man auch schon nicht im Stande ist, den Wiederspruch, so darinne liegt, zu entdecken und deutlich vorzutragen. Wer die geistlichen Wahrheiten der Offenbahrung in seiner Seele oft überdacht und sich recht eingepräget, der wird dahin kommen, daß er in manchem Falle, so bald er einen damit streitenden Satz nur höret, bey sich empfindet, daß er wieder die Aehnlichkeit seines Glaubens sey, ob er gleich noch nicht deutlich begreift, warum. Er fühlt dieses auf eine solche Arth, wie es einer, der lange Zeit gute Reden und Poesien gelesen, und bey dem ersten Anblick einer schlechten Rede oder Gedichts gleich fühlt, daß keine gute Abmessungen und Verhältnisse darinnen seyn, ob er gleich nicht sagen kann, worinne eigentlich die Fehler bestehen. Z. E. Es hat sich Jemand von der zärtlichen Liebe und von dem höchst leutseeligen Umgange unsers Erlösers einen recht tiefen Eindruck in sein Gemüth gemacht, und man höret,

daß

daß eine gewisse Gemeinde behauptet, es geschehe demselben ein grosser Dienst, und es gefalle ihm, wenn man Jemanden so lange prügele, bis er wieder seine Ueberzeugung vor einem Bilde niederfalle, oder wenn man Jemanden mit den allergrausamsten Martern so lange foltere, bis er einen Satz mit dem Munde bekenne, von welchem er sich im Herzen nicht überreden kann; so fühlt man bey sich selbst, daß diese Gedanken dem Bilde, so man von dem Heilande in seiner Seele aus dem göttlichen Worte erlangt, nicht ähnlich seyn. Man hat diese Empfindung, noch ehe man durch deutliche Begriffe und einen strengen Beweis ausmacht, daß obige Gedanken falsch sind. Indem ich aber diese Wirkungen eines guten geistlichen Geschmacks anführe, so will ich damit keinesweges sagen, daß man in den Lehrsätzen der Religion bey diesen Empfindungen ohne nähere Untersuchung solle stehen bleiben: denn unser geistliches Gefühl ist hierinne viel zu unvollkommen, und wir werden gar leicht auf viele Ungereimtheiten gerathen, wenn wir dem geistlichen Geschmack in der Beurtheilung des Wahren und Falschen allein

folgen wollen; sondern es muß die Ueberlegung einer erleuchteten Vernunft damit verbunden werden.

§. 13.

Weitere Erläuterung des Vorigen.

Ich führe andere Proben eines guten geistlichen Geschmacks an, da er das Erhabene und Niederträchtige, Schöne und Heßliche und andere Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten empfindet, und wo wir demselben weit sicherer trauen und folgen können. Es hat Jemand durch fleissige Betrachtung des göttlichen Wortes und der erstaunenden Werke des Schöpfers eine recht lebendige Vorstellung und tiefen Eindruck von der erhabensten Majestät Gottes bekommen, so entstehen solche innere Empfindungen, welche einen heiligen Schauer, Verwunderung und die tiefste Ehrerbietung erwecken. Diese Empfindungen legen uns, wenn wir auch schon an die geschriebenen Gesetze nicht gedenken, die Pflichten auf diesen Gott auch äusserlich zu ehren und zu verherrlichen, und verursachen, daß wir an dem Lobe des Höchsten ein Vergnügen und einen angenehmen Geschmack finden, und daß wir einen Wiederwillen fühlen und es uns wehe thut, und eckelhaft ist, wenn Jemand dieses unend-

unendliche Wesen gering schätzet, und das, was göttlich ist, bespottet und verlachet. Erweget Jemand öfters, wie viel Gott um eines Menschen willen gethan. Fänget er an zu zählen, wie viele Dinge Gott geschaffen, einen ieden unserer Sinne zu vergnügen. Gewöhnt er sich bey den Ergötzungen des Ohrs, der Augen, des Geschmacks, Geruchs und Gefühls zu gedenken, dieses alles geniesse ich durch die gütige Vorsehung meines Gottes. Betrachtet er, was Gott thut, um Menschen verständig und tugendhaft zu machen, und sie zu einer seeligen Ewigkeit zu bereiten, so wird die Grösse dieser göttlichen Liebe sein Herz rühren, eine zärtliche Gegenliebe anzünden und die Begierde erwecken, dankbar zu seyn, und seine Geschenke nach den Absichten Gottes anzuwenden. Fähret man fort, seine Erkänntlichkeit und Liebe gegen den höchsten Wolthäter immer mehr und mehr zu erhöhen, indem man immer tiefer in das Liebenswürdige eindringet, so diese herrlichen Eigenschaften Gottes enthalten, und auf die nie zu erreichende Anzahl der göttlichen Wolthaten aufmerksamer wird, so werden wir dergestalt

empfindlich werden auf alle dasjenige, so Gott angenehm oder entgegen ist, daß wir eine Freude und süsse Zufriedenheit finden, wenn wir etwas nach seinem Willen verrichtet, und wir werden uns selber eckelhaft werden, wenn wir von seinem Willen abgewichen sind. Wir werden uns gegen seine Gesetze nicht mehr als Fronknechte verhalten. Wir werden sie nicht mehr mit einem Wiederwillen ansehen. Wir werden nicht mehr denken können, es ist gut genug, wenn ich nur dieses und jenes beobachte, das Uebrige, welches oft das Wichtigste ist, kann wol zurück bleiben. Gottesdienst und Tugend werden uns keine Last mehr seyn; sondern wir werden einen Geschmack daran finden, wir werden einen innern Zug und eine freudige Sehnsucht fühlen, treue, gehorsame und würdige Geschöpfe eines so erhabenen und liebreichen Gottes zu seyn. Siehet man, daß die Diener sterblicher Gottheiten mit einer so ängstlichen Sorgfalt und mit äusserstem Eifer und Mühe den Dienst ihres Herrn verrichten, und bey einem ieden Worte und Schritte überlegen, ob er auch nach dem Willen ihres Fürsten ist, und gantz niedergeschlagen werden, wenn sie meinen etwas verse-

versehen zu haben; so dringet die Liebe Gottes eine Seele dem Herrn aller Herren recht treu und gefällig zu seyn und mit rechter Sorgfalt die Absicht, wozu ihn die gütige und weise Allmacht erschaffen, zu erfüllen. Eben diese Liebe wird uns in manchen Fällen an statt eines Gesetzes werden, wo die Gesetze Gottes nichts Gewisses bestimmen noch bestimmen können. Z. E. Wie oft ich an Gott gedencken, ihn mit Gebeth und Liedern verehren, von seinen erhabenen Eigenschaften und Werken reden, wie viel Allmosen, wie viel zur Erhaltung der Kirchen und guter Schulen ich geben soll. Dieses alles wird die Liebe gegen Gott am besten ausmachen können. Das Gefühl dieser Liebe wird uns in vielen andern Fällen sagen, was für uns unschuldig oder nicht unschuldig, erlaubt oder nicht erlaubt sey, und wird also unsern Geschmack auf das Wahre und Falsche erhöhen. Ich setze mit Fleiß für uns unschuldig oder nicht, weil wir nicht allemahl schliessen können: was für uns nicht unschuldig ist, das kann auch einem andern nie erlaubt seyn (*). Z. E. Es mache

(*) Man erinnere sich hier, was Paulus Röm. Cap. 14. schreibt.

mache Jemand die Liebe Gottes bey sich recht lebhaft, so daß er in einem zärtlichen Gefühl derselben stehet. Er gehe alsdenn bey ein Spiel, so wird er bald inne werden, ob selbiges für ihn eine erlaubte Sache sey. Wird er bey dem Gewinnst übermässig freudig oder bey dem Verlust unruhig, neidisch, zornig und zänkisch und schilt, wenn er sonst über Niemand seinen Unmuth ausschütten kann, seine armen Bedienten, so wird er fühlen, diese Gemüthsbeschaffenheit streite mit dem Gefühl der Liebe Gottes, und hebe die sanfte Ruhe in derselben auf. Und sucht er diese Liebe immer mehr und mehr zu stärken, so wird er endlich ohne Gesetz das Spiel fliehen, so lange sein Gemüth obigen Schwachheiten unterworfen ist. Es bemühe sich ferner Jemand seine Seele recht anzufüllen mit Ehrfurcht, Hochachtung gegen Gott und mit heiliger Bewunderung seiner Hoheit und unendlichen Eigenschaften: er lese recht starke Gedichte von der erhabensten Gottheit: er mache sich einen recht tiefen Eindruck von ihrer Allgegenwart, Heiligkeit, Weisheit und grossen Liebe zu einer weisen Ordnung:

er

er betrachte das Verhältniß, in welcher der Mensch mit diesem unendlichen Wesen stehet: man mache Ueberlegungen, was für Menschen dem verständigsten und heiligsten Wesen wol am mehrsten gefallen sollten: er gehe darauf in ein Schauspiel, wo eine ganze Stunde mit läppischen Liebesgeschichten hingebracht wird, wo ein hitziger Held bald einer Prinzeßin, bald einer Kammer-Jungfer zu Füssen fällt und um ihre Liebe bittet, sich bald mit andern um seiner Geliebten willen schlägt, bald sich selbst entleiben will, wenn ihm ein Kuß versaget worden, wo ein Harlequin in einer abgeschmackten Kleidung, mit unsinnigen Gebehrden, mit einem schmutzigen Witze und tölpelhaften Ausdrücken diesen Held durch ein Liebesbriefgen beym Leben erhält: man höre und sehe in der obigen Gemüthsverfassung solche Gaukeleyen an, welche nach dem hohen Geschmack eines grossen Theils der glänzenden Welt sind; so wird man dabey solche Empfindungen haben, welche nicht zugeben, mit dergleichen Tand seine Seele anzufüllen und darinne einen grossen Theil seines Vergnügens zu setzen. Ein Schauspiel, das eine solche

Seele

Seele rühren und an sich locken sollte, müßte ganz anders eingerichtet seyn. Selbiges müßte zur Weisheit und Tugend reizen, oder selbige wenigstens nicht beleidigen. Ueber die Laster müßte man nicht lachen und scherzen, sondern einen ernsthaften Abscheu gegen selbige erwecken. Die Reden müßten nicht mit läppischen Tand, sondern mit Vernunft gewürzt seyn. Niemand müßte mit wilden Possen und einer Romanenliebe angefüllt nach Hause gehen. Alles müßte dahin zielen, auf eine unschuldige Arth zu vergnügen und besonders die Tugend recht beliebt und die Laster abscheulich und eckelhaft zu machen. Aber, wie sollten alsdenn diejenigen vergnügt werden, welche an einen so hohen Geschmack gewöhnet sind, daß ihnen alles eckelt, was nach Vernunft und Tugend schmeckt? Sollen selbige denken lernen, da sie schon so viele Jahre ohne Gedanken hingebracht, und doch von Jedermann sind bewundert und mit unzähligen Worten, dabey man auch nichts gedacht, erhoben worden? Die mir vorgesetzte Kürze leidet nicht hierauf zu antworten.

§. 14.

§. 14.

Ich bringe noch ein Paar andere Proben eines guten geistlichen Geschmacks bey. Es hat Jemand Gott dergestalt kennen gelernet, daß er ein starkes Gefühl von dessen Hoheit und Majestät hat. Er hält sich einige Stunden in einer Gesellschaft auf, wo man nichts thut als scherzen, einander aufziehen, schmutzige Gespräche führen, lachen, und wo man Gott und Teufel bey einander setzt, fluchet, schwöret und allerhand üppige Lieder singet. Er kommt darauf nach Hause und will seiner Gewohnheit nach an Gott gedenken und dessen Vorsehung ein Opfer der Andacht bringen, so wird er fühlen, daß seine vorigen Gedanken und das ietzige Vorhaben nicht bey einander stehen können. Sein Gemüth wird ihm zur Andacht zu zerstreuet und zu wild seyn. Er wird mit keiner Freudigkeit an Gott gedenken können, und seine innern Empfindungen werden ihm sagen, er müßte jene Gesellschaft meiden, wenn er wollte ruhig in Gott seyn. Und findet er erst einen rechten Geschmack an einem vertrauten Umgange mit Gott und an dem sanften

Fortsetzung des Vorigen.

sanften Vergnügen der Gottseeligkeit, so wird er in einer solchen Gesellschaft, als wir beschrieben, nicht anders als mit einem grossen Eckel sitzen. Ist Jemand in der Liebe Gottes zu dem Gefühl eines christlichen Mitleidens gelanget, so wird es ihm eine innere Ruhe geben, wenn er Elende erqvicken kann. Hat er aber z. E. auf einer Reise einen andern Reisenden, der mit seinem Wagen in ein Loch gerathen, aus Uebereilung ohne Hülfe gelassen, weil die Furcht für einen kleinen Aufenthalt mehr bey ihm vermocht, als alles klägliche Bitten jenes Verunglückten, so wird ihm, wenn er sich hernach recht besinnet, diese Handlung allezeit eckelhaft bleiben, und er wird an selbige nie ohne eine unangenehme Empfindung von der Niederträchtigkeit derselben gedenken können.

§. 15.

Beschluß des Vorigen.

Ob nun gleich der geistliche Geschmack in diesen Fällen nicht so gar leicht auf Abwege geräth, als wenn er das Wahre und Falsche beurtheilet; so ist doch auch hier eine vernünftige Fürsicht vonnöthen, damit wir uns nicht einen unnöthigen und aber-

abergläubischen Gottesdienst aufbürden. Kurz, Vernunft und Geschmack müssen bey der Religion mit einander verbunden werden. Bestehet die Religion eines Menschen bloß in einer aufgeklärten Vernunft, bey welcher aber gar kein Geschmack, keine Empfindlichkeit ist; so wird er geschickt seyn, viel von Gott und göttlichen Dingen zu reden und zu disputiren, er wird aber dabey nichts, als sich selber und seine Ehre fühlen. Er wird von der Allwissenheit, Allmacht und Hoheit Gottes Reden halten, dabey aber so unempfindlich seyn können, daß nichts von Verwunderung und Ehrerbietung sich bey ihm reget. Er wird die Schönheit der Tugend erheben können, ohne eine Liebe gegen selbige zu empfinden. Ist aber der geistliche Geschmack ohne eine erleuchtete Vernunft, so wird z. E. ein Christ von melancholischem Temperament fast alle sinnliche Freude verbannen, und in einem Gefühl der göttlichen Liebe einsame Klöster bauen. Ein Christ von einem sangvinischen Temperament aber wird so viel Almosen an Elende geben, daß die Seinigen darben müssen, und er wol gar genöthiget wird, andere zu betrügen.

§. 16.

Vom verdorbenen geistlichen Geschmack.

Ehe ich zeige, wie der gute geistliche Geschmack bey einem Menschen zu befordern und immer weiter zu verbessern sey, ist nöthig, daß ich erst von dem verdorbenen Geschmack in geistlichen Dingen handle, und dessen Qvellen bemerke. Der geistliche Geschmack ist schlecht und verdorben, wenn wir keine Fertigkeit haben, das Wahre und das Falsche, das Erhabene und Niederträchtige, das Schöne und Heßliche, das Vollkommene und Unvollkommene einer Religion zu empfinden, und durch das innere Gefühl auf eine richtige und lebhafte Arth zu unterscheiden. Will ich die merklichsten Arthen des verdorbenen und schlechten geistlichen Geschmacks, so viel es sich thun lässet, bestimmen und deutlich vorstellen, so muß ich erst besonders zeigen, wie der geistliche Geschmack in Absicht auf das Wahre und Falsche, und denn wie er auf das Erhabene und Niederträchtige, auf das Schöne und Heßliche, und auf andere Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten in geistlichen Dingen kann schlecht und verdorben seyn. Damit ich aber dem Leser keinen Eckel erwecke, so

will

will ich nicht alle mögliche Eintheilungen anführen, sondern nur die vornehmsten nahmhaft machen. Auf das Wahre und Falsche bey der Religion ist der Geschmack oder inneres Gefühl des Menschen entweder grob, daß es nicht leicht empfindet, und verwöhnt, oder gar zu eckelhaft, und verwöhnt. In dem ersten Falle glaubt der Mensch zu viel, in dem andern zu wenig. Den geistlichen Geschmack nenne ich grob, wenn man wenig Geschick hat, das Wahre und Falsche in Absicht auf die Religion durch ein inneres Gefühl (*) zu empfinden und zu unterscheiden. Verwöhnt nenne ich denselben, wenn Jemanden nach und nach viele geistliche Unwahrheiten eingeflösset worden, die er als Heiligthümer verehret, und alles andere verwirft, was nach seinem Gefühl hiermit streitet. Lässet man das innere Gefühl, wornach wir das Wahre und Falsche mit beurtheilen, bey einem Menschen ungebauet, und schicket z. E. einen abergläubischen Geistlichen über

(*) Der Leser wolle dieses Wort keinmahl weitläuftiger und anders nehmen, als ich es in dem Vorhergehenden bestimmt.

ihn, der ihm immer von Wundern, von Erscheinungen dieses und jenes Heiligen, von Gespenstern, von Bannungen des Teufels und dergleichen vorsaget, und ihm zuschwöret, daß er in den Händen des Teufels sey, so bald er hieran nur zweifelt, so bekommt ein solcher Mensch einen groben und verwöhnten Geschmack. Man kann dieses Ding so hoch treiben, daß Jemand Brodt für Fleisch hält.

§. 17.

Fortsetzung des Vorigen.

Der Geschmack auf das Wahre und Falsche in der Religion ist zu eckelhaft, wenn Jemand bey einer ieden Schwierigkeit eines Religionssatzes, und bey einer ieden Aehnlichkeit, welchen derselbe mit einer wirklichen oder vermeinten Unwahrheit und lächerlichen Thorheit hat, einen so starken Wiederstand wieder einen solchen Satz bey sich empfindet, daß er ihm keinen Glauben beymessen kann. Weil nun vielleicht kaum ein einiger Satz ist, wieder welchen bey unserer sehr eingeschränkten Erkänntniß nicht Schwierigkeiten können vorgebracht werden, und man alles lächerlich machen kann, so sind einige nicht nur bey der Religion, sondern bey allen Sätzen so

so weit gegangen, daß sie ihren Sinnen nicht mehr getrauet, sondern an der Bewegung, an ihrer Freyheit, und ob ein Körper wäre, gezweifelt haben. Ich führe diese ganz bekannten Dinge an, damit recht deutlich erhelle, wie Jemand wirklich gar zu eckelhaft bey Annehmung gewisser Sätze werden könne. Diese Arth des Geschmackes nenne ich zugleich verwöhnt, wenn Jemand nicht anders, als sehr flüchtig denket, verschiedene weitläuftige Hauptsätze annimmt, die falsch sind, sein Gedächtniß mit vielen lächerlichen Gleichnissen angefüllet, und seine Einbildungskraft geübet hat, derselben mehr zu zeugen, und bey dem ersten Gefühl, daß ein Religionssatz mit jenem Hauptsatz streite, oder mit diesen Gleichnissen eine Aehnlichkeit habe, so gleich den Religionssatz verlachet und bespottet, ohne ihn auf eine langsame und nachdenkende Weise nach den Regeln der Vernunft zu prüfen, und zugleich die Gedanken anderer darüber zu Rathe zu ziehen. Dieses ist der Geschmack der so genannten Freygeister. Ich berühre die Quellen dieses gar zu eckelhaften Geschmacks, wovon bey dem einen mehrere, bey dem andern aber wenigere

vorhanden sind. Die erste und allgemeine Haupt-Ursache finde ich in den engen Schranken unsers Verstandes, welche durch den grossen Verfall der Menschen noch mehr beenget worden. Wie gar beschränkt und finster der menschliche Verstand sey, nehme man ab aus den gar abergläubischen Religionen, womit ehemahls fast die ganze Welt bezaubert gewesen. Unsere Offenbahrung saget uns, daß diese gar grosse Finsterniß von dem Verfall der ersten Eltern herrühre, und auf alle Menschen fortgeerbet sey. Sollte dieses Jemand lesen, der sich an ein solches Erbübel stosset, der erwege, daß man ja Familien hat, in welchen Melancholie und einige Irrung des Verstandes auf etliche Glieder forterbet, warum sollte mir ein grösser und weitläuftiger Erbübel im Verstande unmöglich scheinen? Die zweyte, aber nicht allgemeine, Ursache ist eine gewisse Arth des natürlichen Temperaments, welches genau zu bestimmen ich mich nicht unterstehe, weil eine sehr weitläuftige Erfahrung dazu gehöret. Dieses ist indessen gewiß, daß mancher Mensch recht zum Zweifeln gebohren. Ich habe die allergenaueste Bekanntschaft mit gewissen

wissen Personen, welche schon in ihrer Kindheit recht scharfe Zweifel hervorgebracht, die sich mit den Jahren immer vermehret haben. Ich kenne Frauenspersonen, die weder studieret, noch sonsten viel gelesen haben, sondern von Jugend auf unter schwehrer Arbeit gestanden, und dennoch auf die allersubtilesten Zweifel der scharfsinnigsten Philosophen, z. E. bey dem Ursprung des Bösen, bey der Freyheit und Unsterblichkeit der Seelen verfallen sind. Eine dritte Ursach eines gar zu eckelhaften Geschmacks ist, wenn ein durchdringender und zu Zweifeln geneigter Verstand in der Jugend mit allerhand Aberglauben angefüllt wird. Fügt es sich denn, daß ein solcher Geist den Ungrund solches Aberglaubens einmahl einsiehet, so geschiehet es nicht selten, daß, da der Mensch so leicht von der Mittelstrasse abweicht, aus einem Abergläubischen ein Ungläubiger wird, und daß man die ganze Religion verwirft, weil ein Theil davon ungegründet ist. Die vierte Ursach ist, wenn man einem fähigen Gemüthe die Wahrheiten der Religion ohne ihre Gründe beybringet, und ihm den Gift der Spöt-

ter nebst einem bewährten Gegengift nicht bekannt machet. Denn geräth ein solcher schlechtgegründeter Mensch auf Zweifel, so fängt er leicht an zu wanken, und verfällt wol gar auf die Gedanken, die Religion sey etwas, so man nicht beweisen könne. Die fünfte Ursach ist, wenn man von Jugend auf gewöhnt wird, bey Gott und göttlichen Dingen ganz leichtsinnig zu seyn. Bekommt ein solcher Mensch einmahl Zweifel, so hält er es nicht der Mühe werth, sie recht genau zu untersuchen. Sechstens macht der Hochmuth manchem die Wahrheiten der Religion zuwieder. Man will sich in allen Dingen von dem größten Haufen unterscheiden. Was gemein ist, ist uns schon eckelhaft. Folglich fühlet man auch einen innern Wiederstand wieder die Sätze der Religion, besonders da sie eine grosse Unterwürfigkeit unter Gott von uns fordern. Siebentens wird der geistliche Geschmack zu eckelhaft und verwöhnt durch weitläuftige falsche Sätze, die wir aus andern Wissenschaften annehmen, besonders wenn wir zugleich ein sehr grosses Vertrauen auf unsere Einsicht setzen. Nimmt ein Spinosa als eine

ne unumstößliche Wahrheit an, daß nur eine einzige Substanz seyn könne, so muß er nothwendig bey unsern mehresten Lehren von Gott den größten Wiederstand empfinden und die seltsamsten Sätze müssen seinem Geschmack gemäß werden. Achtens bekommt mancher einen Eckel wieder geistliche Wahrheiten durch den Verfolgungsgeist, womit sie vertheidiget werden. Hierdurch werden einem muntern Menschen diejenigen Führer sehr zuwieder, von welchen er müßte auf den rechten Weg gebracht werden, und dieser Wiederwille erstrecket sich hernach auch bisweilen auf alle diejenigen Lehren, welche mit einem so übertriebenen Eifer vorgetragen werden. Dieser und Jener wäre vielleicht kein Spötter worden, wenn man bey seinen ersten Irrthümern sanftmüthiger mit ihm umgegangen wäre. Neuntens macht man geistliche Wahrheiten andern wiederstehend und eckelhaft, wenn man selbige auf eine gar zu abgeschmackte Arth vorstellet, sie durch alberne Gleichnisse erläutert; ingleichen wenn man selbige in unverständliche und unauflösliche Subtilitäten einwickelt. So muthmasse

ich, daß manche an dem Geheimniß der Dreyeinigkeit in Gott, an dem grossen Werck der Versöhnung und andern Lehren unsers Glaubens weniger Anstoß würden gefunden haben, wenn man sie ihnen nicht mit solchen unnöthigen Subtilitäten aufgedrungen hätte, darinne man sich verlieret, und wovon man, wenn ein Wort nach dem andern soll erkläret werden, nichts verstehet. Zehntens tragen zu dem bisher beschriebenen Verderben des geistlichen Geschmacks die Laster vieles bey. Muß demjenigen nicht das sechste Gebot lächerlich werden, der in der Unzucht eines seiner höchsten Vergnügen setzet?

§. 18.

Wie der verdorbene geistliche Geschmack von dem einen auf den andern fortgepflanzet wird.

Bisher habe ich die vornehmsten Ursachen angezeiget, wodurch der gar zu eckelhafte und verwöhnte Geschmack in Absicht auf die Wahrheiten der Religion bey den Häuptern des Unglaubens entstehet. Nun will ich auch noch mit wenigen bemerken, wie dieser verderbte Geschmack durch ein Anstecken weiter fort auf andere gebracht wird. Es ist offenbahr, daß das Exempel derer, womit wir viel umgehen, nicht nur, was die Sitten, sondern

dern auch was die Meinungen betrifft, einen sehr grossen Eindruck bey uns habe. Besonders hat das Exempel solcher, welche bey uns in grossem Ansehen stehen, eine recht tyrannische Gewalt über uns. Die wenigsten Menschen, so wol unter geringen als auch vornehmen, untersuchen ihre Meinungen, sondern sie folgen ganz blindlings andern, und der Geschmack derer, die sie sich zum Muster nehmen, schleicht sich auch in ihre Seele. Es haben daher die Höfe, die Häupter des Soldatenstandes und die Universitäten einen sehr grossen Einfluß in den herrschenden Geschmack eines Landes. Man lasse einen Hof an einem feyerlichen Freudentage eine neue Mode anlegen; binnen vier Wochen Zeit hat sie sich schon durch das ganze Land verbreitet. Mit den Meinungen des Hofes gehet es eben so, ob sie gleich etwas langsamer fortgehen. Die Vornehmen des Hofes behaupten ihre Meinungen in Gegenwart ihrer Bedienten. Diese nehmen sie von ihren Herrschaften an und bringen sie weiter in die Stadt und auf die Güter ihrer Herren. Die Meinungen hoher Officiere werden

von

von den Niedrigern angenommen. Von diesen empfangen sie die Cadets und Unterofficiere, von selbigen die Gemeinen und besonders die beredten Werber. Selbige dehnen sich durch ein ganzes Land aus, und bringen die Meinungen der Hohen auf die niedrigsten Bierbänke. Besonders aber wird der Geschmack an diesen und jenen Meinungen auf den Universitäten gebildet. Hier ist die Hauptquelle der Lehrsätze, die sich durch die Länder verbreiten. Was die angesehensten Lehrer vortragen, das sprechen die daselbst unterrichteten Hofleute, Beamten, Geistlichen und andere Bedienten des Landes nach. Von diesen hören es die Hausgenossen, und selbige bringen sie in die Wirthshäuser und von dar fliessen sie mit Bier und Brantewein immer weiter. Finden sich daher bey den Höfen, im Soldatenstande und besonders auf Universitäten angesehene Leute, deren Geschmack in Absicht auf geistliche Wahrheiten verdorben ist, so stecken selbige ganze Schaaren an, besonders wenn ihre Meinungen den verderbten Begierden der Menschen schmeicheln. Zum Exempel können gewisse Lehrsätze dienen,

welche

welche angesehene Männer derjenigen Tugend der Keuschheit entgegen gesetzt, welche die Offenbahrung der Christen lehret. Ein angesehener Mann und besonders ein beliebter Lehrer auf Universitäten braucht öfters weiter nichts einen Satz einer ganzen Menge eckelhaft zu machen, als daß er mit einer grossen Dreistigkeit saget, er sey tumm, albern, abgeschmackt, ihn mit allerhand lächerlichen Ausdrücken und Gleichnissen vorträget, selber hönisch dabey lachet, und ihn zum Scherz und Sprichwort bey einem Glase Wein machet. Einige, welche etwa gar zu stark davon überzeuget sind, fangen doch an, sich ihrer Meinung zu schämen, und halten damit zurück, damit sie nicht für tumme Köpfe ausgeschrieen werden, oder reden auch wol wieder ihre Ueberzeugung, wie die andern. Nach und nach werden sie gleichgültig dabey. Die Beweise verlieren bey ihnen ihre Kraft. Endlich reden sie nicht nur mit den Uebrigen, sondern denken auch, wie selbige.

§. 19.

Fortsetzung des Vorigen.

Bücher, worinne die Wahrheiten der Religion entweder mit einem groben oder mit

mit einem feinen Witz verlachet und bespottet werden, tragen auch sehr viel zum Verderben des geistlichen Geschmacks bey. Lieset man die allerunbeweglichsten und wichtigsten Wahrheiten in einer Verbindung mit thörigten Gleichnissen, so geschiehet es leicht, daß uns nach und nach die Wahrheiten selbst lächerlich werden und endlich als thörigt vorkommen. Wird zugleich der Gegensatz erhoben und auf eine lebhafte Arth andern bekannten Wahrheiten durch die Schminke der Redekunst und Poesie ähnlich gemacht, so wird schon eine sehr grosse Vorsicht erfordert, wenn man sich nicht will hintergehen und von selbigen einnehmen lassen. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie wiederstehend uns durch solche Bücher eine geistliche Wahrheit gemacht werden kann, und wie viel man zu thun hat, daß man ihr als einer recht sichern Wahrheit wieder trauet. Ich weiß, unsere Freygeister werden hierbey sagen, dieses gebe eben einen starken Argwohn wieder die Lehrsätze unserer Religion, daß, wenn ein aufgeweckter Geist sie zergliedere und mit andern Sätzen verbinde, sie lächerlich würden. Daß aber

hieraus

hieraus nichts wieder einen Lehrsatz zu schliessen sey, habe ich oben schon bewiesen, wo ich angemerkt habe, daß man alle Wahrheiten lächerlich machen könne. Ich will dieses anietzo mit einem Exempel bestätigen. Es ist bekannt, wie viel zu unsern Zeiten über den Satz gestritten worden, und noch gefragt und theils gezankt werde: es ist nichts ohne einen zureichenden Grund, warum es ist, und warum es eben so und nicht anders ist, oder kürzer: alles hat seinen zureichenden Grund. Der Gegensatz hiervon ist: es kann etwas ohne zureichenden Grund seyn, und es sind wirklich Dinge ohne einen zureichenden Grund. Weder bey dem ersten Satze noch bey dem Gegensatz wird Jemand, wenn er ganz allein gedacht wird, eine Reizung zum Lachen fühlen. Lasset aber ein Paar muntere Philosophen mit ihren Beweisen gegen einander auftreten, so wird man schon etwas zu lachen finden. Die da behaupten, es sey nichts ohne zureichenden Grund, bauen ein Tollhaus, und thun einen Ausfall auf diejenigen, so den Gegensatz vertheidigen, fassen sie bey ihren philosophischen Haaren,

ren und zerren sie mit Gewalt in ihr Tollhaus als unsinnige, rasende Leute. Diese schreyen aus allen Kräften, sie wären vernünftig, warum man sie für toll hielte. Man antwortet ihnen mit ihrem eigenen Satze: es könne etwas ohne zureichenden Grund seyn. Es wäre zwar kein Grund vorhanden, daß sie toll wären, sie möchten es aber wol ohne zureichenden Grund seyn, und sie könnten es folglich auch Niemand verargen, wenn man sie ohne zureichenden Grund für rasend hielte; denn es sey nicht nöthig, bey allen Dingen einen zureichenden Grund zum Voraus zu setzen. Die Freunde des zureichenden Grundes nöthigen ferner einen von der Gegenparthey, der in einem richterlichen Amte stehet, einen offenbahren Mörder loszulassen. Es ist selbiger bey einem frisch Entleibten mit einem blossen und blutigen Degen gefunden worden. Er wird gefangen und vor jenen Richter geführt. Er leugnet die That ab. Der Richter fraget ihn, warum er einen entblößten Degen in der Hand gehabt? Er antwortet: er habe ihn ohne irgend einen Grund dazu zu haben gezuckt. Man setzet

weiter

weiter in ihn, woher der Degen blutig worden? Er versetzt, dieses wisse er nicht, denn er sey ohne irgend eine Ursach, die ihn blutig gemacht, blutig worden. Man dringet ferner in ihn, wie er denn zu dem Entleibten und zwar mit gezucktem Degen gekommen? Er antwortet, das wisse er nicht, dieses alles sey ohne einen zureichenden Grund. Sein Advocat, der auch keinen zureichenden Grund leiden kann, verlanget, man solle diesen Beschuldigten ohne weitere Untersuchung loslassen. Der Richter findet diese Vertheidigung sehr wichtig. Seine Beysitzer aber sind Herren von einem zureichenden Grunde, und behaupten, der Beschuldigte sey ein Bösewicht, man müsse ihn durch die Tortur zwingen, obige Fragen zu beantworten und den zureichenden Grund von seinem blutigen Degen anzuzeigen, und wie er bey den Entleibten gekommen. Der Advocat protestiret dagegen, denn es könnte gar wol etwas ohne Grund seyn. Er berufet sich auf des Müllers Esel, und weiset die Herren des zureichenden Grundes an dieses Thier um Lection in der Philosophie von ihm zu nehmen. Er betheuret sehr hoch, daß er

sie von der Falschheit ihres Satzes überzeugen sollte. Sie möchten ihn nehmlich hungern lassen, und alsdenn auf einen Weg führen, der zwischen zwey gleich guten Wiesen hingienge. Könnte nichts ohne zureichenden Grund seyn, so würde der Esel verschmachten mitten zwischen zwey Wiesen. Denn es wäre kein zureichender Grund vorhanden, die eine Wiese vor der andern zu wehlen, weil sie beide gleich gut wären. Da also kein Grund vorhanden, der ihn bewegen könnte, die eine Wiese der andern vorzuziehen, so müßte er, wenn nichts ohne zureichenden Grund geschehen könnte, mitten auf dem Wege stehen bleiben und verschmachten. Da er sich aber gar bald wenden, und zu einer Seite anbeissen würde, so könne man ihn ganz allein allen strengen Demonstranten des zureichenden Grundes entgegen stellen, und wenn selbige alle ihre Tafeln voll a † b schrieben, könnten sie doch so viel nicht beweisen, als dieser Esel mit seinem Fressen wiederlegte. Ich hoffe, ein Jeder wird zugeben, daß in diesen Vorstellungen zwey einander gerade entgegenstehende Sätze lächerlich gemacht werden. Wer indessen dasjenige, was darinne gesagt

sagt worden, genau überleget, wird finden, daß keine von beiden Vorstellungen allein hinreiche, diesen Streit völlig zu entscheiden. Dennoch zweifele ich nicht, wenn Jemand obigen Satz und Gegensatz noch nicht nach philosophischen Gründen genau untersucht, er bey der einen Vorstellung für den zureichenden Grund, bey der andern sich wieder denselben erklären werde. Wie unsicher ist es daher, also zu schliessen? Dieser Satz wiederstehet mir, und ist mir in dieser und jener Vorstellung lächerlich: dahero ist er falsch. Ein aufgeweckter Kopf ist im Stande, einen ieden Satz dergestalt zu verstellen, daß er nach dem ersten Anblick thörigt scheint. Lieset derowegen Jemand viele Bücher, darinne die Wahrheiten der Religion unter einem lächerlichen Bilde dargestellt werden, und er hat weder Gedult, noch hinlängliche Stärke, die Züge, die zur Sache nicht gehören, wegzuthun, und die blossen Sätze in ihrer natürlichen Gestalt zu betrachten, und ihren Grund genau zu untersuchen, sondern folget den Empfindungen, welche ihm jene lächerlichen Nebenzüge erwecken, so wird er manche Wahrheiten verwerfen, welche

vollkommen gegründet, und von der äusserſten Wichtigkeit ſind.

§. 20.

Noch verſchiedene Arthen des verdorbenen geiſtlichen Geſchmacks.

Was die Empfindungen des Erhabenen und Kriechenden, des Schönen und Heßlichen, und überhaupt des Vollkommenen und Unvollkommenen bey den Begriffen, Lehrſätzen und Handlungen der Religion betrifft, ſo iſt der verdorbene geiſtliche Geſchmack entweder richtig, aber dabey ſehr ſchwach und fühllos, oder er iſt unrichtig. Richtig iſt dieſe Arth des geiſtlichen Geſchmacks, wenn man dasjenige bey der Religion für erhaben oder kriechend, für ſchön oder heßlich, für vollkommen oder unvollkommen erkennet, was nach der Wahrheit alſo beſchaffen iſt. Er iſt aber ſchlecht und fühllos, wenn wir bey den erſtern keine bewundernde, ehrerbietige, angenehme und reizende, bey den letztern aber keine unangenehme und wiedrige Empfindung haben. Z. E. Es erkennet Jemand, Gott ſey allwiſſend und allmächtig, er erſtaunet aber hierüber nie. Er weiß, Gott iſt heilig und gerecht, es wirket aber dieſe Vorſtellung keinen ehrerbietigen Schauer. Er iſt wol ein Lehrer, und beweiſet, daß die

die Tugend schön ist, er liebet sie aber nicht. Er mahlt die Heßlichkeit der Laster mit den lebendigsten Farben ab, er hasset sie aber wenigstens an sich selber und seinen Geliebten nicht. Er glaubet eine Hölle: aber er erschrickt nicht dafür. Diese Arth des geistlichen Geschmacks zeuget theils laue, theils ganz lasterhafte Christen, nachdem ihre natürlichen Triebe schwach oder stark sind. Unrichtig ist diese Gattung des geistlichen Geschmacks, wenn man bey der Religion das Erhabene für kriechend, und das Kriechende und Niederträchtige für erhaben, das Schöne für heßlich und das Heßliche für schön, das Vollkommene für unvollkommen und das Unvollkommene für vollkommen erkennet, und auf eine so verkehrte Arth empfindet. Z. E. Es glaubet Jemand, eine äusserliche Ehrerbietung gegen Gott, eine demüthige Gebehrde bey dem Gebeth sey etwas seichtes und unanständiges, und schämet sich daher derselben, und kommt ihm lächerlich vor, wenn er dergleichen an einem andern siehet, so ist dieses ein unrichtiger geistlicher Geschmack. Oder es glaubet Jemand, es sey etwas grosses, ein Held im Saufen zu seyn, und

er fühlt sich recht geehrt und vergnügt, wenn er Jemanden niedergesoffen hat, so ist dieses auch ein verdorbener Geschmack von dieser Arth. Der unrichtige geistliche Geschmack ist entweder bloß abergläubisch oder bloß lasterhaft, oder beides zugleich. Wie Jemand bey dem Geschmack des Wahren und Falschen kann abergläubisch seyn, so ist dieses auch bey dem Geschmack des Erhabenen und Schönen möglich. Und zwar ist das erste nicht allezeit und nothwendig mit diesem letztern verbunden. Es kann der Geschmack des Wahren und Falschen höchst abergläubisch seyn, er ist es aber nicht in Absicht auf das Erhabene, Schöne und Vollkommene. Hier können anstatt des Aberglaubens die Laster treten. Betrachtet Jenen, welcher als eine Wahrheit annimmt, daß es Gott angenehm, wenn man des Freytags kein Rindfleisch, sondern Fische esse. Dessen Geschmack ist in Absicht auf das Wahre und Falsche in diesem Stück abergläubisch. Sein Geschmack ist aber nicht abergläubisch in Absicht auf das Erhabene und Niederträchtige, auf das Vollkommene und Unvollkommene. Er müßte für das Essen des Rind-

fleisches

fleisches am Freytage einen rechten Abscheu bey sich empfinden, weil selbiges seiner Meinung nach Gott unangenehm. Die Enthaltung hiervon müßte ihm aber als eine Probe des Gehorsahms gegen Gott das Gefühl einer geistlichen Freude erwecken. Von diesem Gefühl weiß er aber nichts. Kommt er des Freytags bey eine Tafel, wo Rind- Kalb- und Hamelfleisch ist, so isset er mit ohne die geringste Rührung seines Gewissens. Hier ist er nicht abergläubisch, sondern lasterhaft, denn er sündiget muthwillig wieder die Grundsätze seiner Religion. Jener Russe aber, der lieber stirbt, ehe er an einem Fasttage sein Leben durch eine Medicin errettet, ist auf beide Arth abergläubisch. Er glaubt nicht nur, daß eine strenge Fasten ein nothwendiges Stück der Religion sey, sondern er findet darinne auch etwas so Erhabenes und Göttliches, daß das innere Gefühl davon den Trieb zum Leben überwieget. Den unrichtigen geistlichen Geschmack in Absicht auf das Erhabene, Schöne und Vollkommene nenne ich bloß abergläubisch, wenn Jemand etwas für ein Stück der Religion hält, was dergleichen doch nicht ist, und zugleich das

innere Gefühl dabey hat, so einer billig bey einer erhabenen und göttlichen Sache haben muß, und für das Gegentheil derselben einen Abscheu empfindet. Der angeführte redliche Russe hat in Absicht auf seine Fasten einen dergleichen unrichtigen, aber bloß abergläubischen Geschmack. Der unrichtige geistliche Geschmack in Absicht auf das Erhabene, Göttliche, Schöne und Vollkommene bey der Religion ist bloß lasterhaft, wenn man bey geistlichen Dingen auf Gott, und was göttlich ist, gar nicht siehet, und bey demjenigen, was wahrhaftig göttlich, erhaben, schön und vollkommen ist, die Empfindungen hat, die man bey einer kriechenden, niederträchtigen, einfältigen, schändlichen Sache haben muß, und im Gegentheil das Ungöttliche, Niederträchtige, Heßliche und Schändliche als etwas Erhabenes, Schönes, Ruhmwürdiges empfindet. Jener, der sich einer demüthigen Ehrerbietung und eines eifrigen Gottesdienstes schämet, der Völlerey und Unzucht aber rühmet, hat einen solchen unrichtigen und lasterhaften Geschmack. Oft ist der bisher beschriebene Geschmack abergläubisch und lasterhaft zugleich.

gleich. Ein solcher Geschmack war bey einem Paulus vor seiner Bekehrung, da er die Christen verfolgete. Sein Geschmack an der Grausamkeit war lasterhaft. Er war aber zugleich abergläubisch, denn er sahe hierbey auf Gott, und hielt seine Verfolgung der Christen für einen Gottesdienst. Man kann noch weit mehrere Arthen des verdorbenen geistlichen Geschmacks von einander unterscheiden. Man gedenke einen recht empfindlichen Geschmack auf das Wahre und Falsche bey der Religion, und entferne davon das zärtliche Gefühl einer christlichen Menschenliebe; so hat man den Geschmack eines strengen Partisans, der aus Empfindlichkeit gegen das Wahre der Religion hasset, schilt, lästert, verdammet, köpfet und brennet. Jener Pharisäer hat den zärtlichen Geschmack auf eine äusserliche Feyer des Sabbats, er empfindet aber keinen Eckel, wenn er Wittwen-Häuser verschlucket. Dergleichen Mischungen und Theilungen kann man sich noch weit mehr vorstellen und auch wirklich in der Welt finden. Ingleichen hat der Geschmack so wol überhaupt, als auch insbesondere der geistliche

mehr Grade, als man bestimmen kann. Ich begnüge mich damit, daß ich die merklichsten Gattungen angezeiget habe.

§. 21.

Die Quellen davon.

Ich gehe fort auf die Ursachen, welche den guten Geschmack in Absicht auf die Empfindlichkeit bey dem Göttlichen und Ungöttlichen, Erhabenen und Niederträchtigen, Schönen und Heßlichen, und überhaupt Vollkommenen und Unvollkommenen der Religion hindern und verderben. Die erste, stärkste und allgemeinste ist die Schwachheit unsers Verstandes und die ietzige Unordnung und Heftigkeit in unsern natürlichen Trieben. Unser Verstand ist zu gar zu grossen Irrthümern und Thorheiten aufgelegt, und gelangt er zu einiger Erleuchtung, so sind doch manche natürliche Begierden so sehr heftig, daß die Empfindungen, welche durch die Sinne und Einbildungskraft entstehen, weit stärker sind, als die innern Empfindungen, so die Vorstellungen der Vernunft wirken. Wie oft wird das Sprichwort erfüllet? Video meliora proboque; deteriora sequor. D. i. Ich sehe etwas Besseres und billige es; dem Schlechtern

tern aber gehe ich nach, und folglich finde ich mehr Geschmack an demselben. Dieses Verderben wird durch eine schlechte Erziehung sehr erhöhet. O! wie gar viel hänget von der Erziehung der Jugend ab, und wie vielen Einfluß hat selbige in den geistlichen Geschmack der Menschen? Wird Jemand nicht von Jugend auf empfindlich auf die Religion gemacht, wird ihm die Hoheit der göttlichen Majestät und die Schönheit der Tugend und die Herrlichkeit des Himmels nicht von Kindheit an rührend vorgestellet, wird im Gegentheil das Laster erhoben und gerühmet, wie schwehrlich wird ein solcher iemahls zu einem guten Geschmack in Absicht auf das Erhabene, Schöne und Vollkommene in der Religion gelangen? Böse Exempel und Gesellschaften, besonders solcher angesehenen Personen, als ich §. 17 angeführt, treiben dieses Uebel auf den höchsten Grad. Man lerne dieses besonders an den Nationallastern. Wie viel hundert Jahre sind die Deutschen Christen gewesen, ehe das alte Laster der Völlerey unter ihnen abgenommen hat? Unsere Zeiten sind erst so glücklich, daß sie uns

einen

einen bessern Geschmack von der Mässigkeit einflössen. Und warum ist diese Tugend so gar lange recht infam unter uns gewesen? Das böse Exempel hat die Ehrbegierde, ein Held im Saufen zu werden, von einem Geschlecht auf das andere fortgepflanzet. Hält man sich viel in Gesellschaften auf, wo man die Laster erhebet und ehret, Gottesfurcht aber verhönet, so fangen wir auch leicht an, uns selbiger zu schämen, und bekommen endlich einen Eckel für derselben. Lasterhafte Bücher, liederliche Romane und Schauspiele nebst einer üppigen Musik tragen auch ein grosses zu einem verdorbenen geistlichen Geschmacke bey. Sie bringen in das Gemüth ein rohes, wildes Wesen, wobey kein guter Geschmack seine zarte Empfindlichkeit behalten kann. Gar zu grosses und schleuniges Glück und gar zu grosses Unglück pflegen, wie den Geschmack überhaupt, also auch insbesondere den geistlichen Geschmack leicht zu verderben. Der weise Agur hat dieses erkannt, und daher beides durch Gebeth von sich abzulehnen gesucht. Sprichw. Salom. Cap. 30. v. 7-9. Endlich ist dieses schon genug,

unsern

unsern geistlichen Geschmack zu verderben, wenn wir aufhören denselben zu üben. Hat Jemand einen Geschmack an Gott und seinem Worte und an einer aufrichtigen Gottseeligkeit, höret aber auf an sich zu arbeiten und seine Seele in der Betrachtung Gottes und seines Wortes und in Lesung erbaulicher Bücher und im Umgange mit gottseeligen Leuten zu unterhalten, und zerstreuet sich in lauter weltlichen Dingen, dessen geistliches Gefühl wird bald unempfindlich werden, und es wird so gar lange nicht dauern, so bekommt er einen Geschmack an den Lastern. Ich zeige nur die vornehmsten Quellen eines verdorbenen geistlichen Geschmacks an. Wer nachdenket und auf dasjenige achtet, was in der Welt geschiehet, wird noch mehr Ursachen finden, die hier und da in einzelnen Fällen denselben verderben.

§. 22.

Wie Jemand zu einem guten geistlichen Geschmack zu führen.

Nun kann ich zeigen, was von Menschen (*) geschehen muß, wenn Jemand zu einem guten geistlichen Geschmack, so wol in Absicht auf das Wahre und Falsche,

(*) Ich sage mit Fleiß, was von Menschen geschehen muß. Denn daß Gott hierbey auch

sche, als auch auf das Erhabene, Schöne und Vollkommene gelangen soll. Und zwar richte ich hierbey mein Absehen vornehmlich auf diejenigen, deren Verstand in etwas gebauet wird: denn der Geschmack der Uebrigen richtet sich fast ganz allein nach den Exempeln, welche sie um sich haben. Soll aber der gute geistliche Geschmack durch menschliche Hülfe befordert werden, so geschiehet dieses am leichtesten in der Jugend, und zwar, so weit meine Einsicht reichet, müßten dabey folgende Regeln beobachtet werden:

I. Bemühe man sich einem Menschen von Jugend auf recht erhabene Begriffe von Gott beyzubringen. Man führe ihn auf die erstaunende Werke Gottes, und lerne ihn den unendlichen Schöpfer darinne erkennen und bewundern. Man gebe ihm

auch sein Werk habe, lehret uns die Schrift, und wer selbiges will in Zweifel ziehen, der bedenke nur, wie der geistliche Geschmack von so manchen Menschen durch ein solches Schicksahl herumgesetzt und verbessert worden, welches in der Gewalt der Menschen nicht gestanden, sondern bloß von dem größten Zusammenhange der Welt abgehangen, welchen Niemand als der allwaltende Schöpfer eingerichtet.

ihm Poesien in die Hände, worinne Gott mit einer männlichen Stärke beschrieben wird. Man setze selbige in angenehme Melodeyen und besinge in denselben öfters die Gottheit.

II. Lasse man einen solchen die Bibel in einer guten Uebersetzung fleissig aber ohne verdrießlichen Zwang lesen, und zeige ihm das Göttliche, Heilsame und Schöne, so darinne liegt, und besonders die seelige Hoffnung, so sie uns giebt und wie sie den Menschen mit seinem Gott in die genaueste und angenehmste Verbindung zu setzen suchet.

III. So bald der Verstand einige Stärke bekommt, führe man einen solchen Menschen auf den Grund der Religion. Man zeige ihm, warum man einen Gott glaubet, und warum wir die Schrift als eine göttliche Offenbahrung annehmen. Man erinnere ihn oft, daß man in einer so wichtigen Sache, als die Religion ist, nichts ohne eine ernsthafte Untersuchung annehmen müsse.

IV. Führe man hierbey eine junge Person immer auf die Ausübung der Religion, nicht aber auf eine gesetzliche, fürch-

terliche

terliche und lästige Arth, sondern dadurch, daß man ihm oft vorhält, wie erhaben und gar liebenswürdig der gütige Gott sey, wie viele Wolthaten wir von ihm geniessen, wie dieses Wesen an uns gedenke, und verdiene, daß unser Geist an ihm hange. Man zeige ihm die Schönheit und den ewigen Nutzen der Tugend. Man besinge selbige in reizenden Poesien. Man mache seinen Augen die Heßlichkeit und Schädlichkeit der Laster an Exempeln sichtbahr, und stelle ihm das Niederträchtige derselben recht lebhaft vor.

V. Vergesse man nicht, ihn von der Schwäche unsers Verstandes und der Unordnung unserer heftigen Begierden, ingleichen von unserer Ohnmacht und Niedrigkeit gründlich zu überzeugen und ihm dieses recht empfindlich zu machen. Besonders überführe man ihn, daß Gott kein gleichgültiges und schläfriges Wesen sey, sondern auf die Schönheiten und Ordnung seiner Geschöpfe sehe. Man stelle ihm nachdrücklich vor, wie unanständig und betrübt es sey, Himmel und Erde bewegen sich auf Minuten und Secunden nach dem Wink ihres Schöpfers, nur der Mensch, diese

diese vernünftige Kreatur, nicht. Diese habe Verstand und Gedächtniß, vergesse aber ihres Schöpfers. Sie habe einen freyen Willen, versage aber dem obersten Beherrscher den Gehorsahm. Sie sey verweslich und brüste sich als eine Gottheit.

VI. Hiermit verbinde man eine gründliche Betrachtung des wichtigen und unschätzbahren Werks der Erlösung. Man zeige ihm das Unendliche der göttlichen Weisheit, Heiligkeit und Liebe, so Gott darinne offenbahret, und was er thut, um bey der Gnade, die Heßlichkeit und schädliche Wirkung der Sünde recht kund zu machen, damit die Gnade uns keine Gelegenheit zur Sicherheit gebe.

VII. Man führe ihn in Gesellschaften, wo man Gott und Tugend erhebt, und die Laster verachtet. Wo man sich eine Ehre daraus macht, sich als vernünftige Geschöpfe zu beweisen, Ehrerbietung gegen Gott und Liebe zu einer wahren Gottseeligkeit blicken zu lassen.

VIII. Ist nun Jemand auf diese Weise gegründet und in einem guten Geschmack fest gesetzet, so zeige man ihm die Welt in ihrem Unglauben und in ihrem Wust der

Laster. Man sage ihm zum Voraus, was er in derselben finden werde. Man mache ihm die Meinungen und Gewohnheiten derselben bekannt. Man erzähle ihm mit einem Schauder, wie man die Religion angreifet und verlachet, und eine recht ernsthafte Gottesfurcht für ein Zeichen eines schwachen Geistes angiebet.

Und weil es ganz gewiß ist, daß diejenigen, so auf Universitäten, in den Krieg, bey Hof und sonsten in die Welt kommen, Schriften lesen oder wenigstens Reden hören, worinne man Religion und Tugend bestreitet; so gebe man einem solchen vorher, die allergiftigsten Bücher in die Hände, man gehe sie mit ihm durch, man lehre ihm vor allen Dingen den rednerischen Wind und die lächerlichen Vergleichungen, wie auch groben Zoten und tölpelhaften Scheltworte von dem Wesen der Hauptsache absondern. Man übe ihn die Gründe in ihrer ersten natürlichen Blösse aufzusuchen und zu zergliedern, und die Schwäche derselben zu entdecken. Man gebe ihm nicht einerley, sondern mancherley Auflösungen der Zweifel, damit er sich helfen könne, er möge diese oder

jene

jene Philosophie annehmen. Man mache ihn anbey mit den besten Büchern bekannt, in welchen man das Gegengift wieder jenes Gift findet, und lasse ihn selbige mit einer untersuchenden Aufmerksamkeit lesen. Ich halte es allezeit für sicherer, daß die Freunde der Religion einem jungen Menschen die Gründe und Bücher wieder die Religion und Tugend bekannt machen, als wenn es die Feinde derselben thun. Es ist sehr gut, wenn einem jungen Menschen gezeiget wird, was für falsche Kunstgriffe die Feinde der Religion zu gebrauchen pflegen. Dergleichen sind:

1) Das Vorgeben, daß die eifrigen und ernsthaften Verehrer der Religion, besonders die Geistlichen, lauter tumme und eigensinnige Köpfe wären, die Freygeister aber allein Menschen-Verstand hätten.

2) Daß die gesunde und von allen Irrthümern freye Vernunft, und die Vernunft der Freygeister einerley sey, da doch selbige selbst in so vielen Stücken einander widersprechen, und auch kein Mensch eine vollkommen gesunde Vernunft hat, sondern ein Jeder seine Irrthümer heget. Sie stehen so fest auf diesem Satz, daß sie be-

haupten, Gott könne unmöglich anders denken, wie sie, und was daher mit ihren Gedanken nicht übereinkomme, könne unmöglich eine göttliche Offenbahrung seyn.

3) Daß sie die Hauptbeweise für die Religion insgemein nicht in ihrem rechten Zusammenhange angreifen, sondern nach dem ietzt gemeldeten Grundsatz die Lehren der christlichen Religion für thörigt und folglich ungöttlich erklären.

4) Daß sie von einigen irrigen Meinungen einer Secte auf die Nichtigkeit der ganzen Religion schliessen.

5) Die Religion nach dem Sinn einiger einfältigen Verehrer annehmen, und vorgeben, sie haben die ganze Religion umgestürzet, wenn sie die einfältigen Gedanken einiger seichten Glieder wiederlegt haben.

6) Daß sie annoch ungewisse Muthmassungen der Philosophen der Offenbahrung entgegen setzen.

7) Sich mit allerhand lächerlichen Einfällen, thörigten Gleichnissen und mit groben Scheltworten behelfen.

8) Daß sie eine recht ernstliche christliche Tugend und übertriebene und abergläubische Uebungen einfältiger Personen, oder auch

auch gottloser Heuchler, mit einerley Nahmen belegen, und eines mit dem andern lächerlich machen.

Gewiß, ein Mensch, der diese Kunstgriffe kennen gelernet, und in den Schriften der Ungläubigen und der Vertheidiger der Laster wahrgenommen, wird durch selbige nicht so leicht verführt werden, als einer, der nie von dergleichen etwas gehöret, und dem von den Feinden der Religion und der Tugend Augen und Ohren ganz unvermuthet damit angefüllet werden. Ich halte es daher bey den heutigen Zeiten für höchst nöthig, daß man Personen, von welchen man muthmassen kann, daß sie mit der gebaueten Welt werden bekannt werden, das Gift des Unglaubens und der Laster nebst einem guten Gegengift kennen lernet.

§. 23.

Die vielen Gelegenheiten, einen guten geistl. Geschmack zu verderben.

Nun aber führet mich die Ordnung auf eine weit schwehrere Aufgabe, welche ich aufzulösen habe. Was ist zu thun, wenn Jemand zu einem guten geistlichen Geschmack gelanget, daß er denselben nicht wieder verliere? Wie verwahret man einen Menschen in einer Welt, deren Geschmack größtentheils höchst verderbt ist,

daß er von selbiger nicht angesteckt werde? Ich werde betrübt, wenn ich bedenke, wie vieler Gefahr ein guter geistlicher Geschmack, besonders bey einem jungen Menschen, ausgesetzt ist. An den Orten, wo man die Weisheit und guten Geschmack mit grossen Kosten zu holen suchet, sind so viele Lehrer, die ein junger Mensch als Orakel anbethet, und welche selber vorgeben, daß ihre Gedanken untrüglich, und sie diejenigen Leute, die nichts als gesunde Vernunft besitzen, und deren Geist recht edel und erhaben, hierbey aber den Glauben der Christen, oder wenigstens eine recht christliche Tugend hönisch verlachen, ihre Zuhörer mit Bespottung derselben belustigen, der Laster sich aber berühmen. Es ist ihnen viel zu gemein, Gott bey seinen Nahmen zu nennen. Lieber nennt man den Himmel, die weise und gütige Natur, und leget diesem Nahmen bey, was Gott zukommt. Z. E. die gütige Natur hat dafür gesorget, daß das Auge Fallthüren hat, und sich schliessen kann, u. dgl. m. Der Nahme Jesus ist ihnen gar etwas Unanständiges, und zu sagen, mein Heiland, ist ihnen eine Schande, die sie unmöglich

möglich auf sich nehmen können. Weit lieber spielen sie mit einem Jupiter, einem Mars, einem Apollo, einem Pluto, und ich weiß nicht, mit was für Gespenstern des heidnischen Aberglaubens. Dieses ist witzig. Dieses zieret grosse Leute. Gehen sie etwa einmahl an Orte, wo man öffentlich bezeuget, daß man einen Gott glaubet, und als den höchsten Wolthäter verehret, seine hohen Eigenschaften rühmet, und für seine Gnade danket; so macht man einen Scherz daraus, um ja zu verhüten, daß Niemand denke, man thue dieses aus Religion und Ehrerbietung und Dankbarkeit gegen Gott. Andere zu einer christlichen Gottseeligkeit zu ermuntern, ihnen Gottes Wort ernsthaft anzupreisen, für die Laster aber zu warnen, würde sie in den Ruf frommer Christen bringen. Das sey ferne von ihnen! O ihr berühmten Weisen eines ehemahligen Heidenthums, die ihr euch dadurch von andern Secten unterschieden, daß ihr die Tugend zum vornehmsten Zweck eurer Philosophie gemacht, und euch und euren Schülern weit strengere Uebungen vorgeschrieben, als selbst das Christenthum fordert, wie oft ge-

denke ich eurer? Wie beschämet ihr einen grossen Theil christlicher Gelehrten? Wie emsig waret ihr, euren Schülern einen rechten Geschmack von der Tugend beyzubringen, da ietzt ein grosser Theil der Gelehrten alle Kräfte ihres Verstandes anwenden, den Geschmack junger Leute zu verderben und Ruthen der Länder zu erziehen? Ich weiß aus eigener Erfahrung, was für eine Gestalt solche Lehrer ehemahls meinem Gemüth gegeben.

§. 24.

Fortsetzung des Vorigen.

Kommt man aus niedrigen und hohen Schulen weiter in die Verbindungen und Gesellschaften der Welt, wie verhaßt ist da bey den mehresten ein recht gesunder geistlicher Geschmack, und wie viele Mühe giebet man sich denselben lächerlich zu machen und zu verderben. Hat Jemand ein lebendiges Gefühl von der unendlichen Majestät, die Himmel und Erde beherrschet: giebt es uns eine grosse Freude, einen weisen und gütigen Gott zu haben, der unsere Schicksahle regieret: haben wir ein sehnliches Verlangen, diesem heiligsten Wesen zu gefallen: merken wir hierbey unsere Unvollkommenheit, den Mangel unserer

unserer Liebe gegen das höchste Gut und die Wiederspenstigkeit unsers Herzens, die Pflichten vernünftiger Kreaturen zu erfüllen: empfinden wir es, als etwas sehr Schändliches, daß ein mit unzähligen Wolthaten überhäuftes Geschöpf seinen Schöpfer und Wolthäter nicht achtet: erkennen wir es als die größte Unvernunft, wenn ein sterblicher Mensch sich wieder die Absichten des Allmächtigen in Dingen, die seine Weisheit und Güte unserer freyen Wahl überlässet, auflehnet: wird uns angst wegen einer seeligen Ewigkeit: suchen wir mit einem Ernste, welcher der Wichtigkeit der Sache gemäß ist, die Versöhnung, die uns die ewige Liebe in Jesu anbietet: halten wir eine liebreiche Vereinigung mit Gott für unsere vornehmste Glückseeligkeit: reden wir gern von Gott und göttlichen Dingen; so siehet man uns an als Leute, die in eine grosse Krankheit des Verstandes verfallen sind. Man verlacht, man verspottet uns. Man belegt uns mit anzüglichen Nahmen. Man trinket auf die Gesundheit unserer Gedanken, d. i. man wünschet, daß wir nicht mehr mögen solche Narren

seyn, und Gott der größten Liebe und Ehrerbietung würdig achten. Wir sollen nicht so thörigt handeln und uns mit Sorgen wegen der Ewigkeit schleppen. Wir sollen so vernünftig seyn, daß wir ohne alle vernünftige Ueberlegung fortlaufen, unser Weg mag nach dem Himmel oder nach der Hölle gehen. Wer wollte so abgeschmackt seyn und viel reden von Gott und der zukünftigen Welt? Ein Geist vom Geschmack hat erhabenere Dinge, womit er sich abgeben kann. Ein Kartenspiel, ein Reifrock, ein Schönpflästergen, ingleichen ob Harlequin in der letzten Comödie seine Sache gut gemacht, ob Sibille gut getanzt, wer auf dem Bal die beste Maske gehabt, dieses sind Dinge, womit ein Geist vom Verstande sich und andere unterhält. Und wer wollte viel in der Bibel und erbaulichen Büchern lesen? Für einen muntern und witzigen Kopf gehören Romane und Comödien. Selbige belustigen, machen belebt, geben gute Einfälle, womit man sich beliebt machen kann. Kann man den andern dennoch nicht von den Gedanken bringen, daß Gott und Tugend erhabnere Dinge

seyn,

seyn, so fangen die Herren vom Verstande an, zu schelten und zu lästern, und einen solchen eigensinnigen Kopf als einen Wahnwitzigen aus ihrer Gesellschaft zu verbannen. So unvernünftig dieses alles ist, so schwehr ist es demselben zu wiederstehen und seinen guten geistlichen Geschmack dabey zu erhalten. Von so vielen angesehenen und glänzenden Personen gehasset, verachtet, verlacht und als ein Wahnsinniger verbannet zu werden, ist schon etwas ganz hartes, besonders für einen jungen Menschen, der durch selbige sein Glück zu machen gedenket. Er giebet nach. Er stellet sich ihnen anfänglich mit einer grossen Unruhe gleich. Nach und nach verlieret sich sein geistliches Gefühl. Das Gewissen schläft ein. Er bekommt den Geschmack der Welt. Wie ist diesem Verfall vorzubeugen? Hier höret menschlicher Witz und Hülfe bey nahe ganz und gar auf. Bey der ersten Bildung des geistlichen Geschmacks bleibt den Menschen noch ein ziemliches übrig. Zu der Erhaltung desselben aber kann der geringe und ohnmächtige und grossentheils unansehnliche Haufe der gottseeligen und

tugend-

tugendhaften Menschen wenig beytragen. Gott und dessen weise Fügungen müssen hier bey nahe alles thun. Denn die Frommen sind insgemein zu schwach die Verachtung und das übrige Uebel, so die Welt auf die Gottseeligkeit leget, zu heben. Gott aber kommt denen, die ihm sind erzogen worden, und welche sich ihm mit aufrichtigem Herzen gewidmet haben, zu Hülfe. Ich führe nur etwas von demjenigen an, was ganz sichtbahr ist. Bald schenket er seinen Freunden ein Glück, ohne daß sie die Welt dazu nöthig haben. Bald füget er, daß eine ihm geheiligte Person an das Ruder kommt, die durch ihr Ansehen die Laster und besonders die Verlachung der Frömmigkeit zurück hält. Zu einer andern Zeit macht er die Absichten derer, welche anfangen, der Welt sich gleich zu stellen, zu nichte, und zeiget ihnen, daß sie ohne ihn nichts erreichen können. Er lässet sie die Falschheit der Welt erfahren und fühlen, wie gar unsicher ihre Freundschaft, und daß, wenn man sie sie öfters einige Jahre mehr, als ihn selber angebethet, sie dennoch uns verlässet und mit Undank lohnet. Bald wirft

er

er diejenigen, welche in Gefahr stehen, ihr geistliches Gefühl der Welt aufzuopfern, durch eine Krankheit darnieder, und stellt sie an den Rand der Gruft und der Ewigkeit, schärfet dadurch ihr Gewissen und lässet sie empfinden, wie gar eitel alles unter der Sonne, wie wenige Erquickung die Welt alsdenn geben könne, und wie unschätzbahr die Freundschaft Gottes sey. Zu Zeiten ist auch einem Lasterhaften an einem solchen gelegen, auf dessen Redlichkeit er sich vollkommen verlassen kann. Er findet ihn nicht unter denen, welche mit ihm die Laster lieben. Er muß ihn daher unter den Tugendhaften suchen. Und also muß öfters der Lasterhafte die Tugend erhöhen. Durch solche und andere Umstände und Fügungen macht Gott seinen Freunden die Verleugnung dieser Welt leichter, und erhält sie bey dem angenehmen Geschmack seiner Liebe und einer ungeheuchelten Gottesfurcht, bis er sie zur Seeligkeit vollendet.

§. 25.

Was Menschen hierbey thun können, kommt vornehmlich auf folgende Stücke an,

Was zu thun, um einen gu-

ten geistlichen Geschmack zu behalten.

an, daß ein Frommer dem andern zuruft, auf seiner Hut zu stehen, das Gebeth und das Wort Gottes nicht zu verlassen, an die Verheissungen und Drohungen Gottes zu gedenken und ihm getreu zu bleiben bis ans Ende. Diejenigen aber, so einmahl erleuchtet sind, und geschmecket haben die himmlischen Gaben und theilhaftig worden sind des Heiligen Geistes, und geschmecket haben das gütige Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt, haben bey einem solchen Zuruf der Knechte Gottes und gläubiger Brüder sich allezeit in der Wachsamkeit über sich selber zu ermuntern. Vor allen Dingen müssen sie sich recht fest überzeugen und an andern Exempeln abnehmen, daß sie den Sinn Jesu Christi und ihr geistliches Gefühl wieder verlieren und in Sicherheit und Unempfindlichkeit verfallen können, damit sie niemahls von dem Gebrauch der Mittel ablassen. So bald ein Mensch glaubet, er habe sich mit lauter guten Eigenschaften so fest verbunden, daß sie nicht von ihm können getrennet werden; so hat er schon wirklich den Anfang gemacht, ein Thor zu werden, und

wird

wird von einer Unvollkommenheit zur andern zurückfallen. Nie muß sich ein Mensch eine ganz unüberwindliche Stärke zutrauen, sondern immer auf sich achten, sich in Demuth an Gott halten, seinen Geschmack durch das Wort Gottes und andere erbauliche Bücher und den Umgang mit weisen und gottseeligen Seelen bauen und immer zärtlicher machen und eine gar zu genaue Gemeinschaft mit der Welt, so viel sich thun lässet, vermeiden.

§. 26.

Wie man sich zu verwahren, daß das Ansehen grosser Leute unsern Geschmack nicht verderbe.

Weil ich aus eigener Erfahrung weiß, wie sehr unser geistlicher Geschmack durch das Ansehen grosser Gelehrten und anderer glänzenden Personen, welche entweder alle Religion, oder wenigstens eine recht ernstliche Gottseeligkeit verlachen und bespotten, leidet, und wie sehr uns so wol ihr Lob als ihre Verachtung, besonders in jungen Jahren, zusetzet; so will ich noch einige menschliche Vortheile anzeigen, wodurch man den Eindruck, den sie in unser Gemüth zu machen pflegen, in etwas schwächen kann. Vor allen

allen Dingen hat man sich zu überführen, daß ein aufgeklärter Verstand in einigen Dingen die größte Einsicht haben und sehr vielen Witz besitzen, und in einer andern Sache recht einfältig und tumm seyn könne. Ich beweise dieses mit ganz merklichen und bekannten Exempeln. Man hat grosse Rechtslehrer, die aber nicht im Stande sind, den geringsten Proceß geschickt zu führen. Wir haben Aerzte, welche sich durch ihre Wissenschaft in der ganzen gelehrten Welt einen grossen Nahmen gemacht, und wenn sie die bekannteste Krankheit heilen sollen, so begehen sie solche Fehler, die einem Badergesellen kaum zu gute gehalten werden. Wir haben berühmte Lehrer der Gottesgelahrtheit, welche sehr geschickt auf dem Katheder zu disputiren wissen. Sollen sie aber eine Katechismus-Lehre halten, oder einem Sterbenden mit einem erquickenden Gebeth beystehen, so bringen sie das abgeschmackteste Zeug vor. Es kann Jemand den besten Geschmack in der Baukunst und Mahlerey haben, und ist ganz unempfindlich auf die Schönheiten der Musik und Poesie. Es ist folglich

auch

auch möglich und oft genug auch wirklich, daß Jemand in diese und jene Sachen die größte Einsicht hat und bey der Religion verliert sich der Verstand und er beweiset sich ganz albern. Weil mir bey meinem Vorhaben so sehr viel daran gelegen, diesen Satz auf eine überzeugende Arth zu beweisen, so will ich ein recht merkwürdiges Exempel beysetzen (*). Der große Cardinal Richelieu, welcher Verstand

(*) Ich nehme dieses aus des Herrn Canzlers von Mosheim Sittenlehre der heiligen Schrift Th. II. p. 490. Er schliesset seine Erzählung von dem Cardinal Richelieu nach der ihm gewöhnlichen grossen Scharfsinnigkeit mit diesen Worten. „Kann man sich enthal„ten, wenn man diese und andere Thorheiten „der Leute lieset, die für die Allerklügsten ge„halten worden, kann man sich enthalten zu „zweifeln, ob das menschliche Geschlecht auch „recht eingetheilt werde, wenn man es in „Kluge und in Thoren, in Witzige und Un„witzige, in Scharfsinnige und Einfältige „abtheilet? Sind denn auch wahrhaftig „Kluge in der Welt? Und sind diejenigen, „die uns so groß und weise scheinen, nicht „vielleicht Leute, die ihren Unverstand nur „geschickter verbergen können, aufs höchste „Leute, die in vielen Dingen etwas weniger „Thorheit sehen lassen, als die übrigen Men„schen?

stand genug hatte, sich nicht nur das Ruder von Frankreich in die Hände zu spielen, sondern auch ganz Europa zu vermögen, ihn entweder zu ehren, oder zu fürchten, suchte sein Gemüth, welches noch einige Religion hatte, bey seinen vielen unrechtmässigen Handlungen dadurch zu beruhigen, daß er sich überredete, und bey harten Strafen durch ganz Frankreich zu lehren befahl, eine grosse Angst und Bangigkeit der Seelen, eine starke Furcht der Höllen und des göttlichen Zorns sey das einige und gewisseste Zeichen der wahren Busse, und es werde nichts mehr, als dieses, dazu erfordert. Ferner aber ließ er sich von einem Lehrer der Sorbonne, Nahmens Lescot, eine schriftliche Versicherung geben, daß er nicht würde verdammt werden, welche er allezeit bey sich trug. Wie witzig, wie klug ist dieser grosse Staats-Mann in Angelegenheiten der Regierung, und wie seicht und einfältig in Sachen der Religion? Hätte er einen liederlichen und untreuen Bedienten gehabt, welchem bey seinem übeln Betragen bisweilen angst worden, daß er möchte gestraft werden, und der aus diesem Grunde verlangt, daß ihm

der

der Cardinal alle Bubenstücke nachsehen möchte, ohne daß er sich besserte, so würde er ihm gedoppelte Strafe zuerkannt haben. Dennoch aber begreift dieser grosse und ausnehmende Verstand nicht, daß er einem solchen Bedienten bey seiner Lehre und Wandel gleiche. Er suchet Ruhe in einer schriftlichen Versicherung, die er einem angesehenen Lehrer abgepresset, daß er nicht würde verdammt werden. Er trägt sie daher bey sich. Welche Einfalt! Hat man aber so viele und so besondere Exempel, daß Jemand in der einen Sache sehr verständig, in einer andern aber höchst unverständig seyn könne, so ist es eine grosse Uebereilung, wenn man sich durch die Gelehrsamkeit und das Ansehen eines solchen, der wenige oder gar keine Religion hat, in derselben lässet irre machen. Wer in dieser so sehr wichtigen Sache sich nicht gern will auf Abwege bringen lassen, muß, so viel er nur immer vermag, selber forschen und untersuchen, ob dieser und jener grosse Verstand auch weise auf die Religion sey, oder ob er in selbiger seine Schwäche habe. Wer recht fürsichtig seyn will, thut wol, wenn er hierüber auch andere zu Rathe ziehet, und ihre

Gedanken vernimmt. Und damit das Vorurtheil des Ansehens bey einzelnen grossen Leuten in unserm Gemüth seine Kraft verliere, so gebe man Achtung, ob man gar nicht finde, daß sie hier oder da ganz offenbahr irrig und recht schwach geurtheilet und geschlossen, und einer angenommenen Favorit-Meinung dergestalt nachgehangen, daß sie auf die deutlichsten Thorheiten gerathen. Man wird dergleichen bey allen Gelehrten ohne Ausnahme entdecken können. Haben wir solche Schwachheiten bey einem grossen Geiste gefunden, so werden wir ihn nicht mehr für untrüglich halten, sondern uns dahin bringen können, daß wir denken: vielleicht schließt er in der Religion eben so schlecht. Da ich sehr mit dem Vorurtheil des Ansehens, besonders bey Schriften der Irrgläubigen, zu streiten habe, weil mir schon in ziemlich jungen Jahren beygebracht worden, daß die so genannten Freydenker insgemein die größten Geister zu seyn pflegten; so ist dieses das erste, wornach ich in den Schriften derselben sehe, ob ich nicht etwas finden könne, da sie recht schwach und frey, d. i. ohne alle Regel gedacht haben. Und ich bin noch allezeit so

glück-

glücklich gewesen, daß ich dergleichen häufig in den Schriften der witzigsten Freygeister gefunden, wie davon in der vorhergehenden Betrachtung Proben vor Augen liegen. Eben dieses beobachte ich bey andern grossen Gelehrten, welche viele besondere Meinungen behaupten. So haben mir ehemahls die besondern Sätze eines Grotius und Clericus, welche ich noch bis diese Stunde als Sterne der ersten Grösse unter den Gelehrten ansehe, sehr viel zu thun gemacht, bis ich endlich gewahr worden, daß bey ihrem grossen Verstande die Menschheit sie dennoch nicht ganz verlassen, sondern sie ebenfalls offenbahren Uebereilungen unterworfen gewesen. Am leichtesten werde ich in meinem Gemüth Herr über das Ansehen anderer, wenn ich finde, daß bey ihren Einsichten ausschweifende Leidenschaften herrschen. Spüre ich, daß Jemand so hochmüthig, daß er glaubt, Niemand habe so viel Licht, wie er, ja es sey lauter Licht in seiner Seele, und nimmt die Sprache der Marktschreyer an, und ruft: ich, ich bin der Mann, oder er raset, und schilt und scherzet pöbelhaft, wie ein Dippel und Edelmann, und andere ihres gleichen,

so fällt ihr Ansehen bey mir auf einmahl hinweg. Denn es ist unleugbar, daß heftige Affecten den Verstand zu unpartheyischer Erforschung der Wahrheit ganz ungeschickt machen, und selbigen völlig verfinstern. Mehr können mich der subtile Witz und die feinen Spöttereyen eines Voltaire beunruhigen. Lese ich aber, daß seine Einbildungskraft die versteinerten Fische, welche man hier und da auf den höchsten Bergen findet, aus Küchen vornehmer Herren, erholet, welche ehemahls daselbst gestanden, und woraus dergleichen geworfen, und hernach versteinert worden, so werde ich überzeuget, daß dieser muntere Geist eben sowol geschickt ist, die ungereimtesten Meinungen hervorzubringen und zu vertheidigen, wie andere seichte Köpfe, und das Ansehen seines Urtheils hält mich nicht mehr auf, einer Religion Beyfall zu geben, die auf so festen Gründen ruhet, wie die christliche.

§. 27.

Fortsetzung des Vorigen.

Was eine eifrige Ausübung der Gottseeligkeit betrifft, so gereichet es einem Anfänger, ja auch wol einem schon Geübtern im Christenthume leicht zu einem Anstoß, daß so viele scharfsinnige, gelehrte und vornehme

nehme. Personen, und zwar solche, die doch auch Christen seyn wollen, sich einer aufrichtigen Nachfolge Christi schämen, und diejenigen verhönen, welche in Besorgniß gerathen, so bald sie merken, daß sie von diesem vollkommenen Muster abweichen. Wie ungern wollen wir Narren in den Augen derer seyn, welche von dem grösten Haufen bewundert und angebethet werden? Wie leicht fällt uns ein: was so grosse, angesehene und gelehrte Christen thun, muß doch wol so gar ungerecht nicht seyn? Selbige wollen doch auch seelig werden. Man wird des rechten Weges nicht verfehlen, wenn man ihnen folget. Damit uns diese Steine des Anstosses in dem Laufe des Christenthums nicht so leicht aufhalten, so wird es unserm Gemüth einige Hülfe geben, wenn wir diese Arth Personen nicht nur von derjenigen Seite betrachten, von welcher sie groß, witzig und weise erscheinen, sondern sie auch von der Seite ansehen, wo ihre Schwachheit, Niederträchtigkeit und Unvernunft sichtbahr ist. Man merke bey denen, welche reich und erhaben vor der Welt, nicht aber zugleich reich an Tugend sind, auf einen Theil desjenigen, darinnen sie ihre Grösse

und ihr Vergnügen suchen. Wie klein und unweise erscheinen sie alsdenn? Sehet, wie vergnügt kommt Damon aus jener erhabenen Gesellschaft? Er bewundert sich selber und glaubt recht groß zu seyn. Und warum? Er hat zwey Stunden zugebracht, einer Person, die nicht sehr schön, zu beweisen, daß sie die Schönste sey. Seine Worte haben überzeuget, ob er sie gleich ohne Ueberzeugung gesprochen. Wie groß muß daher sein Geist nicht seyn? Ein ander schwöret einem dritten bey vollen Gläsern die allertreueste Freundschaft zu, und indem er dieses thut, betrügt er ihn und versetzt ihm den schädlichsten Streich. Er zählt dieses unter die Beweise von der ausnehmenden Grösse seines Geistes, und hält sich eben deswegen für würdig das Haupt über andere in die Höhe zu heben. Will man den Geschmack dieser Leute recht kennen lernen, so richte man seine Augen nur auf ihre vornehmsten Beschäfftigungen, Reden und Ergötzungen; so werden wir aufhören, von ihrem äusserlichen Glanze auf die Hoheit ihrer Seele und auf die Vortrefflichkeit ihres Geschmacks einen Schluß zu machen. Man folge einige Tage diesen Personen

und

und achte auf ihre Beschäfftigungen und besonders auf ihre Reden und Zeitvertreib, man bringe dieses alles, so viel möglich, zu Papiere, man setze den Titel davor: Characters vor andern vernünftiger und erhabener Seelen. Wird mehr als dieses nöthig seyn, um ein recht lächerliches und läppisches Buch zu schreiben? Wird auch Jemand zu überreden seyn, daß der Titel mit dem Inhalte des Buchs übereinkomme? Wird man nicht glauben, daß der Titel nur spottsweise demselben gegeben worden? Wird man nicht sagen, das allermehreste des Buchs bestehe aus nichtswürdigen Tand? Wenn man das Capitel von den Reden dieser edlen Seelen aufschlüge, würde man nicht ganze Bogen lesen müssen, ehe man einen einzigen vernünftigen Gedanken anträfe? Was für Possen, was für nichtswürdige, ja schändliche Dinge würde man nicht in der Rubrik des Zeitvertreibs finden? Wenn man die Beschäfftigungen, Reden und Belustigungen eines fleissigen, verständigen und tugendhaften Bauers darneben schriebe, würden selbige nicht ein weit edleres Bild darstellen, als jene Dinge? Noch eins. Wenn Jemand

jenen erhabenen Seelen eine Lobrede halten wollte, und erzählte darinne diejenigen Gedanken, Reden, Geschäffte und Ergötzungen, worauf sie die vornehmsten und mehresten Kräfte ihres Gemüths richten, und womit sie sich ein und alle Tage vornehmlich abgeben: würden sie selber glauben, daß man sie gelobt hätte? Würden sie erlauben, daß man diese Lobrede druckte? Würde man sie nicht vielmehr als eine Schmähschrift ansehen und auf das härteste ahnden? Was ist hieraus zu schliessen? Ich unterstehe mich nicht einmahl solches zu sagen. Am wunderbahresten wird das Bild dieser Menschen, wenn man sie als Christen betrachtet. Sie wollen doch, Gott soll sie unter seine Freunde zählen, Jesus soll sie am Ende ihrer Tage zu einer seeligen Unsterblichkeit erhöhen, er soll sie in die vergnügte Gesellschaft derer führen, welche sich ihm völlig ergeben, sich seiner gerühmet, ihm gefolget und in ihm ihr vornehmstes Gut gesuchet haben, diesen wollen sie vollkommen gleich geachtet, geehret und belohnet werden. Was für grobe Unvernunft leget man aber hierdurch nicht an den Tag? Der Allwissende soll sie für seine Freunde erken-

erkennen, da sie ihn doch nicht würdig geachtet an ihn zu gedenken, und es für unanständig, ja schimpflich gehalten, ihm auch nur so viele Ehrerbietung, Hochachtung und Liebe zu beweisen, als sie sterblichen Gottheiten erzeiget. Jesus soll sie ehren, da sie sich seiner geschämet und ihm alle Ehre versaget, ja diejenigen verlachet und verspottet, die eine treue und eifrige Liebe gegen ihn blicken lassen. Wie gar unverständig und hochmüthig sind diese Gedanken. Was ist es denn, das sie so angenehm vor Gott machen soll? Dieses, sie haben zu Zeiten und besonders auf dem Krankenbette gesagt: Gott sey mir Sünder gnädig; aber mit dem innern Vorbehalt, wenn sie wieder gesund werden, und überhaupt, so lange sie leben, von der Sünde nie abzulassen. Die Sünde ist ihnen daher auch nicht zuwieder, es gehet ihnen nicht zu Herzen, daß sie den Willen der höchsten Majestät und des liebenswürdigsten Vaters der Menschen ganz spöttisch verachten und dem höchsten Wolthäter alle Erkänntlichkeit und Dankbarkeit versagen; dieses thut ihnen nur wehe, daß eine Hölle ist. Was machte Gott aus sich selber und aus seinem Reiche, wenn er solche

che frevelhafte und niederträchtige Verächter denen wollte gleich machen, die sich ihm aus zärtlicher Liebe völlig aufgeopfert? Würde er hiermit seine heiligste Gerechtigkeit nicht verleugnen? Würde er sich nicht in das Ansehen setzen, es sey bey ihm gleichviel, ob man ihn liebe oder verachte, erkänntlich oder undankbahr, ordentlich oder unordentlich sey? Er gebe zwar Gesetze; er halte aber nicht drüber? Und was für eine Gestalt würde alsdenn sein Reich bekommen? Niemand würde die Sünde mehr scheuen und fliehen. Es würde alsdenn alles in die größte Unordnung gerathen, und der Himmel würde eine Wohnung verruchter Bösewichter, und folglich eine Hölle werden. Ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch ein solches von Gott erwarten kann? Wie tumm, wie albern und abgeschmackt denket mancher Kluger dieser Welt bey der Religion? Wollte man aus ihrem Betragen gegen Gott Regeln für ihre eigene Bediente ziehen: wollte man selbigen sagen, sie sollten sich um ihre Herrschaften wenig bekümmern, das wenigste von ihren Befehlen ausrichten und ihren eigenen Lüsten nachgehen,

gehen; und wenn Jemand unter ihnen wäre, der die Herrschaft zärtlich liebte, ihr treu und ergeben und gehorsahm wäre, den sollten sie als einen einfältigen Geck auslachen, verachten und bespotten, und wenn sie es einmahl gar zu arg gemacht, so sollten sie sagen: die Herrschaft vergebe es mir, und so gleich sollten sie ihre Unordnung nur von neuem anfangen, und hernach immer wieder um Vergebung bitten: wollte man den Bedienten solcher Herrschaften dergleichen Regeln geben, und noch dazu fordern, die Herrschaften sollten ihnen allezeit vergeben und sie ihren Kindern gleich achten, so würden sie glauben, man sey toll und rasend. Wenn sie aber solchen wiedersinnigen Regeln gegen Gott folgen und die unbilligsten Forderungen an denselben thun, so muß es Klugheit heissen.

§. 28.

Weitere Fortsetzung des Vorigen.

Nicht klüger denket ein grosser Theil der Gelehrten in Dingen, so die Religionsübungen angehen. Damit uns ihr Exempel und das Ansehen ihres Verstandes in einer wahren Gottseeligkeit nicht irre mache, so beobachte man sie da, wo sie in ih-

ihrer Schwäche erscheinen. Es kann Jemand in gewissen Stücken grosse Wissenschaften haben und in andern Dingen ist er ein recht kleiner und seichter Geist. Man betrachte die Gelehrten in ihrem Hochmuthe und gelehrten Streitigkeiten. Man richte seine Augen auf jene beiden Männer, welche die gelehrte Welt als Lichter der ersten Grösse ansiehet. Sie sind beide geehrt, aber eben dieserwegen beide misvergnügt. Keiner kann es leiden, daß der andere auch unter der Anzahl der ersten Gelehrten stehen soll. Ein Jeglicher siehet den andern nur als einen Irrwisch an, und es verdrießt ihn bis auf den Tod, daß andere nicht gleicher Meinung sind. Ein Jeder schilt ganz gewaltig auf die Zeitungsschreiber, welche des andern Werke loben, und es geht ihm durch die Seele, wenn der andere mit ihm gleichen Rang bekommt. Wie gar tumm erkläret einer den andern? Wo hat der Neid und die Unzufriedenheit mehr Gewalt als in dem Gemüthe mancher grossen Gelehrten? Die größte Gelehrsamkeit hindert nicht, daß Jemand nicht könne das allerniederträchtigste und schändlichste Gemüth

müth haben. Ist auch wol Jemand so heßlich, ja abscheulich, der nicht von diesem oder jenem Gelehrten bis in den Himmel erhoben wird, wenn man hofft, durch ein solches Lob gewisse Vortheile zu erschleichen? Würde die Welt nicht wenigere Tyrannen und verwüstende Bezwinger der Länder haben, wenn sie von den Geschichtschreibern weniger gelobt würden? Es erwecket bey mir oft eine traurige Verwunderung, wenn ich sehe, wie dieser und jener Gelehrte, der es für sich viel zu seicht hält Gott und den, so er zu unserm Heil gesandt, öffentlich zu verherrlichen, niederträchtig genug ist alle Kräfte seines Geistes auf unedle Schmeicheleyen einer sterblichen Gottheit zu richten. Man achte ferner auf die Gelehrten in der Freundschaft. Wie viele findet man unter ihnen, die eine recht vertraute und ununterbrochene Liebe mit einander verbindet? Wie viele sind derer, welchen wir uns möchten anvertrauen? Macht uns ihre Gelehrsamkeit sicher, daß sie nicht die schändlichste Falschheit an uns ausüben, und darinne so gar einen Theil ihres Ruhms suchen und uns als einfältige

tige auslachen werden? Wie viele Mühe giebet sich endlich mancher Gelehrter, wie viel bricht er von seinem Schlafe ab, und arbeitet, daß sein Nahme in allen gelehrten Tagebüchern stehen möge? Und bekümmert sich gar nicht darum, ob er gleich ein Christ ist, daß sein Nahme in dem Buch der Freunde Gottes angeschrieben sey, und er unter jenen vollkommenen Geistern einen ewigen Ruhm habe. Soll man dieses eine Klugheit nennen, die da verdienet, nachgeahmt zu werden? Es ist folglich gewiß, die Gelehrsamkeit kann sich mit den größten und tummesten Thorheiten und den niederträchtigsten Lastern in einer Seele vertragen. Man merke hierauf mit Ueberlegung, und sammle sich davon viele Erfahrungen, damit wir selbige unserm Gemüth vorhalten können, wenn das böse Exempel und das Gespött der Gelehrten unsern geistlichen Geschmack verderben, und uns in ernstlicher Ausübung einer vernünftigen Gottseeligkeit aufhalten will. Man sehe sich ferner um in der Welt, so erblicket man hier und da auch unter den Gelehrten noch solche Personen, welche mit den weitläuftigsten

Wis-

Wissenschaften eine recht eifrige Gottesfurcht verbinden. Ich will einige von solchen nennen, die schon verstorben sind, und welche ohne einigen Wiederspruch nicht nur mit einem ausnehmenden Verstande und Gelehrsamkeit, sondern auch mit einem recht feurigen Eifer für die Gottesfurcht sind begabt gewesen. Wer kennt den Nahmen eines Durchlauchtigen Augusts, Herzogen zu Braunschweig, der nicht zugleich seinen durchdringenden Verstand und weitläuftige Wissenschaften bewundert? Und so groß sein Verstand und Gelehrsamkeit war, so zärtlich war auch seine Liebe zu Gott und der christlichen Religion. Wer zweifelt daran, daß Veit Ludewig von Seckendorf, Gilbert Burnet, Jacob Basnage, und andere dergleichen hochberühmte Personen einen ganz ausnehmend grossen Verstand, eine ausgedehnte und gründliche Erkänntniß der subtilesten Wissenschaften, und eine sehr tiefe und von Jedermann bewunderte Einsicht in Staatssachen gehabt? Dennoch sind sie zugleich recht grosse Muster einer eifrigen Gottseeligkeit gewesen. Sind nicht ein Erhard Weigel

und ein Robert Boyle Gelehrte von der ersten Grösse gewesen? Und sie waren zugleich grosse Lichter unter denen Christen, bey welchen die Lehre des Evangelii einen gottseeligen Wandel gezeuget. Und wer wird mir wiedersprechen, wenn ich behaupte, daß die frommen Männer, Carl Hildebrand von Canstein, Ahasverus Fritsch, Thomas Ittig, Philipp Jacob Spener, Johann Adolph Hofmann und *La Placette* eine ansehnliche Stelle unter den Gelehrten verdienen (*)? Man sehe auf solche würdige Exempel, und halte sich zu ihnen; man höre ihre Reden, und lese ihre Schriften, so wird unser geistlicher Geschmack sehr viel dadurch gewinnen, und das Exempel und Gewäsch unchristlicher Gelehrten uns nicht so leicht auf ihre Seite dahin reissen.

§. 29.

(*) Wer von den angeführten sehr berühmten und zugleich gottseeligen Personen mehrere Nachricht verlanget, kann nachschlagen das Dictionaire des Moreri, das allgemeine historische Lexicon, Heinsii Kirchen-Historie und andere Werke, welche die Kirchen- und Gelehrten-Geschichte erzählen.

§. 29.

Ich berühre noch mit wenigem, wie gar viel auf einen guten geistlichen Geschmack ankomme. Ist er verdorben, so kann solches schon in dieser Welt von der größten Wirkung seyn. Ist er abergläubisch und dabey empfindlich, so bürden wir uns nicht nur selber unnöthige Lasten auf, sondern er kann auch ganze Gesellschaften beschwehren, und in die traurigsten Zerrüttungen setzen. Wie qvälet sich nicht manche redliche Seele in einem traurigen Kloster, wo man die beschwehrlichsten Gelübde übernimmt? Und wie manche andere Seele führet das ängstlichste Leben, weil sie einen unrichtigen geistlichen Geschmack hat, und allerhand Dinge nach unrichtigen Empfindungen beurtheilet? Wie viele tausend andere Menschen beunruhiget und foltert jener, weil er bey seiner Macht einen unvernünftigen Eckel wieder diejenigen hat, welche mit ihm nicht in allen Stücken der Religion gleiche Meinung hegen? Gehet der Geschmack eines Menschen auf die Laster, so beunruhiget er ebenmässig sich und andere. Wie eckelhaft und beschwehrlich ist der Umgang

Wie gar viel auf einen guten geistl. Geschmack ankomme.

mit hochmüthigen und eigensinnigen Seelen? Ja, wie viele Häuser, Städte und Länder hat der Hochmuth und Eigensinn zerstöret? Und wie viel darf man auf ein Gemüth bauen, so in einer üppigen Wollust sein höchstes Gut suchet? Vornehmlich aber hat unser geistlicher Geschmack einen grossen Einfluß auf unsere Wolfahrt in der zukünftigen Welt. Ist selbiger unrichtig und verwöhnt, so schicket sich der Himmel nicht für uns, und wir dienen nicht in den Himmel. Ist es uns ein höchst trauriges Geschäffte an Gott viel zu gedenken und selbigen zu verherrlichen: ist es uns eine unerträgliche Last, bey unsern Begierden auf seinen Willen zu sehen und Tugend auszuüben: ist es uns höchst verdrießlich, unsere Zeit in einer Gesellschaft zuzubringen, wo Vernunft und Sittsamkeit herrschet: halten wir es für unmöglich, da recht vergnügt zu seyn, wo man nicht spielt oder säuft, oder mit liederlichen Possen und verliebten Tand sich aufhält, oder andere spöttisch aufziehet und verlachet, oder eine leichtfertige Musik und einen lächerlichen Harlequin höret; wie wird der Himmel

ein

ein Ort des Vergnügens für uns seyn können, wo alles nach Verstand und einer sittsamen Tugend schmecket? Wie wird uns jene Versammlung gefallen können, da uns hier alle Gesellschaften eckeln, die jener nur in etwas ähnlich sind? Haben wir einen verdorbenen geistlichen Geschmack, so schicken wir uns auch nicht für den Himmel. Wir würden ja denselben, wie hier die Erde, mit allerhand sündlichen Vergnügungen anfüllen, welche alles in Unordnung und Unruhe setzten. Der witzige Spötter würde fortfahren, eine Gesellschaft dadurch zu belustigen, daß er einen andern lächerlich machte. Der Hochmüthige, der da glaubet, er könne unmöglich vergnügt seyn, wenn er nicht viele unter sich siehet, würde suchen, sich über andere zu erheben. Der Eigensinnige würde auf seinem Kopfe stehen, und verlangen, daß alle übrige sich nach ihm richten sollten. Würde der Himmel auch ruhiger und seeliger seyn, wie anietzo die Erde? Würde dort mehr Vertraulichkeit und vergnügte Freundschaften seyn, wie hiernieden? Und wie würde man alsdenn nicht erst eine zärtli-

che Liebe zu Gott und eine eifrige Begierde tugendhaft zu seyn verlachen? Wie würde man alsdenn nicht erst die treuen Freunde und Verehrer des Höchsten, die alle ihre Kräfte ihrem Schöpfer und Erlöser geheiliget, bespotten, wenn man sähe, daß es bey Gott gleich viel, ob man ihn ehre oder verachte? Und würde alsdenn der Himmel den Unendlichen verherrlichen? Würde man ihm alsdenn die Vollkommenheiten noch beylegen können, welche ietzo Himmel und Erde von ihm predigen? Nein, nein, es ist gewiß, ein verdorbener geistlicher Geschmack schicket sich nicht an den Ort, wo Gott die größte Vollkommenheit und Ordnung seiner Geschöpfe und in selbigen das Unendliche seiner Weisheit, Güte, Heiligkeit und Macht offenbahren und eine Gesellschaft verständiger Geister vollkommen vergnügt und seelig machen will. Ich kann leicht erachten, daß mancher hierbey lachet, und dafür hält, daß er dort gar leicht einen andern Geschmack annehmen werde. Allein, worauf gründet man denn diesen Gedanken? Auf die Schrift? Diese versichert, daß in jener Welt von einem Laster-

sterhaften keine Veränderung des Gemüths zu erwarten. Sie betheuret, daß, wenn Jemand hier keine Treue beweiset, man von selbigem in jener Welt dergleichen nicht hoffen und ihm die Güter derselben nicht anvertrauen werde (*). Sie saget, daß eher ein Mohr seine Haut und ein Parder seine Flecken wandeln werde, ehe diejenigen anfangen Gutes zu thun, welche erst des Bösen recht gewohnt und darinne verhärtet sind (**). Wo giebet uns also die Schrift Hoffnung, daß man seinen Geschmack so leicht ändern werde? Will man sich auf die Erfahrung und die Natur der Seele berufen, so geben auch selbige zu diesen Gedanken keinen sichern Grund ab. Man versuche es doch bey Jemanden, bey welchem sich ein gewisser verdorbener Geschmack erst recht fest gesetzt, man bemühe sich, seinen Sinn zu ändern. Man mache doch, daß ein Gemüth, so viele Jahre nichts als Romanen und verliebte Comödien gelesen, einen Geschmack an der Bibel und erbauli-

(*) Luc. Cap. 16. v. 10. 11. 12.
(**) Jerem. Cap. 13. v. 23.

chen Schriften und an jenen einen Eckel bekomme. Man mache, daß ein Mensch, der in lauter Possen und schmutzigem Geschwätz alt worden, in selbigen ein Misvergnügen empfinde und durch ernsthafte, sittsahme und verständige Unterredungen vergnügt werde. Man bringe es dahin, daß eine Zunge, die bisher alle Leute angetastet, nunmehr auf die Entschuldigung menschlicher Fehler, und auf ein liebreiches Lob ihres Nebenmenschen beredt werde. Man nehme die Hände einer Person, die bis ins Alter nichts sonderliches in der Welt gethan, als Karten gemischet, und gewöhne sie mit gleicher Begierde, ein Buch zu ergreifen, worinne die Majestät und herrlichen Werke Gottes besungen werden, oder sonsten etwas nützliches mit ihren Händen zu arbeiten. Man setze einen Menschen, der sich viele Jahre der Religion geschämet, und geglaubt, eine eifrige Verehrung Gottes sey wieder seinen Stand, dergestalt herum, daß er eine wahre Ehre darinne suche. Man bewege einen Hochmüthigen und Eigensinnigen, daß ihn ein demüthiges Nachgeben gegen andere vergnüge.

Man

Man wird durch die Erfahrung überzeuget werden, wie schwehr ein recht eingewurzelter böser Geschmack zu verbessern. Man nehme einen Menschen, dessen geistlicher Geschmack lange Zeit verwöhnt gewesen, und nun verbessert werden soll. Man mag ihn in dieser Absicht der größten Vorzüge theilhaftig machen oder aber in ein Zuchthaus sperren, wir werden selten unsern Zweck erreichen. Wollen wir gedenken, ich bin ganz anders, ich kann mich leichter von Thorheiten und bösen Gewohnheiten losreissen als andere, so mache man doch die Probe. Man ändere so gleich seinen Sinn, und mache, daß dasjenige, so uns ietzo wiedrig und eckelhaft ist, auf einmahl zu einem entzückenden Vergnügen werde, und das, was wir ietzt lieben, einen beständigen Wiederwillen erwecke. Wir werden merken, daß wir uns eine Stärke zugetrauet, die wir nicht besitzen. Ist es aber so schwehr, einen verdorbenen geistlichen Geschmack zu verbessern, und doch unmöglich, ohne diese grosse Veränderung ein Bürger der seeligen Stadt Gottes zu werden; so urtheile man, von wie gar grosser Wichtigkeit ein

gesunder geistlicher Geschmack sey, und ob es vernünftig und sicher, wegen desselben ganz sorglos und unbekümmert zu seyn und zu bleiben? Wahrhaftig unglückliche Menschen! deren innerer Sinn so verwöhnt ist, daß er von den erhabensten Wahrheiten das Gefühl lächerlicher Thorheiten hat, und die ungereimtesten und gefährlichsten Sätze als wichtige Wahrheiten empfindet. Unglückliche Menschen! welche von Jugend auf so geführet werden, daß ihnen dasjenige eckelhaft wird, was dem Weisesten gefällt, und zu einer wahren Seeligkeit unumgänglich nothwendig ist, und dasjenige vergnüget, was dem grossen Gott entgegen, und sein Reich

in Unordnung und Elend

setzet.

Register
der vornehmsten Sachen.

A.

Absicht angenehmer Schicksahle, 18. Wiedriger Verhängnisse, 19 u. f. Der beschwehrlichen Arbeiten, 41. Des Krieges, der Theurung und anderer wiedrigen Begebenheiten, 42
Allmacht erstreckt sich nicht auf wiedersprechende Dinge, 54
Armen Schulen, darinne arme Kinder lesen und schreiben lernen, ob sie schädlich, 372 u. f.

B.

Bann, eine besondere Arth desselben, 399
Bauer, ob ein liederlicher nützlicher als ein tugendhafter, 286 u. f.
Bediente, gute, ob sie durch Tummheit zu erhalten, 373
wie sie zu erlangen, 376
Bekehrung, bey selbiger kommt das wenigste auf uns an, 4. 5
Brand, grosser von London, ob er ein Glück für diese Stadt gewesen, 315

C.

Christen. Ob ein Staat von lauter wahren Christen zwischen unchristlichen Reichen bestehen könne. Siehe Vorrede.

D.

Duelle, was von selbigen zu halten, 388 u. f.

E.

Erde ist nach der Gemüths-Verfassung der Einwohner eingerichtet, 24. 25 u. f.

F.

Fabel von den Bienen. Nachricht von diesem Buch und dessen Inhalt, 146 u. f.
Feuersbrünste, ob selbige gut für ein blühendes Gewerbe, 313. 315
Friede stehet in der Hand Gottes, 9. 10 u. f.

G.

Geizige, ob sie zum Wol der Welt nothwendig, 262
Gelehrsamkeit. Die größte verträgt sich mit den tummesten Thorheiten und Lastern in einer Seele, 544
Gelehrte. Ob grosse Gelehrte eifrige Christen seyn können, 545 u. f.
Geschmack, mancherley Bedeutung dieses Wortes 411 u. f. Wenn derselbe gut oder verdorben, 415
Geschmack des Schönen und Heßlichen, Vollkommenen und Unvollkommenen, in wie fern er veränderlich oder nicht, 418 u. f. Allgemeine Haupt-Regeln, wornach er sich richtet, 421 u. f. Wie er zu bilden und zu verbessern, 425 u. f. Wirkungen der Einbildungs-Kraft in denselben, 439 u. f. Was die Musik dabey thun könne, 441 u. f. Wie er verderbt werde, 443 u. f.
Geschmack des Wahren und Falschen, 444. Was Natur und Kunst dabey thun, 455. Wie er zu verbessern, 456 u. f. Wie er verdorben wird, 460 Wie gefährlich es um denselben stehe, 464
Geschmack geistlicher, was er sey, 465. Ist entweder gut oder verdorben, 467. Geistlicher Geschmack des Wahren und Falschen, 468 u. f. des Vollkommenen und Unvollkommenen, 472 u. f. Arten des verdorbenen geistlichen Geschmacks, 482 u. f. 500 Quellen desselben, 486 u. f. 506. Wie er fortgepflanzet wird, besonders durch die Höfe, Soldaten und Academien, 490 u. f. 518. Wie der gute geistliche Geschmack zu befordern, 509 u. f. Wie er zu befestigen und zu verwahren, 517. 523 u. f. 525 besonders wieder die bösen Exempel angesehener und gelehrter

gelehrter Personen, 527 u. f. 534 u. f. Wie gar viel auf einem guten Geschmack beruhe, 548 u. f.
Glück. Von unserm Glück stehet das wenigste in unserer Gewalt, 1 u. f. Es hanget von Gott ab, 14. 15
Gott siehet auf die sittliche Beschaffenheit der Menschen, 23. 24 u. f. Hat die Erde nach der Gemüths-Verfassung der Einwohner eingerichtet, 24. 25 u. f. Sucht die Laster einzuschränken und die Tugend zu befordern, 30. 31. 39. 40. Zweifel dagegen und deren Auflösung, 57. 58

H.

Handwerkspursche, ob die liederlichen nützlicher als die tugendhaften, 273 u. f.
Hungersnoth, ob selbige zum natürlichen Wol der Erde nothwendig und folglich keine Strafe, 81 u. f.

K.

Kinderzucht, was Eltern zu einer guten Kinderzucht bewegen soll, 136 u. f.
Kleider, ob derselben bey den Lastern mehr verbraucht werden, als bey der Tugend, 269 u. f.
Krieg hänget von Gott ab, 9 u. f. Ob er zum natürlichen Wol der Erde nothwendig und folglich keine Strafe, sondern eine Wolthat, 81 u. f. Ob er das Gewerbe blühend mache, 98 u. f. Ob er die Laster mehr befordere, als hemme, 111 u. f. Ob, wenn kein Krieg entstünde, viele tausend Menschen Hungers sterben müßten, 246

L.

Lächerlich. Wie ein Satz oder Schluß lächerlich werde, 451 u. f. 495 u. f. Wie uns etwas thörigtes und lächerliches sehr wichtig scheinen könne, 453
Laster, ob mit Aufhebung der Laster alles Gewerbe aufhören würde, 188 u. f. Ob ohne selbige kein Volk könne groß und ansehnlich seyn, 240 u. f. Eins wird durch das andere weislich bestraft, 117 u. f.

Lasterhafte, selbigen gehet es öfters wol, 53. Warum sie nicht allemahl unmittelbahr auf ihre Sünden gestraft werden, 59 u. f. Das Glück derselben ist oft ein Glück der Tugendhaften, 61 u. f. Warum sie von Gott nicht alle getödtet und aus der Welt weggeschafft werden, 76. 77. Ob sie nützlicher, als Tugendhafte, 286. 273
Leben. Wie gar nützlich die öftere Betrachtung der Kürze desselben, 124 u. f. Wie sehr viel eine solche Betrachtung zu unserm Vergnügen beytrage, 129 u. f.
Lesen, ob das Vermögen zu lesen gemeinen Leuten nachtheilig, 373

M.

Mandeville. Nachricht von demselben, 148
Müssiggänger, wie selbigen zu rathen, wenn die Welt tugendhaft würde, 351 u. f. 356 u. f.

N.

Nahrung. Ob die Tugend die Nahrung mindern würde, 326. Wie diejenigen bey der Tugend ihre Nahrung finden sollten, die ietzo bey Gelegenheit der Laster und der Unglücks-Fälle ihren Unterhalt erwerben, 327 u. f. 345 u. f.

O.

Obern fallen bey der Tugend nicht gänzlich weg, 359

P.

Pest, ob selbige eine Strafe oder Wolthat, 81 u. f. ob selbige die Laster mehr befordert oder hindert, 111 u. f.
Puntsch, ob die Laster einem angenehmen Puntsch gleichen, 292 u. f.

R.

Reformation der Religion, ob selbige den Staaten weniger vortheilhaft gewesen, als die Erfindung durchgenehter Unterröcke, 353
Reichthümer, grosse Ungewißheit derselben, 126 u. f.

S. Schau-

S.

Schauspiele, wie selbige unter Christen müßten beschaffen seyn, 477. 478
Schicksahle, siehe Verhängnisse.
Schiffbruch, ob er vortheilhaft für eine Seemacht, 323 u. f.
Schimmel ist ein ordentlicher Rasen, so Blumen trägt, 35
Sieg kommt von Gott, 12. 13
Simei. Anmerkung über sein Gespött wieder David, 120. 121
Soldaten, woher selbige ihre Nahrung haben sollten, wenn die Laster hinwegfielen, 247 u. f. 348 u. f.
Spiel, wenn selbiges unerlaubt, 476
Strafen, unmittelbahre, ob sie alle Lasterhafte tugendhaft machen würden, 65. Regeln, wornach Strafen einzurichten, 72. Regeln, wornach Gott straft, 81 u. f.
Sünden, siehe Laster und Lasterhafte. Ob es Sünden gebe, 141 u. f.

T.

Triebe, natürliche, sind dem Menschen sehr nöthig, 178 u. f. Ob sie überhaupt betrachtet Fehler der Natur, 209. 338. Ob sie durch die Tugend ganz getödtet werden, 199 u. f.
Tugend ist eine Sache, wobey das wenigste auf uns selber ankommt, 3 u. f. Wahrer Begriff von derselben, 178 u. f. Ob sie alles Gewerbe aufhebe, 188 u. f. Ob sie alle sinnliche Vergnügen verwerfe, 191 u. f. Ob sie alle natürliche Triebe tödte, 199 u. f. Ob es bey selbiger unmöglich, daß ein Volk zu einer weltlichen Grösse und Hoheit gelange, 240 u. f. Ob sie alle Tapferkeit aufhebe und feig mache, 250 u. f. Ob sie alle Wissenschaften und Künste vernichte, 343 u. f. Ob sie nur eine Eigenschaft einfältiger Köpfe, 386 u. f.
Tugendhafte haben oft wenig Glück, und viel Unglück, 53

U.

Uebel. Ob ohne das sittliche und physicalische Uebel alle menschliche Verbindung und Gesellschaft aufhören würde, 214. 217

Unglück. Wie weit unser Unglück von uns selber und von andern Umständen abhange, 6. 7. 8

Unterröcke gestickte und durchgenehte, ob selbige den Staaten mehr Vortheile gebracht, als die Reformation der Religion, 353

V.

Verhängnisse, göttliche haben ihre Absichten, 16. 17 Verschiedene wiedrige Verhängnisse gehören zu dem natürlichen Wolseyn der Erde, 18. 19. Andere aber nicht, 20. 21. Andere sollen den Lastern wehren und die Tugend befordern, 41. 42 u. f. Wie ein Vernünftiger wiedrige Verhängnisse annehme, 48. Nach was für Regeln angenehme und wiedrige Verhängnisse gemischt werden, 45. 49. 50 u. f. Wirkungen wiedriger Verhängnisse bey einem christlichen Gemüthe, 122 u. f.

Verleugnung seiner selbst, wahrer Begriff derselben, 183. 184

Verschwender, grosse, ob sie zum Glück der Staaten nothwendig, 262. 266. Ob die kleinen Verschwender nothwendig, 273

Verstand ein in etwas gebauter armer Leute, ob er dem Staat nachtheilig, 372 u. f.

Volk, die Grösse und Hoheit eines Volkes, ob sie von den Lastern abhange, 329 u. f.

Vorzug. Ob aller Vorzug bey der Tugend verschwinden würde, 359 u. f.

W.

Waisenhäuser, ob sie den Staaten schädlich, 361 u. f. 370 u. f.

Weisheit ist eine Sache, wovon wir unserer Wahl und Bemühungen das wenigste zuschreiben können, 3

Wol, natürliches der Erden, 18. 19

Fm 1086
S



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-1192015415-1883789672-18/fragment/page=0599



Betrachtungen über die Weisen Absichten GOTTES,

bey den Dingen,

die wir in der menschlichen Gesellschaft und der Offenbahrung antreffen,

ausgefertiget

von

Johann Friedrich Jacobi,

Prediger an der Creuzkirche in Hannover.

Dritter Theil.

Zweyte Auflage.

Hannover,

in Verlag sel. Nicolai Försters und Sohns Erben Hof-Buchhandlung, 1755.

Gymnasium zu Quedlinburg

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-1192015415-1883789672-18/fragment/page=0601